Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde

10. Jahrgang 1935

Kurt Kabitzsch · Verlag · Leipzig

Digitized by Google

UNIV. OF CE[illegible] LIBRARIES

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde

Herausgegeben für die
Landesstelle für Volksforschung und Volkstumspflege im NSLB Sachsen
durch K. E. Fritzsch, Dresden, in Verbindung mit B. Schier, Leipzig u. A. Spamer, Dresden

Unter Mitwirkung von: Dr. S. Sieber, Aue; Dr. W. Frenzel, Bautzen; K. Ruderisch, Birkwitz; Prof. Dr. A. Wirth, Dessau; Doz. Dr. R. Augst, Dresden; Hofrat Prof. Dr. h. c. O. Seyffert, Dresden; A. Zirkler, Dresden; Prof. Dr. M. Wähler, Hannover; Dr. M. Freytag, Hann.-Münden; H. Steglich, Kamenz; Prof. Dr. R. Kötzschke, Leipzig; Prof. Dr. E. Mogk, Leipzig; A. Walz, Leipzig; Dr. F. Sieber, Löbau; Dr. E. Pietsch, Plauen i. V.

Mit den regelmäßigen Beilagen:
Die Fundpflege
Das Heimatmuseum
Sächsischer Flurnamensammler

10. Jahrgang 1935
Mit 48 Abbildungen und Karten im Text

Curt Kabitzsch / Verlag / Leipzig

Digitized by Google

Sämtliche Rechte
insbesondere das der Übersetzung
vorbehalten

Druck von Lippert & Co. G.m.b.H., Naumburg (Saale)

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde

Seite

Abhandlungen:

Dölling, W. und Fritzsch, K. E.: Sitte und Brauch in der Ernte im Kreise Rochlitz. Mit 1 Abb. im Text 116
Dutschmann, G.: Ein Gemeindehammer von Wilmsdorf. Mit 1 Abb. im Text . . 154
Fritzsch, K. E.: An die Erforscher, Pfleger und Künder des deutschen Volkstums . . 1
Groh, F.: Bürgermeisterrechnung, Ratswahl, Ratspredigt und Übergabe im Bergstädtlein Falkenstein i. V. bis zur Einführung der Städteordnung am 1. Januar 1833, zugleich ein Stück Kulturgeschichte und Volkskunde 86
Hentschel, E.: Die Ortsumläufe der Lommatzscher Pflege. Mit 4 Abb. und 1 Übersichtskarte im Text 142
Kell, O.: Die Sippenforschung im Rahmen der Volkstumspflege 49
Langer, J.: Zum Aufbau einer Ortsgeschichte 43
Leipoldt, J.: Stand und Aufgaben der Flurnamenkunde in Sachsen 110
Leistner, M.: Das Richterholz von Bärenwalde 155
Liebenam: Die Halloren. Mit 4 Abb. im Text 105
Martens, A.: Urkundliche Belege über vogtländisches Brauchtum zum menschlichen Lebenslauf 82
Pietsch, E.: St. Gehilfenkapellen im Vogtland. Mit 2 Abb. im Text 75
Pietsch, E.: Weitere vogtländische Bornkinnlfiguren. Mit 1 Abb. im Text 188
Ruderisch, K.: Wilhelm Heinrich Riehl. Mit 1 Bildnis 4
Rudolf, R.: Nordböhmische Krippenkunst. Mit 3 Abb. im Text 180
Rudolph, Edgar: Flurnamenkunde in der Volkstumsarbeit 30
Rudolph, Edgar: Tönerne Bornkindel. Mit 1 Abb. im Text 186
Schier, Br.: Böhmisch-sächsische Studien 161
Schier, Br.: Die Sage vom Schrätel und Wasserbären. Mit 2 Karten im Text . . 164
Schiller, W.: Die Rufnamen der Schulkinder im Kreise Döbeln. Mit 2 Abb. im Text 54
Schrage, E.: Zum südvogtländischen Haus. Mit 2 Abb. im Text 90
Sieber, Friedrich: Erziehungsziele des volkskundlichen Unterrichts 11
Sieber, Friedrich: Obersächsische Volksmärchen 129
Sommer, K.: Praxis der Bauernhausforschung. Mit 4 Abb. im Text 38
Spamer, A.: Stand und Aufgaben der Deutschen Volksforschung 97
Steglich, H.: Weg und Ziel praktischer Volkstumsarbeit in der Landesstelle für Volksforschung und Volkstumspflege des NSLB, Gau Sachsen. Mit 4 Abb. im Text 22
Walz, A.: Blut und Boden und ihr Einfluß auf die Prägung des vogtländischen Volksschlages. Mit 1 Karte im Text 66
Wild, E.: Ein kulturgeschichtlich-volkskundlich bedeutsames Denkmal der südvogtländischen Mundart 93

Nachrichten 60, 124, 156, 190
Tagung der Sächsischen Gaufachstelle für Volkskunde der NS-Kulturgemeinde Abt. Volkstum und Heimat (früher Sächsischer Verband für Volkskunde) in Plauen i. V. 65

Umfragen (Antworten) 57, 158, 190

Bücherschau 64, 127, 159, 190

Archiv: Familienkundliches 59

Digitized by Google

Seite

Die Fundpflege

Abhandlungen:

Andert, W.: Johannes Felix 75 Jahre alt 1
Kutsche, R.: Neufunde und Aufstellungen von Steinkreuzen im Kreise Pirna. Mit 1 Abb. im Text 33
Moschkau, R.: Eine frühdeutsche Wehranlage im Oberholz, Amtsh. Leipzig, gefährdet. Mit 1 Abb. im Text 21
Moschkau, R.: Nordisches Feuersteingerät aus Westsachsen. Mit 3 Abb. im Text 2
Moschkau, R.: Wiedererkannte Latène-Fundstücke von Boberſen b. Riesa und Zeithain, Windmühle. Mit 2 Abb. im Text 42
Radig, W.: Die Burgwälle Ostthüringens 9
Radig, W.: Sachsens Vorgeschichte in Forschung und Lehre 23
Richter, J.: Ein Hockerfund in Miltitz, Amtsh. Leipzig. Mit 1 Abb. im Text 41
Sieber, Siegfr.: Eine Steinaxt von Aue, Amtsh. Schwarzenberg. Mit 1 Abb. im Text 36
Versammlung der Vertrauensmänner für Bodenaltertümer aus der Kreishauptmannschaft Leipzig 27
Fundmeldungen und Nachrichten 8, 16, 28, 37, 47
Sächsische Gesellschaft für Vorgeschichte 19, 30, 39, 48
Bücherschau 31, 40

Das Heimatmuseum

Abhandlungen:

Inwieweit sind Ausstellungen genehmigungspflichtig? 22
Entleihung von Kunstwerken aus deutschen Museen 23
Henze, E.: 50 Jahre Altertumsverein und Museum in Torgau. 17
Innungsaltertümer und Museen. 2
Klocke: Das Heimatmuseum Ballenstedt 3
Neuorganisation des Museumswesens 23
Pietsch, E.: Die Heimatmuseen des Vogtlandes 9
Reichserziehungsminister und Heimatmuseen 2
Reinhold, E.: Döbeln: Neuordnung des Stadtmuseums 21
Schulze, F.: Das Stadtgeschichtliche Museum zu Leipzig am Abschluß des ersten Vierteljahrhunderts 4
Stephan, G.: Neuerwerbungen in den Kamenzer Museen. 5
15 Jahre Vereinigung mitteldeutscher Ortsmuseen 23
19. Tagung der Vereinigung mitteldeutscher Ortsmuseen am 4. und 5. Mai 1935 in Chemnitz 12
Aus der Heimatbewegung 6, 15
Neue Museen 7, 15, 24
Jahresberichte 16, 24
Persönliches 7
Bücherschau 8, 16

Sächsischer Flurnamensammler

Abhandlungen:

24. Flurnamenbericht 6
Sächsische Flurnamenschriften 1933 13
Hildebrand, E.: Was ist noch zu tun? 12
Lange, A.: Die archivalischen Quellen für die Flurnamensammlung in Sachsen, I . . 1
Leipoldt, J.: Die Scheibe. Eine flurnamenkundliche Einzeluntersuchung. Mit 1 Abb. i. T. 17
Löscher, H.: Heilige Haine und andere Flurnamen für kirchlichen Besitz 4
Wild, E.: Der Muckenbühl. Ein Stück vogtländischer Flurnamenkunde 9
Umfragen 14, 23
Bücherschau 16, 24

Digitized by Google

Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde

Herausgegeben für die

Landesstelle für Volksforschung und Volkstumspflege im NSLB Sachsen

durch K. E. Fritzsch, Dresden, in Verbindung mit B. Schier, Leipzig u. A. Spamer, Dresden

Unter Mitwirkung von: Dr. S. Sieber, Aue; Dr. W. Frenzel, Bautzen; K. Ruderisch, Birkwitz; Prof. Dr. A. Wirth, Dessau; Doz. Dr. R. Augst, Dresden; Hofrat Prof. Dr. h. c. O. Seyffert, Dresden; A. Zirkler, Dresden; Prof. Dr. M. Wähler, Frankfurt a. M.; Dr. M. Freytag, Hann.-Münden; H. Steglich, Kamenz; Prof. Dr. R. Kötzschke, Leipzig; Prof. Dr. E. Mogk, Leipzig; A. Walz, Leipzig; Dr. F. Sieber, Löbau; Dr. E. Pietsch, Plauen i. V.

10. Jahrgang: Heft 1/2 **Wonnemond / Mai 1935**

An die Erforscher, Pfleger und Künder des deutschen Volkstums!

Von Karl Ewald Fritzsch, Dresden

Mit der äußeren und inneren Umgestaltung der Mitteldeutschen Blätter für Volkskunde im neuen Jahrgange wird auch hier die Wandlung deutlich, die die Volkskunde während der letzten Jahre erlebte. Noch ist die Zeit in frischer Erinnerung, als die Beschäftigung mit den Ausdrucksformen des Volkslebens vielfach als kaum fruchtbare, sogar leicht belächelte Liebhaberei galt. Erst mit dem Durchbruch des nationalsozialistischen Gedankens rückten die Begriffe Volk und Volkstum allgemein in den Mittelpunkt wissenschaftlichen Denkens. Indem so die Volkskunde eine zentrale Stellung unter den Wissenschaften überhaupt erhielt, erfuhr sie zugleich eine weitere Festigung in ihrer Zielsetzung und eine bedeutsame Ausweitung in ihren Arbeitsweisen. Von größter Bedeutung wurden ihre starken inneren Beziehungen zu Fragen des Unterrichtes und der Erziehung. Mit der klaren Erkenntnis, daß alle Erziehung nur auf die Wirklichkeit des deutschen Volkstums aufbauen kann und zielmäßig zu einer höheren, edleren Form dieses Volkstums hinführen muß, wurde die eindringliche Beschäftigung mit den Stoffgebieten und den Fragestellungen der Volkskunde für jeden Erzieher zur beruflichen Notwendigkeit. Das Wissen um die Formen völkischen Gemeinschaftslebens und die in ihm wirkenden Kräfte wurde als Voraussetzung erkannt für jede volksverbundene Erziehung.

So konnte der großzügige Plan einer umfassenden Volkstumsarbeit in der Landesstelle für Volksforschung und Volkstumspflege im Gauamt für Erzieher seine Verwirklichung finden. Durch die Schaffung dieser Organisation wurde der Anstoß gegeben zur planmäßigen, forschenden und gestaltenden Volkstumsarbeit in jeder Wohngemeinschaft. Die Erzieherschaft wurde damit nicht vor eine durchaus neue Aufgabe gestellt. Unter dem Heimatgedanken war von ihr in vielen Arbeitszellen schon seit Jahrzehnten vorbildliche Volks-

Gu-79

Digitized by Google

tumsarbeit geleistet worden. Auch auf Grund der Pionierarbeit unserer Vorkämpfer für Volkstum und Heimat war der Aufbau der Landesstelle möglich.
In diesem Rahmen muß auch die Gründung dieser Zeitschrift gesehen werden. Nach der Auflösung des alten sächsischen Vereins für Volkskunde in den Wirren der Nachkriegszeit verdankt sie dem schriftstellerischen Mute zweier Leipziger Lehrer und Volkskundler ihre Entstehung. Gemeinsam mit Vertretern der Hochschule, Prof. Dr. Krause und später Prof. Dr. Karg, schufen Direktor Dr. Zinck und Paul Kröber in diesen Blättern einen Mittelpunkt volkskundlicher Arbeit in Sachsen. Den Volkskundeforschern im mitteldeutsch-sächsischen Raume wurde es damit ermöglicht, laufend mit den Ergebnissen der Forschungsarbeit vertraut zu werden und Anregungen zur Weiterarbeit zu erhalten.
Doch erhielt die stille Arbeit aller deutschen Volkskundler ihre eigentliche Sinndeutung erst durch die große politische Umwertung. Sie ließ die Erkenntnis deutlich werden, daß sich der ganze Sinn einer Wissenschaft vom Volke erst dann voll entfaltet, wenn sie sich dem Gedanken der deutschen Volksgestaltung verpflichtet fühlt. Das ist nur möglich, wenn die Forschung ihre Zielsetzung von dem großen politischen Zeitgeschehen her erhält und ihre Ergebnisse sich in praktischer Gestaltung auswirken.
Nach der Übernahme der Herausgeberschaft durch die Landesstelle für Volksforschung und Volkstumspflege in Gemeinschaft mit den Vertretern der volkskundlichen Lehrstühle an den beiden sächsischen Hochschulen soll die künftige Arbeit in unserer Zeitschrift unter dem Leitgedanken stehen: Volksforschung nur mit der Zielsetzung der praktischen Gestaltung, Volkstumspflege nur auf der Grundlage klar erkannter Wirklichkeiten! Den amtlichen Volkstumswarten soll das notwendige Rüstzeug vermittelt werden für ihre bedeutungsvolle Tätigkeit in Schule und Wohngemeinschaft. Durch regelmäßige Veröffentlichungen zur laufenden Jahresarbeit der Landesstelle sollen unsere Mitarbeiter vertraut werden einerseits mit der wissenschaftlichen Aufgabenstellung, wie auch mit Arbeitsergebnissen einzelner Kreise und Landschaften. Die Bilderreihe zum Jahresbrauchtum, im vorliegenden ersten Doppelheft, läßt die laufende Jahresaufgabe der Landesstelle, die Sammlung des Brauchtums im Jahreskreis, anklingen.
Die Rücksichtnahme auf die Arbeit der Volkstumswarte bedeutet keine Einengung, sondern eine Erweiterung des Wirkungsfeldes der Zeitschrift. Wie zur Arbeit am Volkskundeatlas sich Mitarbeiter aus allen Bevölkerungsschichten fanden, so nehmen an der amtlichen Volkstumsarbeit auch Pfarrer und Freunde der Volkskunde aus allen Kreisen regen Anteil, wenn auch die beamtete Erzieherschaft als Hauptträger angesehen werden muß. Engste Beziehungen bestehen zu allen Volkskundevereinen, die in der Abteilung „Volkstum und Heimat“ in der NS-Kulturgemeinde zusammengeschlossen sind. Die Zeitschrift ist künftig amtliches Organ der Gaufachstelle für Volkskunde (dem früheren Sächsischen Verband für Volkskunde). Damit dürfte der Kreis der Mitarbeiter und Bezieher eine beachtliche Erweiterung erfahren, und es ist die Gewähr gegeben, daß auch weiterhin die gesamte volkskundliche Arbeit in diesen Spalten Heimatrecht genießt. Eine Erweiterung des Wir-

Digitized by Google

kungsfeldes ist auch räumlich zu erwarten. Die Zeitschrift wird künftig mit größerem Rechte ihren Beinamen führen können, denn stärker als es bisher möglich war, wird das alte Kursachsen in den Arbeitsbereich einbezogen werden.

Hin und wieder gilt es, die Eigentümlichkeiten eines Volksschlages, einer Landschaft in einer Gesamtschau darzustellen. Das zwingt dazu, einzelnen Heften der Zeitschrift eine geschlossene Gestalt zu geben. Neben Landschaftsheften in regelmäßiger Folge werden einige Hefte auch ein volkskundliches Hauptgebiet in den Mittelpunkt stellen.

Zur Tagung der sächsischen Volkskundler in Plauen erscheint das 3. Heft des Jahrganges als Vogtland-Sonderheft.

Immer wieder einmal wollen wir unsere Blicke hinüberschweifen lassen über die Grenzen des engeren Stammesgebietes, vor allem zu unseren deutschen Brüdern jenseits des erzgebirgischen Kammes. Unser Mitherausgeber, Professor Dr. Schier, wird in einem eigenen Hefte ein volkskundliches Bild von seiner Heimat, dem sudetendeutschen Grenzland, zu vermitteln suchen. Die praktische Arbeit für Volkstum und Heimat schließt mehrere bedeutsame Nachbar- und Sondergebiete der Volkskunde ein. Neben der Flurnamen- und Hausforschung sind es besonders die Familienkunde, wie auch die Heimat- und Vorgeschichte. Ihre sichtbare Ausgestaltung finden diese Arbeitsgebiete vielfach in der Einrichtung von Heimatzimmern und -museen. Genossen die vorgeschichtliche Fundpflege und die Betreuung der Heimatmuseen schon bisher in selbständigen Beilagen „Die Fundpflege" und „Das Heimatmuseum" das gern gewährte Gastrecht der Zeitschrift, so wird vom neuen Jahrgang an auch der „Sächsische Flurnamensammler" unter der Leitung von Archivdirektor Dr. H. Beschorner und Dr. J. Leipoldt als eigene Beilage erscheinen. Die Hefte kommen damit in ihrer Gesamtgestaltung weitgehend den Erfordernissen der forschenden, wie auch praktischen Volkstumsarbeit entgegen, deren Vielseitigkeit auch das vorliegende Doppelheft in seinen Beiträgen erkennen läßt. Deutlich kommt durch den Hauptbeitrag Dr. Siebers zum Ausdruck, daß alle Betätigung auch auf dem Gebiete persönlicher Neigung erst sinnvoll wird in der inneren Ausrichtung auf die große erziehliche Aufgabe der deutschen Volkbildung. Auch dem Beitrag „Wilhelm Heinrich Riehl" kommt programmatische Bedeutung zu; denn im Geiste unseres großen Altmeisters wollen wir jederzeit unsere volkskundliche Arbeit führen.

Mit dem neuen Jahrgang gingen die „Mitteldeutschen Blätter für Volkskunde" zugleich in einen neuen Verlag über. Bei allen Vorgeschichtlern und Volkskundlern hat der Name des Kossinna-Verlags Curt Kabitzsch einen guten Klang. Er bietet die sichere Gewähr für eine weitere Aufwärtsentwicklung unserer Zeitschrift.

So bitten wir Euch, Ihr Forscher, Pfleger und Künder des deutschen Volkstums, durch tätige Mitwirkung am inneren Ausbau Eurer Zeitschrift mitzuhelfen, und durch Werbung die Verbreiterung der Arbeitsgrundlage zu unterstützen.

Haltet uns weiterhin in Treue die Gefolgschaft!

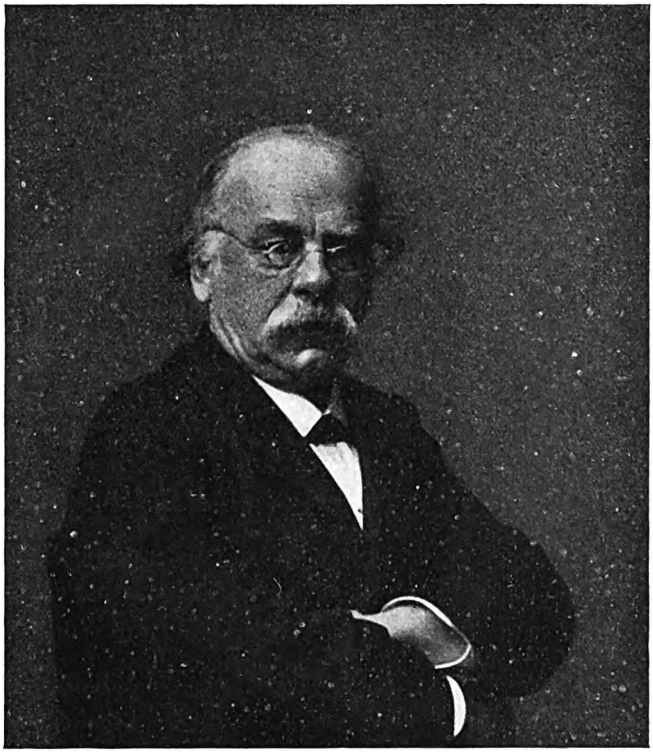
Digitized by Google

Wilhelm Heinrich Riehl

Von Carl Ruderisch, Birkwitz bei Dresden

Mit 1 Bildnis

Wilhelm Heinrich Riehl (1823—1897) soll nicht nur schlagwortartig als „Altvater und Begründer der Volkskunde als Wissenschaft" bekannt sein. Wir wollen ihn kennenlernen und — wieder lesen, damit sein Denken und Wollen in uns lebendig werde!



Phot. Franz Hanfstängl, München.
Wilhelm Heinrich Riehl.

Solange seine Werke nicht neu gedruckt werden, benutze man den preiswerten Auswahlband „Die Naturgeschichte des deutschen Volkes". Hans Naumann hat das Hauptwerk Riehls straff zusammengefaßt bei Reclam erscheinen lassen. Leider wurde das „Wanderbuch" weggelassen.
Riehl nennt einmal seine drei Steckenpferde: Musik machen — Novellen schreiben — große Fußmärsche machen. Den Komponisten einfacher Hauslieder für den schlichten Familienkreis können wir hier übergehen. Auch als Novellist steht er nicht in der Reihe der größten Meister. Wichtiger ist für uns Volkskundler seine dritte Leidenschaft „große Fußmärsche machen". Darin

Digitized by Google

haben ihn nur wenige erreicht. Sein Biograph Simonsfeld rühmt diese ihm eigentümliche Methode des Erwanderns, die er als Knabe und Student anwandte und in der er es als unabhängiger Journalist und später als ämterüberhäufter Professor zur Meisterschaft brachte. Im Anfang seines Wanderbuches (1869) gibt er in frischer, oft launiger Weise Anregungen. Weil Riehl das Erwandern so stark betonte und für ihn das „gelehrte Schlafrockarbeiten" scheinbar nur am Rande stand, sprachen ihm manche Zeitgenossen den wissenschaftlichen Ernst ab. Treitschke äußert, seine Geistesarbeit sei dilettantisch, er stelle halbwahre, blendende Behauptungen auf, dagegen habe er eine gute Beobachtungsgabe für das Volksleben. Diese Seite rühmen fast alle und stellen Riehl mindestens neben G. Freytag und den Schweizer Jakob Burkhardt, wenn sie als Haupteigenschaft des rechten Kulturhistorikers bezeichnen: „jene feinfühlige Beobachtungsgabe, die im scheinbar Bedeutungslosen ein wichtiges Moment erkennt und es im großen Zusammenhang richtig zu verwerten versteht". Riehl sagt z. B. von den Formen vieler alter Dorfkirchen: „Denn in ihnen spiegelt sich die rohe handwerksmäßige Auffassung, welche der gemeine Mann in alter Zeit von dem höheren Kunststil sich aneignete, gleichsam sein praktisch dargelegtes Verständnis des letzteren". Zugleich sind ihm aber die Hunderte gleichgebauter Türme, Schiffe und Chöre der Dorfkirchen zwischen Iller und Isar (zwei verschiedene Stammesgebiete: bayrisch, schwäbisch) „ein imponierendes Denkmal der zentralisierenden Gewalt der Kirche".

Erwandert hat sich Riehl die Kenntnis und Deutung der wunderlichen Hausmittel der Bauern — ein überaus wertvolles Quellenmaterial für die psychologische Charakteristik des Volkes. Nicht nur uralte Anschauungen unseres Volkes vom menschlichen Leib, dem Geheimnis seines Werdens und Vergehens, seiner Vollkraft und seiner Leiden sind in der Volksheilkunde verborgen, sondern auch ein tiefer Blick in das häusliche Leben des Volkes, in seine geheimsten Hausstätten ist so möglich.

Erwandert hat sich Riehl die Volkstrachten. Den Holzschuhen widmet er in seinem Wanderbuch ein ganzes Kapitel: „Maasländisch Tuch und maasländische Holzschuhe".

Seine Kulturstudien über Augsburg, über Freising als geistlichste Stadt Deutschlands atmen Bodennähe; bei einem Gang durchs Taubertal quellen ihm geschichtliche Erinnerungen.

Wanderlust und tiefes Verstehen für den Bauernstand sind vom Großvater und von der Mutter auf ihn gekommen. Vom unruhigen Vater empfing er die Liebe zur Musik; seine kleine Gemäldesammlung, sein Hausquartett und die Kunstsammlung im Biebricher Schloß gaben dem Sohn künstlerische Anregungen. 1823 wurde er in Biebrich am Rhein geboren. Er besuchte die Lateinschule in Wiesbaden, in Weilburg das Landesgymnasium des Herzogtums Nassau. Vom Vater aus sollte er Arzt werden. Erst nach dessen Tod konnte er sich ganz dem Studium der Theologie hingeben, und zwar in Marburg, Tübingen und Gießen. Philosophische und kunstphilosophische Vorlesungen (Vischer) traten hinzu. Weil man wegen des einzigen Kandidaten aus Nassau nicht ein Seelsorgerseminar in Herborn (an der Dill, nordwestlich

Digitized by Google

von Wetzlar) einrichten wollte, schickte man ihn mit einem staatlichen Stipendium nach Bonn; hier fesselten ihn E. M. Arndts Vorträge über vergleichende Völkergeschichte, Dahlmanns Vorlesungen über Politik, Kunststudien an Bonner und Kölner Baudenkmälern.

Er wurde nicht Pfarrer, sondern lebte zehn Jahre als freier Schriftsteller in Gießen; es begann ein reichhaltiges und vielseitiges Schaffen. „Bilder aus dem Lahntal, Schwäbische Skizzen, Beethoven und die deutsche Nation, Der gemeine Mann, Die Proletarier der Geistesarbeit" sind einige seiner Kleinarbeiten. Riehl war Mitredakteur an Zeitungen in Frankfurt a. M., später in Karlsruhe. In der von ihm in Wiesbaden gegründeten „Nassauischen Allgemeinen Chronik" vertrat er 1848/49 einen entschieden konservativen Standpunkt. Er hatte weiterhin die künstlerische und musikalische Leitung des Wiesbadener Hoftheaters. 1849 erschien „Das Volkslied in seinem Einfluß auf die gesamte Entwicklung der modernen Musik", 1850 „Der deutsche Bauer und der moderne Staat". Bis 1853 leitete er die Allgemeine Zeitung in Augsburg. In ihren Beilagen erschienen „Die Westerwälder Kulturstudien", „Zur Gewerbegeschichte Augsburgs", „Die politische Ehre", „Der 4. Stand als Gegenstück zum deutschen Bauer".

Maximilian II. von Bayern rief ihn 1854 nach München als Redakteur der „Neuen Münchner Zeitung" und als Honorarprofessor. Er wurde auch Leiter der „Bavaria"; darunter ist die Gesamtbeschreibung Bayerns in statistischer, historischer, topographischer und ethnographischer Hinsicht zu verstehen. 1859 wurde er ordentlicher Professor für Kulturgeschichte und Statistik in München. Mit 63 Jahren berief man ihn zum Direktor des bayrischen Nationalmuseums und zum Generalkonservator der Kunstdenkmäler und Altertümer Bayerns. Als ein Meister der Rede hatte er nebenher in 900 Wandervorträgen in etwa 200 Städten stets eine große Zuhörerschar, die seinen geistvollen und witzigen Vorträgen begeistert folgte. Man scheute auch Entfernungen nicht, um den Mann mit dem mächtigen charaktervollen Kopf und dem lebhaften Mienenspiel wieder zu hören. Markig und knorrig, schlicht und gerade war sein Wesen; ein ganzer, durch und durch deutscher Mann. 1897 starb er, ein Vielseitiger und Einzigartiger, der ohne Nachfolge blieb.

Sein Hauptwerk „Die Naturgeschichte des (deutschen) Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik" umfaßt 4 Bände: „Die Familie", „Die bürgerliche Gesellschaft" (= Das deutsche Volk), „Land und Leute", „Das Wanderbuch." Ihm galten diese vier Bücher nur als Vorstudien zum letzten, nicht geschafften Ziel: einen Kosmos des Volkslebens (entsprechend dem naturgeschichtlichen Kosmos Humboldts) zu schreiben.

Wenngleich sich diesem Endziel die historischen Spezialfächer einordnen müssen, so ist dennoch Spezialstudium notwendig. Riehl bezeichnet Volkskunde und Kunstgeschichte als seine Spezialfächer der Naturgeschichte, von denen er ausging. Volkskunde soll „das Leben in seiner Notwendigkeit und als Produkt aller organischen Entwicklungen der Natur und aller geistigen und materiellen Kultur eines Landes erkennen" lassen. *Ihren Mittelpunkt muß die Volkskunde in der Idee der Nation finden, wenn sie wirklich eine Wissenschaft sein will.* Fehlt bei der Definition „Nation"

Digitized by Google

auch der direkte Hinweis auf das gleiche geschichtliche Schicksal, so ist doch in seine 4 großen S (Stamm, Sprache, Sitte, Siedlung) Geschichtliches und Rassisches eingeflochten.

Riehls großangelegter Plan kam bei seiner vielseitigen Beschäftigung nicht zur Ausführung, und wir müssen uns an die vorgenannten Einzelwerke halten. 80 Jahre sind seit ihrer Entstehung verflossen, in denen außer den gewaltigen Veränderungen im Wirtschaftsleben Deutschland stufenweise auch seine politische Einigung erfuhr.

Viele seiner Schilderungen und Ansichten über damalige Zustände sind nur noch historisch zu werten, doch selbst diese Stellen fesseln durch ihre plastische Darstellung.

Seine philosophische Grundhaltung und Überzeugung [von Hegel her: Den Gang des Geistes in der Geschichte aufzuweisen; die Weltgeschichte als Entwicklung der Vernunft zu begreifen] war so stark, daß sie eigentlich das Gefäß abgab, in das er alles eingoß. Dabei mußte er dem lebendigen Volksleben oft Zwang antun, so daß uns seine Beweisführung und Deutung stellenweise gekünstelt erscheint — so, als wäre ihm selbst nicht wohl dabei. Fast immer wirkt er dort am unmittelbarsten, wo die Fülle seiner Beobachtungen darüber hinausquillt, wo er die Form zerbricht und in entfesselter Kraft und Eindringlichkeit lebendiges Volkstum liebevoll darstellt.

Es wäre aber verkehrt, nur diese volkskundlichen Einzelbilder herauszuklauben, sich daran zu erfreuen und Riehls Bedeutung darin erschöpft zu sehen.

Der Untertitel seines Werkes „... als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik" will von ihm ganz ernst genommen werden. Alle isolierten Einzelbeobachtungen und Forschungen über „höchst kindische und widersinnige Sitten und Bräuche, über Haus und Hof, Rock und Kamisol und Küche und Keller" nennt er „eitel Plunder". Nur dann haben sie Sinn und Geltung, wenn sie der Erkenntnis der allgemeinen Gesetze des Volkslebens dienen. Eine „volkskundliche Statistik der geistigen Erscheinungen" will er herausarbeiten als Grundlage einer sozialen Statistik.

Zu seiner formgebenden philosophischen Grundhaltung tritt noch bestimmender seine sozialpolitische Überzeugung, daß der ständische Aufbau des deutschen Volkes (bei ihm als „bürgerliche Gesellschaft" bezeichnet) entgegen allen entstehenden, nivellierenden Lehren das organisch Gegebene ist. Er scheidet scharf zwischen Stand und Beruf. Er gliedert nicht wie der Volkswirtschaftler in Berufskreise der Urproduktion, des Handwerks, der Industrie, der Geistesarbeit, der Lohnarbeit, sondern er sieht die drei natürlichen, gewachsenen Stände, charakterisiert durch besondere Sitte und Lebensart. Die größte Zuneigung gilt dem Bauerntum, der Adel ist ihm dessen verfeinerter Zweig, dem Bürgertum entstammt er selbst. Er sieht ihre landschaftlichen Abwandlungen und Eigenarten, ihre Gegensätze und Wirkungsweisen, ihr reines Wesen, ebenso scharf ihre Schäden und Verfallserscheinungen. Immer wieder nennt er die Maßnahmen, sie aus sich heraus gesunden zu lassen. Diese Vorschläge verdienen heute noch Beachtung. Ganz gegenwartsnah ist aber sein Ankämpfen gegen den bodenfremden Marxismus. Für den propagierten,

Digitized by Google

neu aufkommenden Stand, den er als die Verneinung des Ständegedankens faßt und als Zerstörer der Standessitten fürchtet, weiß er keinen Namen und numeriert ihn als 4. Stand. Er verwahrt sich aufs heftigste dagegen, daß ihm alle „Arbeiter" ohne weiteres zugerechnet werden, daß man sie um einer Lehre willen zu „Proletariern" herabwürdigt. Als Sauerteig für diese neue (Irr)lehre erkennt er das geistige Proletariat, an dessen Züchtung die kranken den Teile der alten Stände und der Staat selbst schuld sind. Studieren und ein Amt vom Staat erscheint zu vielen Standesflüchtigen als höchstes Ziel, so daß es zum Überangebot kommt. Diese intellektuellen, unzufriedenen, allem Gesunden und Bodenständigen feindlich gesinnten Unruhestifter predigen das Auflösen der Stände und die Aufrichtung der zukünftigen einen Klasse und werben unter den bodenentfremdeten Arbeitern der rasch wachsenden Städte. Immer wieder setzt er seine organische Lehre von der notwendigen Schichtung in verschiedene Stände entgegen, immer wieder mahnt er zur Ehrfurcht vor der Überlieferung, vor echter, gewachsener Sitte. Die Neuschätzung, die man dem Bauerntum heute entgegenbringt, hat in ihm einen Vorläufer, dessen Bücher zu lesen sich lohnt. Dabei wollen wir Justus Möser — sein Vorbild — nicht vergessen.

Ein Buch ist der Familie gewidmet, der Riehl eine gesteigerte Anerkennung im Staate erkämpfen will, und dies aus der Erwägung heraus, daß sie ein wesentliches Mittel ist, das Arbeitertum vor der Proletarisierung zu bewahren. Die Frau soll nur mittelbar, nämlich in der Familie am staatlichen Leben mitwirken. „In Zeiten politischen Stillstandes dringt das Weibliche vor, wird beherrschend auf allen Gebieten." Es ist nötig, „das weibliche Geschlecht wieder gründlicher in seine Eigenart zurückzuführen. In politisch bedeutsamen Zeiten geschieht das von selbst". Für die Familie sind Autorität und Pietät, verkörpert in der Sitte, die bewegenden sittlichen Motive. Aus diesen ältesten und festen Sitten sprossen die Gesetze des Staates, verjüngen sich an ihnen. Aber an diese Sitten muß man glauben, man kann sie nicht theoretisch schaffen. Also muß der Staat ihren Nährboden, die Familie, achten.

Im Sinne seiner Sozialpolitik ist ihm die Lehre von der Familie als einer sozialen Disziplin ein sehr wesentlicher, „freilich bisher verkannter" Teil seiner Art, Volkskunde zu treiben.

Volkskunde und Sozialpolitik ergänzen sich bei ihm; Staatsbeamte, Richter, Regierende sollen sich um diese Erkenntnisse kümmern. Er wettert gegen den bürokratischen Staat, der das Schreibstubenproletariat züchtet, das bei seinem Amtswirken in keiner inneren Verbindung mit den Volksteilen steht; er erhitzt sich gegen den Polizeistaat, der z. B. die Spinnstuben verbot und damit neben einiger Unsitte wesentliche, staatserhaltende Sitten vernichtete.

Die Volkskunde hat seit der Jahrhundertwende neben grundsätzlichen Aufsätzen Einzeluntersuchungen in großer Zahl hervorgebracht. Die Teilgebiete der Volkskunde erfuhren gründlichen Ausbau und weitere Spezialisierung. Der einzelne Forscher treibt engbegrenzte Forschungen und überschaut sein Sondergebiet. An den großen Volkskundewerken arbeitet ein ganzer Stab. Wir leben in der Zeit der Sammelwerke und Handwörterbücher. Eine un-

Digitized by Google

geheure Wissensmenge liegt aufgestapelt und registriert da. Aber es fehlt einer, der den gewaltigen Stoff beherrscht und zusammenschaut, der wie Riehl Landschaft und ihre Bewohner verwurzelt sieht und in großer Wesensschau uns eine Landschaft, ein Stammesgebiet oder ganz Deutschland so vor uns erstehen läßt, wie es heute ist. Dazu gehören dichterische Kraft und eine seltene Einfühlungsgabe. Und so findet sich heute in manchem kraftvollen Roman, in manch bodengebundener Erzählung mehr von Riehlscher meisterhafter Verflechtung und Schilderung von Landschaft und Volkscharakter, von Sitte und Brauch als bei den fleißigen Arbeiten der Gelehrten vom Fach. Mit Riehl kann man im Geiste wandern, man sieht Land und Leute, ihre Wohnweise, ihr Werktags- und Festtagsleben, ihr Denken und Fühlen; wir lernen ihre Nöte und ihre Reichtümer kennen, sehen das Besondere ihrer Rasse, ihres Stammes. Das Geschichtliche bekommt Leben, Sagen raunen. Der Bewohner steht ganz in seiner Landschaft, ist mit seinem reichen oder armen Boden und den Formen seiner Bewirtschaftung verwachsen; sein Bauen, sein Werkschaffen, seine Volkskunst treten uns nahe.

So sollte jeder Deutsche sein reiches, vielgestaltiges Land kennenlernen, wenn schon nicht zu Fuß und in der Wirklichkeit, dann wenigstens durch solche Bücher, die aber anders aussehen müßten als die bisher üblichen Landschafts-Volkskunden.

Riehls Arbeitsweise ist alt; das Geheimnis ihres Erfolges liegt in seiner Persönlichkeit; er verließ sich nur auf sich selbst. Die Bearbeitung Tausender von Fragebogen durch eine Zentralstelle muß nüchterner ausfallen. Riehl erarbeitete sich vorher die Landschaft, die er verweilend durchwandern wollte. Alles erdkundliche, wirtschaftliche, lokalgeschichtliche Wissen über das geschlossene Gebiet „habe man im Kopf, nicht im Rucksack". Man frage die Leute, aber nicht nach dem Weg, sondern über sie selbst. Man erzähle ihnen von ihrem Lande, aber nur zu dem Zweck, sie zum Reden zu bringen. Was sie sagen, ist nicht so wesentlich, aber wie der Einheimische sich gibt, wie er sich darstellt, empfindet, urteilt — das ist dem Volkskundler wesentlich. Tagebuch soll man führen, aber weniger zum Druckenlassen als vielmehr zum Festhalten von treffenden Anekdoten und Volkszügen und zum Einfangen der Stimmung. Die kann sich bei der nachfolgenden Schreibtischarbeit, die auch die unterwegs entdeckte Spezialliteratur einschließt, leichter wieder einstellen.

Und dann kommt das „schwerste Meistergeheimnis" — die Zusammenhänge erfassen, die Zusammenschau.

So bringt er uns die „Holledau, das Schelmenländel" nahe, das „Gerauer Land mit seinen Kaiserstädten" gegenüber von Mainz mit dem alten Tribur.

In „Land und Leute" finden wir seine bekannte Dreiteilung Deutschlands: zwischen den geschlossenen Gebieten des Tieflandes und Hochlandes liegt das zersplitterte Mittelgebirgsland; die Volksgruppen und Staatengebilde betrachtet er unter diesem Gesichtspunkt. Wir lesen von der alten Barbarossasage und der Schlacht am Birkenbaum, die immer wieder in der Prophetie auftaucht. Eingestreut finden wir in „Familie" etwas über die Entstehung des Volksliedes, vom Zigeunerwesen, Gesindewesen, Besprechen, von der Hausgeisterspeisung, vom Weihnachts- und Neujahrsfest, vom

Digitized by Google

Leichenschmaus, von der Spinnstube, vom Krankheitheilen und Dämonenglauben. Stammesunterschiede werden durch Streiflichter blitzartig erhellt; ganz Deutschland steht Riehl im Wissen zur Verfügung.

Hoffen wir auf einen neuen Riehl! Von dort her komme der Volkskunde neues Blut zu; sie gerät sonst in Erstarrung. Es ist nicht so wichtig, Kompetenzstreitigkeiten über die Abgrenzung der Wissenschaftsgebiete und den Vorrang zu führen. Manches im Grundsätzlichen erfordert Überprüfung; die Besinnung auf Grundlegendes, auf den Zentralpunkt (= Volk) tut not. In seiner Zeit tat dies W. H. Riehl mit seinem Vortrage „Die Volkskunde als Wissenschaft" (1858). Mag die unmittelbare Auswirkung nicht so stark gewesen sein (sie kam Jahrzehnte später; rückschauend würdigt die Fachwelt die Leistung); uns interessiert der Nachweis, daß volkstümliche Arbeit von alters her geleistet wurde, daß aber erst zu Riehls Zeit die Volkskunde aus der langen „Dienstbarkeit" in die Reihe der Wissenschaften aufrücken konnte, nachdem sie imstande war, ihr Zentrum in sich selber zu finden. Dieses Zentrum ist die Idee der Nation. „Alle Einzelbeobachtungen sind nicht an sich, sondern nur im Hinblick auf dieses Ziel wertvoll".

Die Auffassung von Nation, Volk und Staat hat sich seit Riehl gewandelt und ist heute ganz anders.

Aber die Tatsache ist geblieben: „Volk" steht im Mittelpunkt. Nicht die Idee davon, sondern das wirkliche Volk als Sein. Von da her wird uns die Aufgabe gestellt, über Wesen und Ziele der Volkskunde neu nachzudenken, Grundsätzliches neu zu fassen. Rasche Besinnung tut not. Die Volkskunde hinkt sonst hinter der Wirklichkeit her; Riehls Forderung ist zum Grundsatz erhoben: „Das Studium des Volkes sollte aller Staatsweisheit Anfang sein".

I. Werke:

1. a) Die Familie. 1855. (12. Aufl. 1904.)
   b) Die bürgerliche Gesellschaft. 1851.
   c) Land und Leute. 1853.
   d) Wanderbuch. 1869
   } Die Naturgeschichtes des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik
2. Die deutsche Arbeit. 1861.
3. a) Kulturstudien aus drei Jahrhunderten. 1858. 6. Aufl. 1903. Darin der Vortrag: Die Volkskunde als Wissenschaft.
   b) Neudruck des Vortrags bei Herbert Stubenrauch. Berlin 1935.
4. Kulturgeschichtliche Charakterköpfe. 1891.
5. Musikalische Charakterköpfe. I 1853, II 1860, III 1878.
6. Freie Vorträge. 1873, 1885.
7. Religiöse Studien eines Weltkindes. 1894.
8. Kulturgeschichtliche Novellen. 7 Bände, 1899/1900.

II. Literatur zu Riehl:

1. Allgemeine deutsche Biographie. S. 362—383. H. Simonsfeld.
2. W. H. Riehl als Kulturhistoriker. Festrede, München 1898, H. Simonsfeld.
3. Studien zur Novellistik W. H. Riehls. Dissertation. Zürich 1919.
4. Die Naturgeschichte des deutschen Volkes. In Auswahl herausgegeben von Hans Naumann und Rolf Haller. Ph. Reclam, 1934. 6,50 RM.

Digitized by Google

Erziehungsziele des volkskundlichen Unterrichts

Von Dr. Friedrich Sieber, Löbau

1. Das Gefüge des volkskundlichen Stoffes

Um die erziehliche Wertigkeit der volkskundlichen Gegenstände sachgemäß zu erfassen, bedarf es einer doppelten Überlegung: Wir haben das innere Gefüge des Stoffes aufzuhellen; wir haben den so durchleuchteten Stoff kraft unseres Erziehungswillens zu ordnen und auf den Zögling hin auszurichten.

Versuchen wir auf kurzem Wege in das Gefüge der volkskundlichen Gegebenheiten einzudringen. Wir wollen diesen Tiefenblick nicht auf logisch-analytischem Wege gewinnen, wir fragen: Welche Aufgabe haben die Gestaltungen (Objektivationen), die wir volkskundliche Gegenstände nennen, in der Lebensentwicklung unseres Volkes ausgeübt?

In seiner „Primitiven Gemeinschaftskultur" versucht Hans Naumann an verschiedenen Stellen, uns das Leben des „Primitiven" durch Entsprechungen aus dem Tierleben nahezubringen. Er weist darauf hin, daß man die nächsten Parallelen des primitiven Gemeinschaftslebens „ohne Scheu im Tierreich, bei Ameisen, Bienen, Affen usw. suchen muß". „Gemeinschaftsleben eines Bienenstaates, einer Schwalbenkolonie" sind ihm aufhellende Entsprechungen. Die litauischen Bauern ziehen zu Markte „wie die Ameisen, einer hinter dem anderen"[1]).

Uns geht es hier nichts an, ob es jemals einen vorgeschichtlichen Menschen gab, der in seinen Äußerungen in so enger Nachbarschaft des Tierlebens stand. Eins aber wissen wir bestimmt: die Kulturen und ihre Träger, von denen Naumann spricht, erscheinen durch seine Vergleiche verzerrt.

Das Tier hat kein Ichbewußtsein. Wie wunderbar und erstaunlich uns seine Äußerungen auch erscheinen und insbesondere gerade seine Gemeinschaftsäußerungen: sie werden von keinem bewußten Ich geleitet. Ichlose Wesen können keiner Welt gegenüberstehen. Deshalb lebt das Tier nicht gegen eine Welt, sondern in einer Welt. Das gibt ihm seine Sicherheit, aber auch seine Unbeweglichkeit und Hilfslosigkeit gegenüber neuen Reizen . . .

Der Mensch ist, und das ist bestimmend für ihn, ein ichbewußtes Wesen. Mit dem Ichbewußtsein ist das Objektbewußtsein wechselbestimmt verbunden: Ich und Welt stehen sich in Spannung gegenüber. Die Antworten des Menschen auf den Anprall der Reize werden nicht nur instinktiv-reflektorisch beantwortet, sondern das tragende Ichbewußtsein dringt mit eigenen zielbewußten Strebungen an das Objekt heran, um es nach seinem Willen zu formen. Ichwille und Kräftespiel der Welt (des Objekts) verschlingen sich zu dem gewaltigen Kampf, den wir die Entwicklung der Menschheit nennen.

In diese Ursituation des Menschseins ist in seinen Ursprüngen ein wesentlicher Teil der Gestaltungen einzuordnen, die wir unter dem Begriff volkskundliche Gegenstände zusammenfassen: Zauber, Brauchtum, Sprache, Sage

[1]) Jena 1921, S. 3, 13, 150.

Digitized by Google

und Märchen, Lied und Zeichen, Haus und Siedlung sind Zeugnisse des Kampfes zwischen Schwille und Kräftespiel der Welt in einem bestimmten Entwicklungszeitraume.
Die kämpferische Einstellung dieser Formen gegenüber der Welt zeigt uns jeder Zauberspruch:

Geh aus Wurm, mit neun Würmelein:
aus von dem Marke in den Knochen,
aus von dem Knochen in das Fleisch,
aus von dem Fleische in die Haut,
aus von der Haut in diesen Pfeil.

(Aus dem Altniederdeutschen, nhd. von A. Heusler)

Mit dem Wurm und seinen Jungen ist die Krankheit gemeint, die sowohl im außereuropäischen urtümlichen Denken wie auch im volkskundlichen Denken Europas als Wurm gefaßt wird.
Wir sehen den Kranken vor uns, vom Anprall der Reize des Objekts getroffen: ein Wurm hat sich in ihm eingenistet. Wir sehen den Willensträger, unmittelbar neben dem Kranken stehend, eine Pfeilspitze auf seine Haut setzend; wir hören ihn, wie er durch das Wort die Kraft des Objekts zu bezwingen sucht, in einer Sprache, die durch Rhythmus und Fügung dem Alltagsbereich entrückt, durch Überlieferung zum Träger des Gemeinschaftswillens geworden ist. Wir sehen den Zauberer, wie er nach vollführter Handlung, Bezwingung des Fremdwillens durch den eigenen, den Pfeil mit dem störenden Objektteil in den dichten Busch schießt . . .
Zauber, Beschwörung, volksmedizinische Vorschriften, bestimmte Teile des Brauchtums, sind dem Urkampf zwischen dem Menschwillen und der Objektkraft einzuordnen. Neben das beschwörende Wort tritt die zwingende Gebärde, und der zwingende, vom Menschwillen angeordnete Handlungsverlauf. Menschliche Zeugung an bestimmtem Ort und zur bestimmten Stunde wird auch Fruchtbarkeit des Viehs und der Fluren bedingen. Wir haben uns gewöhnt, solche Handlungen Ähnlichkeitszauber zu nennen. Freilich stehen die in Beziehung gesetzten Abläufe logisch in einem So—Wie-Verhältnis, aber in dieser logischen Bezeichnung wird die ungeheure Willensanspannung, Willensausströmung, von seiten des Menschen nicht mit erfaßt.
In diesem Kampfe des Menschwillens und der Objektkraft bedient sich der Mensch selbst der Objektkraft. Er hat das Ei, den Zweig frühblühender Pflanzen, als Fruchtbarkeitsträger erfaßt: nun verwendet er diese Objektkräfte, die seine Willensziele fördern, zur Bekämpfung solcher, die sie hindern. Er überlistet gleichsam das Objekt und macht es sich durch Machtübertragungen zunutze.
In diesem Kampfe wird das Objekt als mächtig, gewaltig, die Sicherheit gefährdend erlebt. Bestimmte Teile des Zaubers, der Beschwörung, des Brauchtums, sind Sicherungsmaßnahmen gegen die Einbrüche übermächtiger und gefährdender Objektkräfte. Das Objekt ist die unbekannte Macht, das Unheimliche, das Andere, in dessen Geheimnisse nur der Kundige eindringt und dessen Übermacht drohend über und um die Gemeinschaft liegt.

Digitized by Google

Diese gefühlten und erlebten Mächte verdichten sich zu Form und Gestalt. Dämonische Wesen wirken im „Anderen".
Vom Erleben des Todes und dem Totenglauben her erfahren die Mächte im „Anderen" Ausformungen und Umbildungen. Der Erdraum, in den der Mensch geboren wird, ist „chthonisch-numinos".[1])
Zauber, Beschwörung, Teile des Brauchtums zeigen gegen den chthonisch-numinosen Erdraum eine doppelte Haltung: sie wehren die Einbrüche des „Anderen" ab oder sie suchen ihm den eigenen Willen aufzuzwingen. Weder das eine noch das andere gelingt immer. Die Einbrüche erfolgen. Berichte über die Einbrüche des „Anderen" und die Folgen, die sie anrichten, nennen wir Sagen.
Und doch ist der Wille des Menschen am Werke, seinem gemeinschaftsgetragenen Dasein Ruhe, Sicherheit und Stetigkeit zu geben. Sehr weite Teile des Brauchtums verdanken ihre Entwicklung diesem Ordnungswillen. Jahreslauf und Lebenslauf bis in alle Einzelzüge hinein werden vom Ordnungswillen durchpulst. Und wie Jahresablauf und Lebensablauf, wie alle menschliche Lebensäußerung, rhythmisch gegliedert ist, so ist auch dieses Ordnungssystem rhythmisch geschwungen und gibt mit der ewigen Wiederkehr der gleichen Abläufe das Gefühl der Ruhe und Sicherheit, das der Mensch gegen die drohenden Störungsstellen des „Anderen" in immer neuem Kampfe verteidigen muß.
Die kämpferische Wirklichkeit, in welcher der Mensch steht, wird in der Form des Märchens wunschbildhaft dargestellt. Auch im Märchen ist der Kampf eine Triebkraft: der Mensch kämpft gegen die „Mächte", aber der Mensch kämpft auch gegen den Menschen. Dieser Widersacher Mensch steht aber oft mit den Mächten im Bunde oder ist wenigstens durch den Besitz machtgeladener Dinge von ihnen berührt. Dieser Kampf, der im Märchen zwischen Mensch und Macht oder Widersacher ausgefochten wird, führt zu keinem Einbruch oder nur zu einem Scheineinbruch; der Mensch der Mitte, des Ordnungssystems, wenn auch gelegentlich selbst unter Verwendung machtgeladener Dinge, bleibt der Sieger. „So sollte es sein", klingt es uns aus jedem Märchen entgegen.
Etwas Bedeutsames ist mit der Schöpfung der Form Märchen geschehen: der Mensch hat seine Wirklichkeit zur Wunsch- und Scheinwelt überhöht. Das ist keine Flucht aus der Wirklichkeit, das ist ihre Bezwingung im Spiele durch die Macht der Seele und des Geistes.
Auch das Brauchtum entwickelt aus sich heraus überhöhende Gestaltungen: Begehungen werden zu Spielen und Festen, Tanz, Lied und Vers lösen sich aus alten Bezügen und werden zu selbständigen Formen, Zeichen und Ornamente werden zum Schmuck und zur Kunstform: eine neue Ordnung spannt sich über der Wirklichkeit, wenn sie ihr auch mit tausend Fäden verwoben bleibt.
Wir überschauen den nur andeutenden Abriß und stellen fest: Die menschliche Ursituation hat drei Erlebnisräume geschaffen:

1. Den chthonisch-numinosen[1]) Außenraum mit Formen der Abwehr und Bezwingung.

---

[1]) chthonisch von griech. chthon = Erde: der Boden ist mit der Kraft der verstorbenen Ahnen erfüllt; numinos von lat. numen = Gottheit: der Boden ist mit der Kraft des „Anderen" erfüllt.

Digitized by Google

2. Den rhythmisch gegliederten Ordnungsraum der Ruhelage.
3. Den Raum des Spieles mit gelösten Formen.

Zwei mögliche Mißverständnisse müssen hier ausgeschaltet werden: Die drei Räume liegen nicht fest verkapselt nebeneinander, sie sind durcheinandergeschoben. Die Reihenfolge eins bis drei stellt nicht eine zeitliche Ordnung dar; alle drei Räume formen sich in gleichzeitigen Ansätzen aus der menschlichen Ursituation. Unser Schema ist ein zergliederndes Auseinanderlegen eines verschlungenen Sachverhaltes.

2. Die erziehliche Wertigkeit des volkskundlichen Stoffes. Die Spielformen als Ausgangspunkt

Wir haben die innere Fügung des volkskundlichen Stoffes aus der Aufdeckung seiner Lebensfunktion andeutungsweise zu gewinnen versucht.

1. Halten wir nach Aufdeckung der inneren Fügung den Stoff für wert, Unterrichts- und Erziehungsmittel zu sein?
2. Bietet der Stoff die Möglichkeit, ihn an den Zögling heranzubringen und zum Erlebnis werden zu lassen?

1. Hätten wir einem Aufklärer des 18. Jahrhunderts und manchem vielwissenden Manne des 19. Jahrhunderts die erste Frage vorgelegt, so würde er uns nicht nur mitleidig belächelt, sondern mit Spott und Hohn übergossen haben. Daß wir die Frage ernsthaft stellen, zeigt einen grundlegenden Wandel unserer geistesgeschichtlichen Lage an.

Unser Außenraum ist seit dem Beginn der Neuzeit im zunehmenden Maße „rationalisiert" worden. Vergessen wir nicht: auch dieses Rationalisierungsstreben entsprang dem Willen, sichere Dämme aufzurichten gegen den Einbruch unberechenbarer dämonischer Gewalten in die umhegten Bezirke des Daseins; entsprang dem Willen, das wache Bewußtsein, das berechnen, durchschauen und damit beherrschen kann, zum Lebensführer und Lebensordner zu erheben. Ein bedrohliches Ausmaß gewann die Rationalisierung des Außenraumes mit der Entwicklung der Technik im 19. Jahrhundert. Diese Technik blieb nicht eingeordnet in den ernsten Forschungswillen des 18. Jahrhunderts, der stets nach allgemeinen Zielen sich ausrichtete, in weiten Horizonten lebte und wenigstens in Deutschland die Wertwelt nicht bedrohlich erschütterte.

Die Technik des 19. Jahrhunderts wurde groß mit ihrem Bruder, dem Kapitalismus, für den die Energien des Außenraumes Gegenstand der Ausbeutung wurden. Sie hörte auf, menschliche Organverlängerung zu sein; sie löste sich in ihren Maschinen vom Träger, trat ihm als selbsttätiger Mechanismus entgegen und zwang ihn unter sein Gesetz. Sie faßte die Objektkräfte als berechenbare und faßbare Energien, die sie ineinander zu verwandeln verstand. Die Technik hat den Außenraum entgöttert, hat ihn zu einem Riesenbehälter bekannter und genutzter Energien gemacht. Da sie in Umkehrung aller gesunden Verhältnisse ihr mechanistisches Gesetz auch ihrem Schöpfer aufzwang, blieben die Verwüstungen des seelischen Innenraumes nicht aus. Seelische Unruhe, Unsicherheit, Gereiztheit, Verkrüppelungen, Rück- und Überbildungen waren die Folge.

Digitized by Google

Der Kopfsprung ins Unbewußte, Irrationale, auch ins überbetont Körperliche, sind Fluchterscheinungen dieses Zustandes. Dabei ist es auffällig, daß die Technik als solche nicht Ziel des Angriffes wird; im Gegenteil, sie wird weiterhin hochgeschätzt und ist in weiten Teilen des Volkes Gegenstand lebendigster Teilnahme. Darin zeigt sich wohl eine gesunde Lebensäußerung des Volkes, die Einsicht: die Technik als solche können wir nicht mehr entbehren; sie ist für unsere heutige Entwicklungslage mitbestimmend geworden. Und das Volk hat recht damit. Es gilt, sie vom kapitalistischen Denken zu lösen und in unsere Welt organisch einzubauen.

Unser Außenraum ist über Familie, Sippe und Stamm durch notwendige geschichtliche und biologische Entwicklung zum Volksraum geworden. Der Volksraum ist die große Erdwiege nicht nur der völkischen Zeitgenossen, sondern nach einer schönen Prägung des romantischen Staatsrechtslehrers Adam Müller auch der Raumgenossen, aller derjenigen gleicher Art, die der Boden vor uns wiegte und die er nach uns wiegen wird:

Das Land, wo wir dem Schoß entstiegen,
Wo leuchtend unsre Ahnen liegen
Und unsre Frauen Kinder wiegen
Ist unser Vaterland.

Das Land, wo wir uns müde neigen,
In das wir tief hinuntersteigen,
Vollendet Ewigkeit erschweigen
Ist unser Vaterland.

Damit ist der Boden wieder zum heiligen Träger des völkischen Lebensablaufes geworden, er ist chthonisch geweiht.

Ein so geweihter Boden kann nicht mehr Gegenstand der Spekulation und hemmungsloser technischer Ausbeutung sein. Er kann nicht mehr bloß nutzbarer und berechenbarer Energiebehälter sein. Seine Wachstumskräfte und Elementarmächte können wir wieder schauernd erleben: er ist numinos.

Dieser Boden trägt das Volk. Er behaust es, er nährt es, er kleidet es. Menschenkraft und Bodenkraft verschlingen sich im zähen Ringen wie einst und immer. Ihrer Zeugung entspringt das Werk:

Das Land, wo unser Werk wir gründen
Und unser Herdfeuer entzünden,
Uns seinem Schicksal tief verbünden
Ist unser Vaterland.

Über dieser Werkgemeinschaft muß sich um ihrer Wirksamkeit willen ein streng gefügtes Ordnungssystem spannen, das aber nicht in mechanistischer Organisation steckenbleiben darf. Organisation richtet wohl Kräfte aus und steigert durch planmäßigen Einsatz ihre Wirkung, aber gleichzeitig ist ihr eigen, bei der Überbetonung der äußeren Befolgung die innere Anteilnahme zu vernachlässigen, und so kann sie letzten Endes verrenkend und lebenstörend wirken. Auch das Ordnungssystem der Volksgemeinschaft muß zu lebendig rhythmischer Ordnung ausschwingen wie es in unserem Brauchtum der Fall war. Es ist eine Selbstverständlichkeit, daß eine solche Gemeinschaft über sich die hohen und bunten Räume des Spiels mit gelösten Formen wölben wird.

Digitized by Google

2. Aber bietet der volkskundliche Stoff in der von uns aufgedeckten inneren Fügung die Möglichkeit, ihn an den Zögling heranzubringen und zum Erlebnis werden zu lassen?

Die Formen des Volkslebens sind nicht von Kindern geschaffen worden, sondern von der Gemeinschaft der Erwachsenen. Ein wichtiges Streben dieser Gemeinschaft ging auf menschliche, tierische und pflanzliche Fruchtbarkeit. Zauber und viele Bräuche geben diesem Willen Form. Es ist klar, daß an solchen Gegebenheiten, soweit sie unterrichtlich in Frage kommen, in gewissen Fällen eine pädagogische Umdeutung des Brauchtums statthaben muß, wenn auch damit eine Verblassung verbunden ist. Schönheit, Kraft, Gesundheit Stärke werden wir in solchen Fällen an Stelle der Fruchtbarkeit setzen.

Auch Volkssprache, Volksmedizin, Lied, selbst Märchen und Sage, reichen gelegentlich in menschliche Bezüge, die wir unseren Kindern verschweigen müssen. Eine pädagogische Auswahl und Zurechtrückung des Stoffes nach der inhaltlichen Seite ist darum unvermeidlich.

Zudem sind die Formen in einer Lage entstanden, die von der unseren durch grundlegende Wandlungen getrennt ist. Das Leben hat sich in neuen Formen ausdifferenziert. Unsere Kinder wachsen vom ersten Tage der Empfängnis an in unsere Lage hinein. Unsere Art der Nahrung, der Kleidung, des Wohnens, unsere ganze zivilisatorische Umwelt, umgibt auch unsere Kinder mit einem Beton- und Stahlgehäuse, von dem aus es schwer ist, klopfende Erd- und Himmelskräfte zu hören. Diese Ferne, die uns von den Ursprüngen trennt, wird uns Anlaß zu gründlicher Überlegung des Unterrichtsganges werden. Also auch von methodischer Seite wird der Stoff eine Auswahl und Zurechtrückung erfahren.

Doch der Gang der Entwicklung hat uns einen untrüglichen methodischen Weg vorgezeichnet: Brauchtum, Zauber, Lied und Tanz sind in manchen Teilen zum Kinderspiel geworden, die Märchen zur Kindererzählung schlechthin. Was wäre unsere Kinderzeit und unsere Kinderstube ohne diese Formen? Es ist, als ob mit diesem Erbe unsere Ahnen ihre Hände segnend auf die Scheitel unserer Kinder legten.

Gerade der Raum des Spieles mit seinen gelösten Formen, mit Gesang, Schreiten, Tanz, Lachen und Märchenfreude ist der geeignete Ausgangspunkt. Das ist in der neuen Erziehung schon im weiten Maße getan worden. Aber unsere Kinder bringen Kräfte mit, die auch einen Vorstoß in größere Tiefen ermöglichen.

Der Mensch der Gegenwart ist kein Geschöpf, das in der Zeugung jung und neu dem Nichts entsteigt. Er trägt mit sich das plasmatische Erbe der Menschgeschlechter frühester Zeit. Jeder ist mit seinem Sein dem menschlichen und insbesondere dem volklichen Lebensablauf eingeordnet. Mit den ererbten Anpassungsfunktionen trägt er die Möglichkeit in sich, die Welt so zu erleben, wie sie den in ihm wirkenden Anpassungen entspricht.

Diese ererbten Anpassungsfunktionen formen das menschliche Vorbewußtsein. Von ihnen aus wird wesentlich das Leben des Säuglings und des Kleinkindes geleitet. Aber auch das Schulkind steht seinen Einwirkungen noch näher als der Erwachsene. Das Kind ist von der letzten Ausdifferenzierung

Digitized by Google

des Lebens der Kulturnationen nicht mit ergriffen worden: von der Ausbildung des Selbstbewußtseins. Das Kind hat selbstverständlich ein Ichbewußtsein, da es bestimmend für das Wesen Mensch ist, aber kein Selbstbewußtsein. Wohl kann das Kind eitel sein und stolz, sich brüstend und sich rühmend, sich gefällig bespiegelnd: das alles sind nur Zeichen eines lebendigen Ichbewußtseins. Aber das Kind wird sich nicht seiner selbst bewußt als einer einzigartigen und einmaligen Seinsform. Damit steht das Kind auf derselben Entwicklungsstufe wie unsere Ahnen, auf derselben Entwicklungsstufe, auf der die Formen der Abwehr und Bezwingung aus der Ursituation Wir-Welt emporwuchsen.

Es scheint, daß mit dem Selbstbewußtsein der Wille erwachte, das Blickfeld des Wachbewußtseins zu erweitern, das Vorbewußte zu erhellen, zu durchleuchten, in den Umkreis des Wachbewußtseins einzubeziehen. Das Selbstbewußtsein will sich nicht mehr dem Instinkt anvertrauen, sondern der Überlegung; nicht mehr der Eingebung, sondern der Berechnung. Aus dem Selbstbewußtsein entspringt wohl unsere überwache Bewußtheit.

Den Kindern ist dieses Verhalten unbekannt; im Jugendlichen bahnt es sich an. Dieser Tatbestand muß bei der Behandlung unseres Stoffgebietes beachtet werden. Im Kindesalter werden die volkskundlichen Gegenstände nicht rational durchleuchtet und bewußt erhellt, sie werden wie Mutternahrung seelisch aufgenommen. Im Alter des Jugendlichen tritt eine solche Erhellung ein. Das bedeutet aber keinesfalls, daß dadurch die seelische Substanz zerstört wird; auch hier wird eine keusche und ehrerbietige Haltung das seelische Verhältnis zum Stoff nicht nur zu schonen, sondern zu mehren wissen.

Wie Mutternahrung soll vom Kinde der inhaltlich gesichtete und methodisch zurechtgerückte volkskundliche Stoff aufgenommen werden. Mit den Spielformen ist das schon immer getan worden; sie bilden einen unveräußerlichen Bestandteil unserer Kindererziehung. Viel größer sind die Schwierigkeiten trotz der aufgedeckten biologischen Anknüpfungsmöglichkeiten vor den beiden anderen Aufgaben: im Kinde den rhythmisch gegliederten Ordnungsraum und den chthonisch-numinosen Außenraum zum Erlebnis werden zu lassen.

In besonderen volkskundlichen Unterrichtsstunden kann das keinesfalls geschehen. Wir sagen das nicht, um diejenigen von vornherein für uns zu gewinnen, die vor jeder Stoffvermehrung ein berechtigtes Grauen haben; sondern besondere volkskundliche Unterrichtsstunden würden einfach dem Gefüge des Stoffes widersprechen. Die volkskundlichen Erscheinungen sind nur eine Seite eines Vorgangs oder eines Gegenstandes; würde ich Vorgang und Gegenstand nur unter dieser Beleuchtung betrachten, entstünde von ihnen ein lebensunwahres, verzerrtes Bild. Volkskundliche Erfassung ist an den ganzen Gegenstand und an den ganzen Vorgang unlösbar gebunden.

3. Die seelische Erfassung des rhythmisch gegliederten Ordnungsraumes

Um den Begriff des rhythmisch gegliederten Ordnungsraumes zu klären, wollen wir ihn gegen den der Gewohnheit abheben. Beiden Begriffen ist die regelmäßige Wiederkehr gemeinsam. Wir vollziehen im Laufe des Tages,

Digitized by Google

der Woche, des Jahres unzählige gewohnheitsmäßige Handlungen. Sie bilden gleichsam das in die Zeit hineinschwingende Seil, an dem wir uns vorwärts tasten. Die ungewohnten, überraschenden Handlungen sind ihrer Zahl nach viel kleiner; sie bewirken gelegentlich eine Richtungsänderung des Seiles. Beide Handlungen werden aber nicht durch den Begriff des rhythmisch gegliederten Ordnungsraumes erfaßt. Es ist an eine Gemeinschaft als Träger gebunden, die nicht willkürlich aus sich heraus handelt, sondern als Vollstrecker der Überlieferung eine Handlung vollzieht, die in Zeitpunkt, Inhalt, Form und Bedeutsamkeit festliegt. Offensichtlich sind es vier rhythmische Abläufe, die in unserer Gegenwart dieser Anforderung gerecht werden: der Jahreskreis, der Lebenskreis, der christliche Kreis, der völkisch-politische Kreis. Diese vier Kreise bilden für uns und unsere Kinder den rhythmisch gegliederten Ordnungsraum, den es seelisch zu erfüllen und zu erleben gilt.

Die natürliche Grundlage des Jahreskreises ist der Ablauf der Jahreszeiten. Darum müssen durch unsere Schulstuben Wind, Wetter, Sonne und Wolken gehen. Wachstumskräfte müssen uns bedrängen, die Reife uns beglücken, das Vergehen uns durchschauern. Aus diesem ewigen Ablauf wachsen wie bedeutungsgeballte Hebungen die Jahresfeste heraus.

Mit den Jahresfesten stehen die kirchlichen Feste in enger Beziehung. Wir wissen, daß sie zeitlich in der Nachbarschaft vorchristlicher Feste stehen, ja, daß auch ein reicher Stimmungs- und Bedeutungsgehalt jener vorchristlichen Begehungen in die christlichen Feste eingeschmolzen ist. Da gilt es in festarmen Landschaften, den jahreszeitlichen Gehalt der kirchlichen Feste herauszustellen. Dabei soll der christliche Heilsgehalt keineswegs übergangen werden. Zeigt uns doch schon die geschichtliche Tatsache ihrer Verschmelzung, daß beide Inhalte nicht nur nebeneinander zu bestehen, sondern sich auch zu ergänzen und zu steigern vermögen.

Zu fragen ist aber noch, ob in Städten und Landschaften ohne bodenständige eigene Jahreszeitenfeste von der Schule aus und für die Schule eine solche rhythmische Ordnung geschaffen werden könnte? Ja, das ist wohl möglich. Nicht mit Geschick und Takt und Verordnung, sondern aus gläubigem Ergriffensein. Aus gläubigem Ergriffensein könnte aus begnadeter Seele ein Fest der Blumen, des fruchttragenden Baumes, des Waldes, des Tieres erwachsen. Ein Fest der kindlichen Gemeinschaft ohne Rührsamkeit, ohne erwachsene Zuschauer (auch Vereine veranstalten Blumenfeste), ohne Bericht in der Zeitung, ohne Kenntnis des Kreisfachberaters für schulische Feste; in aller Stille schlicht Jahr um Jahr geübt. Ist das wohl möglich?

Der Kreislauf des Kinderlebens enthält als Tonstellen Schuleintritt, Klassenwechsel, Schulentlassung, Geburtstag. Aber auch die Tonstellen des Erwachsenenlebens dringen in das Kinderleben ein: Geburt, Verlobung, Hochzeit, Begräbnis. Sie können unter besonderen Umständen von volkskundlicher Seite her beleuchtet werden.

Der christlich und völkisch-politische Kreis sind in ihrer Ausgestaltung dem Zugriff der Schule naturgemäß entzogen. Durch gläubige Teilnahme werden beide Kreise ihre formende und ordnende Kraft im Kinde entfalten. Und sicherlich findet die Schule hier und da Gelegenheit, tätig mitzugestalten.

Digitized by Google

Unsere Ausführungen über den rhythmisch gegliederten Ordnungsraum konnten nur Andeutungen sein; sie konnten im wesentlichen nur die Kreise aufzeigen, die es zu erleben und zu erfüllen gilt. Hier ist im einzelnen noch eine ganz außerordentlich wichtige pädagogische Aufbauarbeit und z. T. Neuschöpfung zu leisten, die nur im langsamen Wachsen heranreifen kann. Denn gerade der rhythmische Ordnungsraum unserer Ahnen ist in der Neuzeit weithin zerstürzt. Vorwiegend auf der bäuerlichen und handwerkerlichen Grundlage kleiner Gemeinschaften ruhend, wurde er in den Zerfall des ständischen Gefüges, der Umlagerung und Atomisierung der Gesellschaft hineingerissen, und seine Reste wurden zu unverstandenen Überbleibseln. Die nationalpolitische Erneuerung ist auf dem besten Wege, von sich aus eine Kuppel verpflichtender Feste über den deutschen Volksraum zu wölben.

4. Die seelische Erfassung des chthonisch-numinosen Außenraumes. Beispiel: das Haus

Wir stellten früher fest, daß ein Gegenstand unter einseitiger volkskundlicher Betrachtung lebensunwahr und verzerrt erscheint. Unsere Ahnen lebten wie wir in einem Raume fester Wirklichkeit, der sich nur gelegentlich in seinen chthonisch-numinosen Tiefen öffnete. Allerdings hat sich nach der Gegenwart zu der Kern der festen Wirklichkeit verhärtet und erweitert; die Mächte sind an den fernen Horizont zurückgetreten. Wir werden darum das Haus nicht nur vom volkskundlichen Gesichtspunkte aus behandeln, sondern als Ganzheit. In dieser ganzheitlichen Behandlung ist die volkskundliche Seite mitbeschlossen. Unterrichtstechnisch vermag die Aufgabe nur der Gesamtunterricht zu lösen.

Wir werden die äußere Erscheinung und innere Raumeinteilung des Hauses sachlich beschreibend und zeichnerisch darstellend zu erfassen versuchen. Wir werden Besonderheiten der Gestaltung gebührend herausheben. Wir werden den Baustoff und seine Behandlung aufmerksam betrachten. Wir werden dabei feststellen, wie bei unseren Bauernhäusern die Landschaft den Baustoff lieferte: Stein, Holz, Stroh, Lehm, Ziegel, Schiefer. Wir werden die Stellen der Heimat aufsuchen, wo diese Stoffe gewonnen werden. Mit dieser Blickrichtung werden wir das Haus als eine planvolle Fügung des Landschaftsstoffes erkennen. Das Haus wächst aus der Landschaft heraus, aber nicht wie Fels oder Baum; der Stoff wird durch den Menschen bearbeitet, formvoll zusammengefügt, wird Verwirklichung eines seelischen Bildes. Wir erkennen, daß der Zweck dieser Planung die Umhegung ist; aus dem horizontweiten Landschaftsraume wird ein gewollter Ausschnitt herausgeschnitten. Dieser menschgeschaffene Kleinraum ist „geheuer", das wahrscheinlich mit Haus verwandt ist. Dieser Raum ist „heimlich".

Da der Baustoff des Hauses der Landschaft entwachsen ist, macht er auch in der geplanten Fügung die Veränderungen mit durch wie der ungeformte geschwisterliche Stoff. Das Holz wird altersgrau und morsch, das Stroh fault, Moos wächst auf dem Dach. Die Elementarkräfte der Landschaft brausen über das Haus wie über Wälder und Brüche; das Haus duckt sich immer tiefer in den Landschaftsraum hinein; immer undeutlicher wird die menschliche Fügung; das Haus wird alt; die Landschaft überwuchert es.

Digitized by Google

Wie bedeutsam für den Menschen diese Umhegung des Raumes ist, dieses Schaffen eines „geheuren" Platzes, zeigen uns Brauchtum und Volksglaube, die an das Haus knüpfen. In den Grundstein wird ein Tier (Katze, Hund, Huhn, Ratte) eingemauert. Im Heimatmuseum ist ein solches Skelett zu sehen. Unterbleibt das Tieropfer, wird im Hause bald jemand sterben. Das Haus will seinen Toten haben.

In manchen Landschaften wie im Erzgebirge lebt der Brauch abgeblaßt weiter. Da wird ein Hahn, eine Henne, eine Katze durch alle Räume gejagt oder in der Hausflur geschlachtet.

Die Toten hausen und wirken in der Erde. Der Erdgrund ist ihr Reich. Und wer ohne Vorsichtsmaßnahmen dort eindringt und sie stört, ist ihrer Rache sicher. Sie holen sich ihr Opfer. Das eingemauerte oder geschlachtete Tier ist ein Ersatzopfer, das sie beschwichtigen soll. Da es aber die Toten beschwichtigt und ihren Einbruch abhält, bringt es Glück. Das eingemauerte Tier wird ein Schutztier und dem Hause ein Glückbringer.

Aber auch die Elementarmächte betrachten den Bau eines Hauses als Störung ihres Machtbereichs. In Oederstadt bei Eisleben war eine Stelle, an welcher der wilde Jäger stets anzuhalten und seine Hunde zu füttern pflegte. Als man dort ein Haus baute, wurde die Mauer fünfzehnmal hintereinander über Nacht wieder eingerissen; erst das sechzehnte Mal blieb sie stehen. Doch war es auch dann noch bei Nacht in den Zimmern unruhig, und rings um das Haus wehte zu allen Tageszeiten der Wind.

Ist der Dachstuhl gesetzt, schmückt man ihn mit der Richtmaie. Die Sitten beim Hebefeste werden behandelt. Die Maie als Fruchtbarkeitsträger, Lob und Dank an Gott für das vollbrachte Werk, Gebet um Glück und Segen, Handlungen, die Kommendes andeuten (Hinabwerfen des Glases), Lust und Fröhlichkeit über die ohne Unfall vollendete Arbeit und das erreichte Ziel bestimmen das Brauchtum des Hebefestes.

An das vollendete Haus wird hier und da ein Hausspruch geschrieben. Wir sammeln die Sprüche und lernen daraus die Stellung der Leute zum Hause kennen.

Aber auch das vollendete Haus bedarf dauernden Schutzes. Seine größten Feinde sind Blitzschlag und gefräßiges Feuer. Blitzschlangen, Schutzsprüche, Feuersegen, Himmelsbriefe bannen die Gefahr. Als Schutzmittel gegen Blitzschlag gelten im Erzgebirge der Kreuzschnabel, ein unter dem Bett liegender Fichtenspan, der auf dem Oberboden aufbewahrte Christbaum, die aufbewahrte Pfingstmaie, im Hause liegende Splitter eines vom Blitze zerschmetterten Baumes, eine hinter den Spiegel gesteckte doppelte Ähre, am Karfreitag geholte und zwischen die Dachbalken gesteckte Holunderzweige, ein am Johannistage ans Haus gehängter Kranz, im Hause nistende Schwalben und Rotschwänzchen usw.[1]).

In die neue Wohnung bringt man zuerst Brot und Salz; die Ofenpfanne wird sofort gefüllt, die Uhr in Gang gebracht und wie die unzähligen Vorschriften sonst alle lauten, die von Landschaft zu Landschaft wechseln. Alle

[1]) E. John, Aberglaube, Sitte und Brauch im sächsischen Erzgebirge. Annaberg 1909, S. 26.

Digitized by Google

Sitten zeigen uns die hohe Bedeutsamkeit des Hauses. Immer wieder zielen sie auf Abwehr und Schutz, auf Gedeihen und Wohlstand. Bald werden wir bei der Sammlung des landschaftlichen Brauchtums herausfinden, daß sich an einigen Stellen des Hauses die Bedeutsamkeit ballt: Herd, Schwelle, Eßtisch, Dachwerk, Keller.

Im Vogtland muß die junge Frau in das Ofenloch sehen, damit sie kein Heimweh bekommt. Ebendort wird zu Weihnachten, Neujahr und am Vorabend des hohen Neujahrs nach dem Abendessen der Ofentopf nicht ganz bis zum Rande mit Wasser gefüllt. Am folgenden Morgen ist das Wasser entweder gestiegen oder gefallen. Man sieht daraus, ob der Getreidepreis im Laufe der folgenden Vierteljahre steigen oder fallen wird. Es bezieht sich das Ergebnis des Weihnachtsabends auf das erste Vierteljahr usw. Und wenn die Mädchen am Andreas- oder Weihnachtsabend etwas von ihrem Zukünftigen erfahren wollen, stecken sie in den sächsischen Landschaften den Kopf in das Herdloch oder in die Ofenblase und lauschen dort und fragen. Wenn im Erzgebirge die Kinder die Masern haben, sagt man: „Das Jüttel (Hausgeist) hat sie verbrannt; wir müssen das Ofenloch mit einer Speckschwarte schmieren. Wenn eine wendische Magd heißes Wasser am Ofen ausgießt, sagt sie, wenn sie vorsichtig ist: „Wehklage (ein wendischer Hausgeist), gehe weg, damit ich dich nicht verbrühe!“

Im Herde und am Herde hält sich der Hausgeist mit besonderer Vorliebe auf. Er ist seinem Ursprunge nach in wesentlichen Zügen ein Ahnengeist. Er erscheint in den deutschen Landschaften außerordentlich vielgestaltig als Kobold, Mönch, Drache, in Tiergestalt als Kröte, Schlange, Vogel. Jetzt lernen wir ein heimliches, geisterhaftes Leben kennen, das durch das ganze Haus huscht. „Des Nachts, wenn die Treppen und Dielen so knarren und knacken, wenn es oben auf dem Boden poltert und raschelt, wenn in der Küche das Geschirr klappert, wenn des Morgens der Hahn schon so früh kräht, viel zu früh für das Gesinde; wenn Knechten und Mägden, die nicht aus dem Bett können, die Decke weggezogen wird, wenn es sie an Zehe und Nase zwickt: alles das macht der Kobold. Wenn die Bäuerin mit so unheimlicher Fixigkeit das Essen fertig hat; erst nach halb fängt sie an, um zwölf steht's schon auf dem Tisch: der Kobold trägt's ihr zu. Wenn der Herr immer gleich alles weiß, was das Gesinde hinter seinem Rücken tut: der Kobold hat's ihm verraten“[1]).

Die deutschen Landschaften sind außerordentlich reich an Koboldsagen. Wir behandeln diejenigen unserer Heimatlandschaft. Immer stärker gleitet die Behandlung des Hauses aus den sachlichen Bezügen heraus und wächst in den chthonisch-numinosen Raum hinein.

Als ähnlich bedeutsame Stellen wie den Herd erwähnten wir Tisch, Schwelle, Dachgebälk. Nur einige Beispiele sollen uns ihre Bedeutsamkeit veranschaulichen. Die junge Frau wird dreimal um den Tisch geführt. Im Erzgebirge führt man sogar neugekaufte Hühner oder Schweine dreimal um den Tisch. Nun gehören sie zur Hausgemeinschaft, laufen nicht mehr weg und haben kein Heimweh.

---

[1]) P. Zaunert, Deutsche Natursagen. Jena 1921, S. 55.

Digitized by Google

Unter der Schwelle des niederwendischen Hauses wohnen die Hausschlangen. Die eine heißt Gospodar (Hauswirt), die andere Gospoſa (Hauswirtin). Wenn der Wirt ſtirbt, ſtirbt auch der Gospodar, ſtirbt die Wirtin, ſtirbt die Gospoſa. Nicht einſträngigen Urſprungs iſt die weitverbreitete Sitte, den Sarg dreimal auf der Haustürſchwelle leicht niederzuſetzen, ehe man ihn hinausträgt.
Auch im Dachgebälk ſitzt der Kobold gern. Zu gewiſſen Zeiten iſt das Gebälk mit beſonderer Macht begabt. Wer in den oberſächſiſchen Landſchaften in der Neujahrsnacht unter einem Balken ſteht, deſſen Ende nach Oſten gerichtet iſt und ein Vaterunſer dabei betet, der kann „horchen", d. h. einen Blick in die Zukunft tun, die in ſchattenhaften Bildern an ihm vorüberzieht.
Doch genug der Einzelheiten. Wir wollen keine vollſtändige Stoffſammlung geben, ſondern den Gang der Behandlung zeigen und ſtellen noch einmal feſt: Die volkskundlichen Erſcheinungen ſind nur eine Seite der Betrachtung des Gegenſtandes. Von der ſachlichen Erfaſſung und den lebenspraktiſchen Bezügen tauchen wir in die Tiefenſchicht volkskundlicher Betrachtung ein. Der klare, ſcharf umriſſene Gegenſtand des hellen Tageslichtes wird in die chthoniſch-numinoſe Dimenſion hinein vertieft.
Iſt in einem Landſchaftsraume Volksgut lebendig, wird es unter Mitarbeit der Kinder gewonnen. Iſt das nicht der Fall, wird der Stoff dargeboten. Dabei kommt es nicht auf ein logiſches Durchdringen der Zuſammenhänge an, ſondern auf ein bildmächtiges und gefühlsſtarkes ſeeliſches Erfaſſen. Erſt auf der Oberſtufe der höheren Schule iſt bis zur begrifflichen Durchdringung vorzuſtoßen. Das Ziel, dem der Unterricht dort zuſtrebt, iſt die Aufdeckung wichtiger geſetzesartiger Erſcheinungen des Volkslebens, die am volkskundlichen Stoff gewonnen werden.

Weg und Ziel praktiſcher Volkstumsarbeit in der Landesſtelle für Volksforſchung und Volkstumspflege des NSLB, Gau Sachſen

Von Hans Steglich, Kamenz (Sa.)

Mit 4 Abbildungen im Text

Die Landesſtelle für Volksforſchung und Volkstumspflege im NSLB, Gau Sachſen, vereinigte bei ihrem Aufbau bewußt und ſinngemäß die beiden Aufgabenkreiſe der Forſchung und Pflege. So wurde erreicht, daß zwei Gebiete, die nach Weſen, Inhalt und Bedeutung zueinander gehören, in fruchtbare Wechſelbeziehung treten.
Nachdem die Organiſation der Volkstumsarbeit über ganz Sachſen planmäßig erfolgte und bis in die kleinſte Schule des Sachſenlandes ein Volkstumswart des NSLB die Arbeit aufgenommen hat, nachdem die erſten Forſchungsaufgaben über das geſamte Gebiet der Landesſtelle geſtellt und mit gutem Erfolge durchgeführt wurden, iſt es an der Zeit, auch die Arbeit der praktiſchen Volkstumspflege nach klaren Richtlinien fortzuſetzen. Der

Digitized by Google

Gauobmann des NSLB legte von allem Anfang an größten Wert darauf, daß die Landesstelle nicht geschaffen wurde, um die Anzahl der Doktordissertationen zu vermehren. Sie habe vielmehr in erster Linie den Sinn, den Weg zu wahrer, lebensvoller Volkstumsarbeit freizulegen. In Aussprachen mit den Volkstumswarten wurde wiederholt die Frage angedeutet: „Was wird nun eigentlich mit unseren Forschungsarbeiten, die wir für die Landesstelle bearbeiten und dorthin eingeben?" Mag es auch so sein, daß der größte Wert dieser Arbeiten dem Bearbeiter unmittelbar zuwächst, da er durch sie zu der Bevölkerung seines Berufsortes ein ganz anderes Verhältnis bekommt

Abb. 1. Umzug zur Schifferfastnacht in Wehlen.
Phot. Sächs. Landesbildstelle, Dresden.

und der Volksbegriff für ihn eine wesentliche Bereicherung und Vertiefung erfährt, so ist die Anregung dennoch durchaus berechtigt; denn es ist eine der vornehmsten Aufgaben der Landesstelle, aus der Zusammenschau aller Arbeiten, neue, praktische Wege für die Volkstumspflege aufzuzeigen. Der Volkstumswart, und hier ist es vor allem der Volkstumswart auf dem Lande, verlangt nach Ratschlägen und Richtlinien für die praktische Volkstumspflege, die bei seiner Erziehertätigkeit so oft von ihm zu leisten ist. Die Gauleitung des NSLB ist diesem Bedürfnis gern nachgegangen. Als vor kurzem ein Gausachgebiet für die Fest- und Feiergestaltung geschaffen wurde, ist dieses zweckmäßigerweise mit der Landesstelle verbunden und ihm die gesamte praktische Volkstumspflege des NSLB unterstellt worden.

In größeren Kreisen wird ein besonderer Kreiswart für Volkstumspflege mit einem Stab tüchtiger und geeigneter Mitarbeiter die bedeutungsvollen

Digitized by Google

Aufgaben der praktischen Volkstumsarbeit zu lösen haben. Die ideale Lösung bleibt jedoch auch weiterhin, daß beide Gebiete in einer Hand liegen; denn wissenschaftliches Können und künstlerisches Formen sind sehr oft bei der Volkstumsarbeit aufeinander angewiesen. Ein Auseinandergehen der beiden engverbundenen Arbeitsgebiete muß unbedingt verhindert werden. Die Landesstelle und die Kreis- und die Ortsstellen für Volksforschung und Volkstumspflege sind die Garanten für die innere Verbundenheit der zu leistenden Volkstumsarbeit.

Während es möglich und notwendig ist, die Volksforschung nach den jahrzehntelangen Erfahrungen der Volkskunde von der Zentrale der Landesstelle aus nach wissenschaftlichen Methoden über das ganze Land zu betreiben, muß die praktische Volkstumspflege nach anderen Gesichtspunkten arbeiten. In der Mathematik ist es so, daß die mathematischen Berechnungen in der Technik ihren lebendigen Ausdruck finden; die volkskundlichen Studien aber bedürfen zu ihrer Lebendigmachung in der Volkstumspflege neben dem exakten, sachkundlichen Wissen vor allem eines sicheren Instinktes, der das abstrakte Wissen in das Bereich des pulsierenden Lebens zurückführt. Hier stehen wir auch an der Grenze zwischen Forschung und Gestaltung, die mancher Volkskundler auf Grund seiner kritischen Einstellung nicht zu überschreiten vermag, während mancher Pfleger deutschen Volkstumes zu bequem ist, im umgekehrten Sinne vorzustoßen. Viele Volksforscher warnen davor, bewußt und gestaltend an die Gebiete der Volkstumspflege heranzutreten; denn, so meinen sie, ihre Erfahrungen haben mehrfach bewiesen, daß Sitte und Brauch dort zu verschwinden drohen, wo sie ans Tageslicht gezerrt werden und der Nimbus des Geheimnisvollen von ihnen schwindet. Diese Erkenntnis lebensnaher Forscher gilt es durchaus zu beachten. Nicht alles, was der Volkskundler wahrnimmt, ist bereitet, in einer lebendigen Pflege einen sichtbaren Ausdruck zu erlangen. Geschieht es trotzdem, so erreichen wir das Gegenteil von dem, was wir wollen; denn im Rampenlicht künstlicher Lichtquellen wird blutmäßiges Erlebnis zur theatralischen Sensation.

Aber auch der in dieser Beziehung kritische Volkskundler wird zugeben müssen, daß sehr viel von unserem deutschen Volksgut erst in der lebendigen Gemeinschaft des Volkes wieder seinen farbenfreudigen, sinnvollen Ausdruck erhält. Es ist immerhin besser und zweckmäßiger, unserem Volke wieder seine Lieder, Sprüche, Märchen, Tänze und Spiele nahezubringen, als wenn wir diese für wissenschaftliche Zwecke sammeln und aufbewahren.

Wer das Land kennt und längere Zeit als Erzieher auf einem Dorfe gewirkt hat, der weiß, daß der einfache Mann des Volkes in seinem sprachlichen Ausdruck und in seinem Wesen den Dingen offen, natürlich, ohne alle Umschweife entgegentritt. Er lernt die Dinge, auch die überirdischen, erst dann begreifen, wenn er ihnen einen sinnhaften Ausdruck verleihen konnte. Der Städter hat vielleicht in seinem Zimmer ein Bild vom Frühling hängen, ein Bild, das schön, warm, sonnig gemalt ist und das Erlebnis eines großen Künstlers wiedergibt, ein Bild, vor dem man stundenlang über die verschiedensten Kunstrichtungen debattieren kann. Der Mensch des Landes braucht das Bild nicht; er erlebt den Frühling: jahrmäßig, blutmäßig. Er findet keine

Digitized by Google

Worte, darüber zu sprechen. Im Irdischen erblickt er das Überirdische, im Sinnhaften das Metaphysische. Leben, Natur und Gott sind ihm eines, sind ihm die Wurzel tiefen deutschen Fühlens und Glaubens. Seine Sprache und seine Tracht sind noch vielerorts farbig und bildhaft, so wie es früher auch seine Volkslieder, Volkstänze, Volksspiele, Sagen und Märchen waren.
Wollen wir mit der praktischen Volkstumspflege beginnen, so müssen wir von den Stellen ausgehen, wo wir noch wahre Gemeinschaften antreffen.

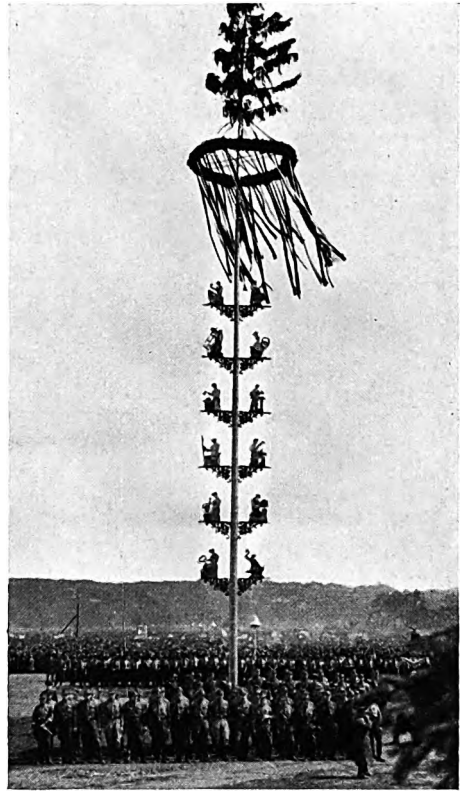


Abb. 2. Der Dresdner Maibaum auf der Vogelwiese 1935. Phot. Koch, Dresden.

Solche finden wir auf dem Lande und in der Kleinstadt. Das Schulfest auf dem Dorfe und verschiedene Feste in der Kleinstadt (Kamenzer Forstfest, Hosiannasingen u. a.) führen die ganze Gemeinschaft des Ortes zusammen. Hier finden wir die lebendigen Vorbilder, die uns bei einer guten Festgestaltung leiten sollen.
Wer einmal mit kritischem Blick an die Spiele und Gesänge herangegangen ist, die bei den verschiedensten Anlässen geboten werden, der hat feststellen müssen, daß diese mit geringen Ausnahmen an Plastik und Klarheit in Sprache und Aufbau verloren haben. Vergleichen wir sie mit einem alten

Digitized by Google

Laienspiel oder einem Volkslied, so erkennen wir, daß sie nicht mehr die innige Verbindung zum Urquell volkhaften Denkens besitzen. Welchen tiefen Einblick kann uns hier die Volksforschung gewähren! Welche Möglichkeiten gibt sie uns, neue volkgebundene Stücke zu gestalten! Sie vermittelt dem wahren Könner die sachkundliche Grundlage, die rassenmäßige Verbindung; sie beeinflußt unwillkürlich die Sprache und den Aufbau der Stücke, wie sie wahrem Volksempfinden entsprechen. Wenn alle Spiele, die über den 1. Mai, die Sonnwende, das Erntefest, das Christgeburtwunder u. a. geschrieben werden, von dieser Grundlage ausgehen und in der Landesstelle die nötige Vorbereitung erfahren, so sind wir sicher, daß wir die Anzahl oberflächlicher Spiele nicht noch vermehren helfen.

Hier liegt eine der wichtigsten Aufgaben der praktischen Volkstumspflege vor uns, hier offenbart sich für alle Zweige der lebendigen Volkstumsarbeit die segensreiche Verbindung, die für den schöpferischen Mitarbeiter in der Landesstelle für Volksforschung und Volkstumspflege gegeben ist. Hier liegt auch der Ansatzpunkt für die Kritik der Spiele, die von der Landesstelle gesichtet und zur Herausgabe in einer besonderen Heftreihe gebracht werden sollen. Natürlich ist es nicht nur der Sinn dieser Heftreihe, volkskundliche Forschungsergebnisse praktisch auszuwerten, sondern ihre besondere Mission besteht darin, daß sie aus dieser Tiefenschau heraus volkhaften Neuschöpfungen den Weg ebnet und die gewaltigen Zeitgeschehnisse volksgemäß und sinnhaft zur Darstellung bringt. Für die Heftreihe seien hier einige Gebiete, die in Frage kommen, angeführt: Weg und Ziel praktischer Volkstumsarbeit; Wege zur volkhaften Festgestaltung; Schulaufnahme; Schulfeste in Stadt und Land; Flaggenhissung; Schulentlassung; Familienfeste; Feste und Feiern für deutsche Mädchen; Handwerkerspiele; Handwerkerbrauchtum; Liedhefte; Volkstänze, Schulmusik; Sprechchor und Schule; Gedichtsammlungen (Ernte, Sonnwende, Flaggenhissung, Weihnachten usw.); Kasperle und Kasperlespiele; Schulspiele von deutschen Märchen und Sagen; Kinderreime; Kinderlieder und -tänze; Schattenspiele; Krippenspiele; Erntedank; Sonnwende; Grenzlandspiele; Mundartliches; Volkskundlicher Werkunterricht; Lichtbild und Volkstumsarbeit; Volkskundliche Lesestoffe. Jedes dieser Heftchen verlangt sachkundliches Wissen, reiche Erfahrungen, schöpferisches Können und die Überzeugung, daß alles Volksgut durch das Volk sein Leben erhielt und in der Gemeinschaft des Volkes zu neuem Leben gelangt.

Diese Einstellung zur Gestaltung unserer Feste und Feiern bedeutet ein bewußtes Abstandnehmen von der Auffassung, daß bei den Veranstaltungen einige spielen und hunderte zusehen. Die Spiel- und Hörgemeinde muß aktiv am Spiel beteiligt werden; denn Volkslieder, Volkstänze, Volksspiele und Volkskunst verlangen im tiefsten Sinne nach Volksgemeinschaft. Wir werden hier die Trägheit im Volke überwinden müssen, die im Laufe der letzten Jahrzehnte durch falsche Erziehung großgezüchtet wurde und immer und immer wieder den Versuch unternehmen, ob es nicht möglich ist, im Volke wieder Liebe und Lust zu Spiel und Tanz zu wecken. Unsere Schulfeiern werden in dieser Beziehung mit gutem Vorbilde vorangehen müssen und von der alten Einstellung bewußt Abstand nehmen: hier der Chor —

Digitized by Google

dort der Hörer; hier die Bühne — dort die Zuschauer. Haben wir die Grundlage volkhafter Festgestaltung einmal erkannt, so ist es nicht mehr schwer, die Spiele im rechten Sinne auszusuchen und zu gestalten.

Da die Landesstelle für Volksforschung und Volkstumspflege aufs engste mit der sächsischen Erzieherschaft verbunden ist, wird auch die praktische Volkstumspflege, wo es irgendwie angeht, zum praktischen Schulleben engste Beziehungen anknüpfen, wie es bereits mehrfach gezeigt wurde. Der Lehrplan

Abb. 3. Gestalt des Pumphutes auf dem Schirgiswalder Kinderfest. Phot. W. John, Berlin-Schöneberg. Aus Spamer, Deutsche Volkskunde II.

aller Schulgattungen muß volkskundliche Themen enthalten, die im Unterrichte, auf der Wanderung, bei Festen und Feiern eine anschauliche Behandlung erfahren. Vielleicht besteht mancherorts die Möglichkeit, in einem leeren Zimmer des Schulhauses oder in der Gemeinde ein Heimatzimmer einzurichten, das in lebendiger, klarer Weise über Land und Leute der Heimat berichtet oder einem Großen der Heimat gewidmet ist (vgl. Fichtezimmer in Rammenau!).

Die Pflege der praktischen Volkstumsarbeit in den Schulen aber wird in der Hauptsache davon abhängen, ob es gelingt, an den verschiedenen

Digitized by Google

Schulen Spieltrupps für Volkstum und Heimat ins Leben zu rufen. Jeder Spieltrupp muß von der hohen Mission getragen sein, die er für das Volkstum zu erfüllen hat. Kinder sind sehr wohl in der Lage, sich mit heiligem Eifer einer so schönen Aufgabe anzunehmen, wenn sie nur von dem richtigen Führer geführt werden. Sie müssen zunächst einmal bewußt erleben, wie sie jeden Tag für ihre Heimat werben und kämpfen können. Vielleicht beginnen wir die Arbeit damit, daß wir ihnen bei Gelegenheit vor Augen führen, wie das Bild der Heimat vielfach durch schlechte Aufschriften, durch schreiende Plakate, durch Herumwerfen von Papier und Schalen verschandelt wird. Wir rufen sie auf, mit uns dagegen Front zu machen; wir setzen unseren Entschluß in die gemeinsame Tat um. Das Gemeinschaftserlebnis gibt die Einstellung für die weitere Arbeit, die von den Spieltrupps übernommen werden soll: wir singen keine Kitschlieder mehr, sondern gute deutsche Volkslieder; wir brauchen keine Negertänze, denn unser Volk besitzt viele schöne Volkstänze; wir lesen auch keine Schundbücher mehr, wir lesen die Märchen, Sagen, Geschichten des deutschen Volkes; wir wollen keine schlechten Spiele aufführen, sondern die Stücke wertvoller deutscher Dichter; wir kaufen auf den Jahrmärkten keine Kitschgegenstände und versuchen im Werkunterricht Vorbildliches für unsere Zimmer und Spiele zu gestalten! Wir sind die jungen Kämpfer für deutsches Volkstum! Das Volkstum endet für uns nicht an den Grenzen, sondern überall, wo die deutsche Zunge erklingt, sind unsere Schwestern und Brüder, an die wir bei unserer Arbeit denken! So sehen wir, daß der Spieltrupp die verschiedensten Aufgaben übernehmen kann. Es ist möglich, daß eine Klasse einen solchen Spieltrupp bildet; er kann auch aus verschiedenen Klassenverbänden zusammengestellt werden; er kann nur eins oder einige der angeführten Gebiete übernehmen; an größeren Schulen können verschiedene Klassen verschiedene Aufgaben betreuen. Wichtig aber bleibt für jeden Spieltrupp für Volkstum und Heimat, daß er getragen wird von Liebe und Überzeugung, daß er mit jugendlicher Begeisterung die schöne Arbeit leistet, daß er eine wahrhafte jugendliche Kampftruppe darstellt. Der Spieltrupp kann im Schulleben, im Leben der Gemeinde, in der großen nationalsozialistischen Volksgemeinschaft eingesetzt werden. Er ist planmäßig geschult, er hält Volkslieder, Volkstänze, Sprechchöre in Bereitschaft, um sie innerhalb der Volksgemeinschaft zu neuem Leben zu führen. Seine tiefste und höchste Kraft aber wird er nur entfalten können, wenn die Führung ein begeisterter Volkstumswart übernimmt, der die schöne Aufgabe nicht nur formal erfüllt, sondern aus innerer Berufung zu ihr geführt wurde. Dann wird es auch gelingen, daß die Jungen und Mädchen, die einem solchen Trupp angehörten, für ihr ganzes Leben zu Kämpfern für Volkstum und Heimat werden.

Wir sehen, daß die Arbeit des Kreiswartes für Volkstumspflege, der in den aufgezeichneten Gebieten bewandert und führend sein soll, für die Schulen eine bedeutungsvolle und große ist. Die Lehrerbildung wird dieser Arbeit am deutschen Volkstum dadurch dienen können, daß sie mehr als bisher die Studenten mit all diesen Aufgaben vertraut macht und sie vor allem auch in die praktische Volkstumspflege einführt. Lehrgänge werden die Kreis-

Digitized by Google

warte des Landes und in den Kreisen die Volkstumswarte zusammenführen, damit sie das Rüstzeug für die Volkstumspflege erhalten.
Der Kreiswart für Volkstumspflege wird auch in der PO eine anerkannte Stellung einnehmen müssen und mit den verschiedenen Behörden und Stellen der Volkstumsarbeit in der NS-Kulturgemeinde, (Deutsches Volksbildungswerk, Volkstum und Heimat, NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude", Kulturwart, Arbeitsdienst, u. a.) enge Beziehungen anzuknüpfen haben, damit unsere Volkstumsarbeit in die große nationalsozialistische Volkstums-

Abb. 4. Pyramiden auf dem Berliner Weihnachtsmarkt. Nach einem Holzschnitt von 1875. Aus Spamer, Deutsche Volkskunde II.

arbeit organisch hineinwächst. Der Erzieher hat seine Mission nicht nur in der Schule zu erfüllen. Die Volkstumsarbeit führt ihn oft über den Rahmen der Schule hinaus und stellt ihm Aufgaben, die ihn verantwortlich in die Gemeinschaft des Dorfes, der Stadt und großer Organisationen hineinführen. Wird die praktische Volkstumspflege richtig verstanden und angepackt, so führt sie zum Herzen des Volkes. Wer jahrelang um das Vertrauen des Volkes gerungen hat, der weiß, daß er dieses Volk nicht durch die hohe Kunst gewinnen kann. Er muß Wege ausfindig machen, die nicht über die Köpfe der Leute hinwegführen. Der Weg zur hohen Kunst der Großen des Volkes geht über die anschauliche, sinnhafte Volkskunst. Wir dürfen bei diesem organischen Werdegang, wie es so vielfach geschieht, keine Sprosse überspringen, sondern müssen zielbewußt und unbeirrt unserem Ziele zustreben.

Digitized by Google

Ich glaube auch, daß die Verkennung des Tatsächlichen oft dazu geführt hat, daß dem Volke Sensationsstücke und Sensationslieder übelster Art vorgesetzt wurden, wie sie nur die großstädtische Asphaltkultur hervorbringen konnte. Man sagte, das Volk sei zu „dumm", zu „oberflächlich", um bessere Kunst zu verstehen. Das Volk aber ist niemals nur oberflächlich oder gar dumm gewesen, es verlangte nach Bindungen seelischer Art, es verlangte nach Plastik, Anschaulichkeit, Ungeschminktheit auf allen Gebieten volkhafter Kunst, es verlangte sich selbst. Gemeinschaftserlebnisse solcher Art tragen bis zu einem gewissen Grade kultisches Gepräge und sind in ihrer höchsten Vollendung blutgebundene Religion, die immer die Voraussetzung für echte deutsche Kunst gewesen ist.

Unsere Arbeit ist nicht deswegen geringer, weil wir bewußt unser Aufgabengebiet begrenzen und in seinen natürlichen Lebenskreis zurückführen. Die Volkskunst und die Kunst als höchster Ausdruck völkischen Lebens schöpfen ihre Lebenskraft aus dem gleichen Brunnen und gedeihen unter dem gleichen Himmel deutscher Heimat.

Flurnamenkunde in der Volkstumsarbeit

Von Edgar Rudolph, Hainsberg (Sa.)

Unsere Vorfahren, die dem Boden mühsam die ersten Früchte abringen mußten, waren mit ihrer Scholle viel enger verbunden als wir. Wohl aus rein praktischen Bedürfnissen heraus benannten sie ihre Fluren gleich allen Dingen ihrer Umgebung mit besonderen Namen, nach den verschiedensten Anhaltspunkten. Irgendwo tauchten diese Flurnamen — primitive Volksschöpfung, geistiger Ausdruck des einfachen Mannes — zuerst auf, eine Gemeinschaft von Menschen wandte sie an und gab ihnen Heimatrecht.

Noch heute wiederholt sich dieser Vorgang, denn Namen schaffende Kräfte sind im Volke immer wach. Auf die Frage nach dem „Begriff Flurnamen" geben die „Ratschläge des deutschen Flurnamenausschusses für das Sammeln von Flurnamen" umfassende Auskunft: „Unter Flurnamen (im weiteren Sinne) versteht man alle heute oder ehemals gebräuchlichen Eigennamen für irgendwelche Örtlichkeiten oder Geländestücke, nämlich [hier gekürzt aufgeführt]:

A. stehende und fließende Gewässer und was damit zusammenhängt (Flüsse, Bäche, Seen, Teiche, Sümpfe, Moore, Quellen, Brunnen, Wasserfälle, Wehre, Inseln, Buchten),

B. Wälder, Heiden, Schneisen, Büsche, einzelne Bäume,

C. Berge, Hügel, Felsen, Berghänge, Täler, Schluchten, Gräben, Gruben, Höhlen, Ebenen,

D. Ackerflächen, Wiesen, Weiden, Gärten, Weinberge (Flurnamen im engeren Sinne),

Digitized by Google

E. Grenzen,

F. alle trockenen Verkehrsadern vom kleinsten Steige bis zur großen Straße mit allem, was damit verwandt ist oder zusammenhängt, wie Dämme, Brücken, Tunnel (die städtischen Straßen- und Platznamen werden nur insoweit aufgenommen, als sie auf alte Flurnamen zurückgehen),

G. menschliche Ansiedlungen in jeder Form, insbesondere Ortsteile, Neusiedelungen, Wüstungen, Weiler, Einzelhöfe, Förstereien, Schlösser, Burgen, Ruinen, Bergwälle, Schanzen, Schäfereien, Mühlen, Gasthäuser, Ziegeleien, Fabriken, Bergwerke, Kirchen und Kapellen,

H. alle Natur- und Kulturdenkmäler von den ältesten, vorgeschichtlichen Zeiten bis zur Gegenwart, wie Hünengräber, Gräberfelder, Gerichtsstätten, Opferplätze, Wegkreuze, Denksteine.

Zunächst sind alle die Bezeichnungen zu erfassen, die sich von Geschlecht zu Geschlecht im Volksmund weiter vererbt haben und noch heute gebräuchlich sind. Bei den Aussagen von Kindern und zugewanderten Erwachsenen muß man aus begreiflichen Gründen vorsichtig sein, bedeutend zuverlässiger sind die Aussagen alteingesessener Leute. Man versäume nicht, diese alten Leute beizeiten noch nach den früheren Zuständen im Ort zu befragen und ihre Ausführungen aufzuschreiben. An ihrem Herzen machte der moderne Bruch mit der Vergangenheit halt, von ihren Lippen quillt noch der Born freudiger Überlieferung, wie bald jedoch kann er versiegt sein!

Nachdem man so alle im Volksmund noch gebräuchlichen Flurnamen erfaßt hat, greift man zu Landkarten, neuen und vor allem alten, die fast alle mehr oder minder viel Flurnamen aufweisen. Die zuverlässigsten Karten der Neuzeit sind die Meßtischblätter der Landesaufnahme Sachsen im Maßstab 1:25000. Daneben leisten die den meisten Wanderführern beigegebenen Wanderkarten gute Dienste. An älteren Karten, die alle im Sächsischen Hauptstaatsarchiv zu Dresden eingesehen werden können, seien nur erwähnt: Die handgezeichnete Karte des kurfürstlichen Karthographen Matthias Oeder aus den Jahren 1586—1607 (Erste Landvermessung des Kurstaates Sachsen auf Befehl des Kurfürsten August), der in Kupfer gestochene und vervielfältigte Atlas des Oberstleutnants Oberreit (1821 ff.) und schließlich die amtlichen Gemeindeflurkarten aus den Jahren 1835—41, deren Einträge durch das dazugehörige amtliche Flurbuch erklärt und die in einem Doppelstück meist auch im Gemeindearchiv aufbewahrt werden.

Eine wichtige Quelle der Flurnamensammlung sind auch alle alten Akten: Gemeinde-, Kirchen-, Schul-, Herrschafts- (Ritterguts-, Schloß-) und Gerichts- (Kauf-, Erb- und Steuerakten). Darüber hinaus liegen umfangreiche Aktenbestände im Hauptstaatsarchiv, die nur leider nicht jedem ohne weiteres zugänglich sind. Gerade diese alten Akten sind für die wissenschaftliche Auswertung des Flurnamenstoffes überaus wertvoll. Deshalb werden auch alle gelegentlichen Funde von Flurnamen in Akten seit einigen Jahren von der Sächsischen Flurnamenstelle in Dresden planmäßig gesammelt. Man bedient sich dabei eines vorgedruckten Zettels mit folgender Einteilung:

Digitized by Google

Ort: (und Amtshschft.)	Sächsische Flurnamen-sammlung
Flurname(n) (in genauer Schreibweise des Originals):	
Angaben über die Lage, die Kulturart usw. sind erwünscht!	
Jahr:	Quelle:

Eine letzte, allerdings mit Vorsicht zu benutzende Quelle sind alle die Druckwerke älteren und jüngeren Datums, die sich als Reisebeschreibungen, Landschaftsschilderungen oder Wanderführer mit der Heimat beschäftigen. Nicht vergessen seien als Fundgruben für Flurnamen bereits vorhandene handschriftliche oder gedruckte Chroniken der politischen oder kirchlichen Gemeinden und Zeitschriften- oder Zeitungsaufsätze, in denen man schnell einmal auf einen Flurnamen stößt.

1. Das Sammeln von Flurnamen ist unterrichtlich wertvoll, weil sie mitunter dort, wo Schriftstücke fehlen, die einzigen Unterlagen für die Veranschaulichung und Erkenntnis früherer Geschichts- und Kulturverhältnisse sein können. Wir tasten uns an ihnen in die deutsche Vergangenheit zurück. Sie geben uns im einzelnen Kunde von der Besiedelung der Heimat durch unsere Vorfahren, von Freud und Leid der Bewohner, von ihrer engen Beziehung zu Tieren und Pflanzen, von ihrem Hang zu Sage und Aberglauben, von Handel und Verkehr, von der wirtschaftlichen Ausnutzung des Bodens durch Ackerbau und Viehzucht, Forst- und Wasserwirtschaft, Jagd, Bergbau und sonstige Tätigkeit in heute zum Teil längst erloschenen Berufen. So sind die Flurnamen von hohem geschichtlichen Wert, von großer Bedeutung für die Siedlungsgeschichte (Vor- und Frühgeschichte, z. B. Abgrenzung der germanischen, slawischen und frühdeutschen Siedlungsräume in Sachsen, Wüstungsforschung), für die Geschichte der Volkswirtschaft sowie der Sitte und Kultur, für die politische Geschichte des Ortes, der engeren Heimat und des Landes (z. B. Kriegsgeschichte), für die jetzt so erfreulich zu neuem Ansehen gelangte Familiengeschichte, für die Geschichte der Rechts- und Verfassungsverhältnisse, der gesellschaftlichen und kirchlichen Zustände. Die Flurnamen geben anschauliche Bilder über das frühere Gesicht der Landschaft (Wälder, ausgestorbene oder heute seltene Bäume und Tiere, z. B. Eibe und Wolf), über die früheren Bewohner der Heimat, ihre Beschäftigung und Glaubenswelt, über die Rodung der Wälder (Anlagen der Fluren und Wege) sowie die Flurauftteilung unter die Besitzer. Mit vielen dieser Flurnamen sind auch Sagen verschiedenster Art verknüpft.

Digitized by Google

Aus allen diesen Gründen wäre nur zu wünschen, daß die Flurnamenkunde ein fester Bestandteil des heimatbetonten Geschichts- und geschichtsbetonten Heimatkundeunterrichts werden möchte.

Flurnamen sind aber nicht nur geschichtlich, sondern auch sprachkundlich sehr wertvoll. Sie sind zu fruchtbarer Sprachbetrachtung in der Deutschkunde gut geeignet. Flurnamen sind sämtlich Sprachschöpfungen des Volkes: Irgendwer hob sie aus der Taufe, eine Gemeinschaft griff sie auf. Sie geben von der innigen Betrachtungsweise unserer Vorfahren Kunde und sind zuweilen Äußerungen ihrer kernigen Ausdruckskraft und ihres urwüchsigen Humors. Sie sind mitunter Sprachdenkmäler von reichem und starkem Bildgehalt, haben oft einen mundartlich anheimelnden Klang und geben deswegen einen guten Einblick in die Seele des Volkes. Darum hat sich auch die sprachwissenschaftliche und volkskundliche Forschung längst dieser Kinder ureigenster Volksschöpfung angenommen.

Der Laie muß mit Deutungsversuchen äußerst vorsichtig sein; denn manche Flurnamen sind zu sehr entstellt, als daß ihr Sinn ohne weiteres erkannt werden könnte. Andere setzen sprachliche und geschichtliche Vorbildung voraus und lassen selbst dem Forscher noch mehrere Deutungen zu. Erfreulicherweise ist die traurige Zeit vorbei, in der selbst ernste sächsische Forscher glaubten, für alle zunächst unverständlichen Flurnamen der deutschen Sprache ähnlich klingende slawische Wortstämme zur Deutung heranziehen zu müssen!

Es gibt seit Jahren Bücher, welche die Ergebnisse der wissenschaftlichen Flurnamendeutung vorlegen. Das bekannteste und am meisten gelobte ist das „Oberdeutsche Flurnamenbuch" von M. R. Buck (Bayreuth 1931).

2. Flurnamen haben aber nicht nur unterrichtlichen, sondern auch erziehlichen Wert. Sie sind ein Teil der Äußerungen unseres von Art und Blut getragenen Volkstums, dem wir glückhaft verbunden sind. Sie sind als Träger heimatlicher Überlieferung eine Kraftquelle für Heimatgefühl und Heimaterleben, den Urströmen der Heimat- und der Vaterlandsliebe. Man sieht von dem Tage an, da man die heimatlichen Fluren auch dem Namen nach kennt, seine Heimat mit ganz anderen Augen an. Man fühlt sich ihr vielmehr verbunden. Was vorher nur Feld und Wald und Wiese war, das erscheint dann vielseitig belebt. So ist auch der ideelle Wert der Flurnamen keinesfalls zu unterschätzen.

Aus all den vorgebrachten Gründen sollte der Flurnamenkunde mehr denn je zu ihrem Recht im Unterricht, vor allem in der Volks(!)schule, verholfen werden. In jede Schule gehörte eine Flurkarte mit den Flurnamen des Ortes.

In glücklicher Erkenntnis des Wertes der alten Flurnamen sah sich auch das Ministerium des Innern verpflichtet, im Verordnungsblatt vom 20. Oktober 1927 für die Erhaltung alter Flurnamen, Ortsbezeichnungen und Straßennamen nachdrücklichst einzutreten. Es schreibt weiter, „daß alles alte Volksgut am besten dadurch bewahrt werden könne, daß die Lehrerschaft bestrebt sei, die Überzeugung vom Sinn und Wert der Flurnamen ins Bewußtsein des heranwachsenden Geschlechts zu überführen". Das Volksbildungsministerium griff diesen Satz auf und sprach im Verordnungsblatt vom 16. Januar 1928 die Hoffnung aus, daß sich die Lehrerschaft aller Schul-

Digitized by Google

gattungen der unterrichtlichen und erziehlichen Seite jener Aufgabe mit der gleichen anerkennenswerten Hingabe annehmen möge, die sie bei der Sammlung und Erforschung der Flurnamen bisher schon bezeigt hat.

Bereits 1903 begann die „Sächsische Kommission für Geschichte" mit erheblichen Unkosten ein großzügiges Werk in die Wege zu leiten: Sie sandte an alle sächsischen Gemeinden „Fragebogen zur Ermittlung der älteren Flurverhältnisse!" „Ein großer Teil dieser Bogen kam aber unausgefüllt oder nur wenig sorgfältig bearbeitet zurück, ein anderer fand nie den Rückweg zum Absender. Man hatte für das Neue noch kein Verständnis. Dann versuchte man es auf andere Weise: In Sachsen wurden, wie auch in anderen deutschen Gauen, die Flurnamen zu weiterer wissenschaftlicher Forschung planmäßig zusammengetragen. Die Wissenschaftler waren aber ganz außerstande, die zu bewältigende riesengroße Sammelarbeit allein zu leisten. Sie brauchten dazu die Mithilfe heimatbegeisterter Laien, und zu Hunderten meldeten sich diese freiwillig aus vielen Berufskreisen, alte und junge, Männer und Frauen, Landmesser, Pfarrer, Bürgermeister, Gutsvorsteher, Rittergutsbesitzer, Schloßherren, Forstleute, Militärs, höhere Lehrer und, vor allem auch auf Anregung ihrer Schulräte, die Volksschullehrer Sachsens.

Die ungeheuer umfangreiche, zunächst ganz unübersichtliche Menge dieser so gesammelten Flurnamen lieferte das Material zur Flurnamenforschung. Hier setzte die Arbeit des Fachwissenschaftlers ein: Er ordnete die gesammelten Flurnamen nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten. Da zeigte sich beizeiten, welchen wertvollen Gewinn die Geschichts- und Sprachwissenschaft aus dieser Flurnamenforschung erhoffen durfte.

Musterbeispiele der geschichtlichen Auswertung liegen bereits mehrere vor. Für unser engeres Vaterland sei nur erinnert an Prof. Dr. Alfred Meiches Arbeit über „Das Flurbild von Sebnitz" (Obersächsische Heimatstudien, 3. Heft, 1925), der dort für seine Vaterstadt allein aus allen aufgefundenen früheren und noch lebendigen Flurnamen und mit Hilfe urkundlicher Quellen und sicherer Ortskenntnis einen lebendigen Geschichtsabriß schuf.

Bei dieser Gelegenheit seien gleich noch andere Literaturangaben vorgebracht. Wer sich ganz allgemein über Sinn und Zweck der Flurnamenforschung unterrichten will, dem sei der kurze Abriß des berufenen sächsischen Sachkenners Dr. Johannes Leipoldt im „Grundriß der Sächsischen Volkskunde„ (Curt Kabitzsch Verlag, Leipzig, 1932/33) empfohlen. Ein unentbehrliches Hilfsmittel ist vor allem das „Handbuch der deutschen Flurnamenliteratur" vom Direktor des Sächsischen Hauptstaatsarchivs Dr. Hans Beschorner (Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M., 1928). Es enthält alle bisher über Flurnamen bekannt gewordene Literatur des gesamten über die Reichsgrenzen hinausreichenden volksdeutschen Sprachgebietes. Sachsen ist auf mehreren Seiten durch namhafte Literatur reich vertreten. Über Sachsens Anteil an der deutschen Flurnamenforschung im besonderen berichten auch der gleichbetitelte Aufsatz von Dr. Beschorner im „Neuen Archiv für Sächsische Geschichte", Bd. 42 (1921) und ein Aufsatz Dr. Johannes Leipoldts über „Flurnamenarbeit in Sachsen und die Dresdner Flurnamenstelle" in den „Mitteldeutschen Blättern für Volkskunde 1932, 3. Heft".

Digitized by Google

Die „Sächsische Flurnamenstelle“ ist eine Einrichtung der „Sächsischen Kommission für Geschichte“ und in den Räumen des Hauptstaatsarchivs, Dresden-Neustadt 6, Düppelstr. 14 untergebracht. Räumlich verbunden mit ihr ist die „Zentralstelle der Deutschen Flurnamenforschung“, der die Verbindung mit den einzelnen Flurnamenstellen der Länder obliegt. Die „Sächsische Flurnamenstelle“ ist die älteste im ganzen Reich. Um über ihre Bestrebungen und Erfolge den beteiligten Sammlern und der Öffentlichkeit Rechenschaft abzulegen, ließ sie seit 1905 in den „Mitteilungen des Vereins für Sächsische Volkskunde“ regelmäßig Berichte über die Fortschritte des Sammelns der Flur- und Forstortsnamen bringen. Als jener Verein 1921 im Landesverein Sächsischer Heimatschutz aufging, schliefen diese Veröffentlichungen widriger Umstände halber ein. Dann kam nach den unseligen Kriegs- und Inflationsjahren die neue Heimatsehnsucht. Sie weckte auch das Bedürfnis nach jenen Veröffentlichungen aufs neue. Doch erst 1930 konnte diesem Wunsch von der „Sächsischen Kommission für Geschichte“ gemeinsam mit dem „Landesverein Sächsischer Heimatschutz“ entsprochen werden. Da erschien zur Freude aller Flurnamenfreunde „Der Sächsische Flurnamensammler“, von dem bisher 4 Hefte vorliegen (Januar, August 1930, Januar 1931, Februar 1934). Dauernd eingehende Zuschriften und Anfragen nach dem Verbleib weiterer Nummern machen ihr Neuerscheinen zu einem dringenden Bedürfnis.

Die sächsische Flurnamensammlung ist noch lange nicht abgeschlossen. Noch immer gibt es unter den rund 3500 sächsischen Gemeinden eine große Menge (etwa $^1/_6$), deren Flurnamenmappe noch nie einen rechten Bearbeiter fand. Der „Sächsische Flurnamensammler“ bringt eine fortlaufende Namensliste aller noch nie oder kaum bearbeiteten Gemeinden. Es seien hier nur einige genannt, die auch der Allgemeinheit wenigstens dem Namen nach bekannt sind: Deutsch-Baselitz — Königsbrücker Heide — Marienstern (Amtsh. Kamenz), Bärenfels — Kipsdorf — Malter (Amtsh. Dippoldiswalde), Frohburg (eine Stadt!! Amtsh. Borna). An solchen Lücken kann nur Unkenntnis vom Bestand der für jeden Ort angelegten Flurnamenmappen schuld sein.

Die Landesstelle für Volksforschung und Volkstumspflege wird in Gemeinschaft mit der „Sächsischen Flurnamenstelle“ Flur- und Forstortsnamenmappen an die Kreiswarte für Volksforschung leiten, die sie dann in die Hände der Volkstumswarte gelangen lassen. Ihrer harrt damit eine dankbare Arbeit, die im Grunde wenig mühsam ist, nur Geduld und Gewissenhaftigkeit erfordert und große Freude und vielfachen Nutzen einträgt. Die Volkstumswarte, „die Amtswalter der deutschen Volksgemeinschaft, die die nationalste aller Wissenschaften betreiben“, genügen mit der Übernahme der Arbeit auch sinnfällig dem im Sächsischen Gesetzblatt Nr. 3 von 1934 so überraschend veröffentlichten „Heimatschutzgesetz“, das zum Schutz von allen Kunst-, Kultur- und Naturdenkmälern als alten Erbgütern deutscher Vergangenheit anhält, um damit zum Volksbewußtsein und zur Heimatliebe zu erziehen. Zu diesen Denkmälern deutscher Vergangenheit gehören auch die Flurnamen, deren Sammlung und Erforschung auch auf der vorjährigen

Digitized by Google

Hauptversammlung der Sächsischen Kommission für Geschichte in Leipzig nachdrücklich gefordert und in Aussicht gestellt wurde.

Wie sammeln nun die Amtsgenossen, welche die Mappen ihres Dorfes oder der zur Schule gehörigen Nachbargemeinden zugestellt erhalten sollten? Sie legen sich eine Anzahl gleichgroßer Zettel bereit, auf deren jedem sie einen neu erfahrenen Flurnamen mit Geschlechts- und gegebenenfalls Verhältniswort (z. B. die Scheibe, in der Oelle) vermerken. Mundartliche Flurnamen werden möglichst lautgemäß und, wenn notwendig, mit klaren Hinweisen auf Länge und Kürze der Silben und etwa abweichende Betonung aufgeschrieben. Die Zettelsammlung bleibt gleich im persönlichen Besitz des Sammlers. Zu jedem Flurnamen schreibt er die Quelle, aus der er ihn erfahren hat, und vermerkt auch alle ihm bekannten anderen und früheren Erwähnungen des Flurnamens, weil diese für die Namendeutung außerordentlich wichtig sind, und seine Lage in der Ortsflur, wenn irgend möglich, mit den in jedem Falle zuverlässigen Parzellennummern. Schließlich macht man eine Angabe über jetzige und frühere Kulturart der betreffenden Flur: Feld, Wiese, Wald, Busch, Garten, Bach, Fluß, Quelle. Zuletzt schreibt man noch unter Bemerkungen irgendwelche Namensentstehungen und Erklärungen durch den Volksmund auf, auch Richtigstellungen irrtümlicher Formen, weiter Hinweise auf darauf bezügliche Sagen und andere Volksüberlieferungen (etwa Gerüchte von einer Wüstung) und auch gegebenenfalls dort gemachte vor- und frühgeschichtliche Funde (Einzelfunde, Wohnstätten, Grabstellen, Befestigungen), ferner das Vorhandensein besonderer Gesteine, Tiere und Pflanzen und sonstiger merkwürdigen Naturmerkmale. Das alles, mitunter auch die kleinste Angabe, kann sehr wichtig sein. Eins darf vor allem nicht vergessen werden, sich die benannten Fluren samt und sonders von Ortskundigen zeigen zu lassen und sich dabei von Lage, Aussehen und Eigenart aller Flurstücke zu überzeugen. Solche persönliche Anschauung hilft mitunter manches klären. Übrigens werden alle Flurnamen gesammelt, gleichviel ob sie der deutschen oder einer anderen Sprache angehören. Unbedeutend erscheinende dürfen nicht weggelassen werden, anstößige sind unter keinen Umständen zu verändern oder gar zu unterdrücken.

Nachdem so die Arbeit zu einem gewissen Abschluß gekommen ist, werden die Flurnamen alphabetisch geordnet und mit 3—4 Zeilen Zwischenraum für weitere Nachträge in das übersandte Flurnamenverzeichnis eingetragen. Die amtlichen Mappen weisen folgende Spalten auf:

Heutiger Name	Früherer Name	Quelle	Kulturart
Parzelle des Flurbuchs			Bemerkungen

Am Ende kommt dann noch die Ausfüllung des zum Flurkroki gehörigen Deckblattes, auf dem alle namentlich bekannten Fluren ihrer genauen Lage nach mit ihren Nummern im Verzeichnis vermerkt werden.

Zur Flurnamensammlung ist noch zu sagen, daß fürs erste recht wohl größere Schulkinder durch eine mit Hilfe der Eltern gefertigte Hausarbeit zu Rate gezogen werden können. Der Verfasser dieser Zeilen hat es bei mehreren

Digitized by Google

bäuerlichen Fluren mit gutem Erfolg so gehandhabt. Nur muß man diese erste wilde Lese der Kinder noch überprüfen, indem man ältere, ortseingesessene Leute, neben Bauern und Bäuerinnen auch Hirten, Flurschützen, Forstbeamte, Waldarbeiter und ähnliche nach den erwähnten Fluren befragt.

Für besonders Interessierte und Kaufkräftige liegt schon ein gedrucktes sehr ausführliches Musterflurnamenverzeichnis einer örtlichen, wirklich fertigen und abgeschlossenen Flurnamensammlung vor: Johannes Leipoldt und Rudolf Löffler „Die Flurnamen von Ölsen und Bienhof (Amtsh. Pirna)", Dresden 1933, Verlag des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz (1 RM.). Die sächsische Flurnamenstelle beginnt damit die Reihe der Veröffentlichungen, der sich im Laufe der Zeit weitere anschließen sollen. Vorerst müssen zu wissenschaftlichen und heimatkundlichen Arbeiten noch die Originalverzeichnisse ausgeliehen werden. Sie werden rege erbeten, und der Dienst, den sie dabei schon geleistet haben, kann gar nicht hoch genug veranschlagt werden.

Wer übrigens von den Flurnamensammlern den Wunsch hegt, sein fertiges Flurnamenverzeichnis in Druck zu geben, der muß sich vorher mit der Flurnamenstelle ins Einvernehmen setzen. Die Veröffentlichung wird gern gestattet, nur sollen gewisse Richtlinien dabei berücksichtigt werden. Im übrigen ist stete Werbung durch die Zeitung, die die Augen der Öffentlichkeit auf die Flurnamensammlung richten soll, von größter Wichtigkeit.

Die Lehrerschaft hat übrigens über die Tätigkeit des Sammelns von Flurnamen hinaus noch eine andere Verpflichtung: Sie muß ihren Gemeinden in Befolg des „Gesetzes zur Erhaltung alter Flurnamen" (Verordnungsblatt des Sächs. Ministeriums für Volksbildung Nr. 1 von 1928) bei der Benennung neuer Straßen — dies wird in unserer Zeit erfreulich vermehrter Bautätigkeit mehr als je der Fall sein — eifrig zu Rate gehen und entweder schöne alte Flurnamen wiederaufleben lassen, wo sie in der „Kultursteppe" nur verschollen, oder in glücklicher Wahl neue finden helfen, wo sie nicht mehr vorhanden sind. Ein gutes Beispiel hierfür bieten die Straßennamen der Gartenstadt Hellerau b. Dresden und des Dresdner Vorortes Lockwitz.

An den Schluß dieses Aufsatzes seien die Endsätze des 23. Tätigkeitsberichtes der Sächsischen Flurnamenstelle im Sächsischen Flurnamensammler Nr. 4 gestellt:

„So geht unsere Arbeit, unser Streben langsam, aber unbeirrbar weiter. Die nationale Revolution hat für alle volkstumkundliche Forschung eine neue weltanschauliche und volkspolitische Grundlage geschaffen. Die Idee des Heimat- und Stammbewußtseins und des freien schollenverbundenen Bauerntums wird mehr denn je gepflegt. Die Flurnamen sind ein Ausdruck für die Verbundenheit des Menschen mit seinem Heimatboden. Hoffen wir, daß ihre wissenschaftliche Pflege im neuen Staat als Pflicht und Schuldigkeit anerkannt wird!"

Digitized by Google

Praxis der Bauernhausforschung

Von Dr.-Ing. Kurt Sommer, Dresden

Mit 4 Abbildungen im Text

Die Frage nach Wert, Zweck und Ziel einer gründlichen und umfassenden Bauernhausforschung soll hier nicht untersucht und erörtert werden. Es haben sich so viele und bedeutende Stimmen sowohl in früheren Jahren, als in letzter Zeit für sie eingesetzt, daß ein Zweifel über ihre Bedeutung ausgeschlossen erscheint. Es soll heute die Praxis der Arbeit zur Besprechung kommen, die Arbeitsweise, die am besten geeignet ist, die notwendigen Unterlagen für die vielseitige wissenschaftliche Auswertung zu schaffen, und damit das reiche Material, das das Haus in seinen vielfältigen Erscheinungsformen darbietet, möglichst restlos und für alle Zeiten zu erfassen.

Dabei ergibt sich von selbst die Frage, welche Gebiete die Ergebnisse der Hausforschung überhaupt benutzen, um darauf weiterzubauen. Man ist erstaunt, wie zahlreichen Forschungszweigen sie als Hilfswissenschaft dient, so der Baugeschichte, in bezug auf Kunst und Technik, und der Volkskunde, die sie von jeher wegen ihrer Beziehung zum Volkstum eifrig gepflegt hat; die Bestrebungen des Heimatschutzes und der Denkmalspflege sind an ihr lebhaft interessiert; der Rassenkunde und Siedlungsgeschichte kann sie wertvolle Fingerzeige geben und rein praktische Unterlagen z. B. für künftige bäuerliche Siedlungsformen können aus ihr gewonnen werden. Das Bauernhaus vereinigt also Werte in sich, die den verschiedensten Gebieten für ihre Zwecke nutzbar gemacht werden können. Daraus erklärt sich auch, daß die jeweilige Einstellung zur Forschungsmethode eine verschiedene sein wird, aber auch die Tatsache, daß keine derselben die Hausforschung als ein Hauptgebiet ganz für sich in Anspruch nimmt, sondern alle sie nur als Nebengebiet betrachten. Daß jeder der genannten Arbeitskreise von seinem Standpunkt aus gesehen erst einmal für seine Hauptaufgaben zu sorgen hat, erklärt, weshalb es so schwer ist, für eine gründliche und umfassende Hausforschung die nun einmal unerläßlichen Mittel zu erlangen. Wenn trotzdem immer wieder, besonders von Volkskundlern und Architekten, denen wir eine Reihe hervorragender Arbeiten verdanken, die Bauernhausforschung in Angriff genommen worden ist, wenn in Sachsen vor etwa 30 Jahren sogar zu einer umfassenden Inventarisation der Anfang gemacht wurde, die durch die widrigen Zeitumstände leider nur ein Anfang blieb, so zeigt das allein zur Genüge, wie wichtig und anziehend das Forschungsgebiet ist. Leider hat die uneinheitliche Einstellung der interessierten Wissensgebiete auch eine uneinheitliche Arbeitsweise zur Folge gehabt und eine übersichtliche Zusammenfassung verhindert. Das Bauernhaus ist eine Fundgrube für alle möglichen Dinge, deren Bedeutung sich im ersten Augenblick gar nicht übersehen läßt, und deshalb ist eine spezialisierte Arbeitsmethode, die von vornherein ein bestimmtes Endziel verfolgt, abzulehnen und ohne Rücksicht auf spätere Ausbeutung lediglich der Befund festzulegen und einfach festzustellen, wie das betreffende Haus aussieht. Das heißt, daß die Hausforschung als selbständiges Arbeits-

Digitized by Google

gebiet anzusehen ist, dessen erste Aufgabe es ist, unbedingt zuverlässige Grundlagen zu schaffen, um darauf weitere Forschungsarbeiten aufzubauen.
Wir haben die Gepflogenheit von Bauernhaus„typen" zu sprechen und diese in Verbindung mit den deutschen Landschaften zu bringen: wir sprechen vom oberdeutschen, mittel- und niederdeutschen Haus. Wir haben Verbreitungskarten dieser Typen, wir haben eine bestimmte Vorstellung von seiner Struktur, von Form und Grundriß. Aber in Wirklichkeit existiert ein reiner Typ, der ein größeres Gebiet ohne jede Modulation beherrscht, gar nicht. Wahrscheinlich hat es ihn in größeren Bezirken nie gegeben. Wenn man in einer Gegend von Dorf zu Dorf wandert und sich die Häuser genau betrachtet,

Abb. 1. Früherer Bauernhof in Alt-Mickten (Dresden). Das Bild des Fachwerks ist bestimmt durch die verschiedenartige Anordnung der Streben, Pfosten und Riegel.

so findet man beinahe in jedem Ort Besonderheiten, die vom reinen Typ abweichen, ganz abgesehen von den im Laufe der Zeit dazugekommenen willkürlichen Veränderungen durch Umbau. Lediglich ein wesentlicher Teil des Hauses bestimmt den Typ, sei es die Form des Grundrisses, das Verhältnis der Baumassen zueinander, hervorstechende eigenartige Konstruktionen oder ähnliches. Die anderen Teile des Hauses brauchen durchaus nicht übereinzustimmen und können ebensogut bei anders einzugliedernden Hausarten vorkommen. Das lehrreichste Beispiel hierfür sind die Formen des Fachwerks, die in keiner Weise mit einem bestimmten Haustyp verbunden sind. Die Feststellung der Verbreitungsgebiete solcher Bauteile ist ungemein aufschlußreich, und wir müssen in jedem Dorf, mindestens in kleineren Bezirken, je nach Erfordernis ein oder mehrere Beispiele festhalten. Schon im nächsten Ort können ganz andere Bauformen vorherrschen, trotzdem der Bautyp der gleiche geblieben ist. Man muß mit anderen Worten Kleinarbeit leisten.

Digitized by Google

Die zur Schaffung von Grundlagen für die weitere Hausforschung meist verwendeten Hilfsmittel sind das Lichtbild, die zeichnerische Skizze, die Beschreibung des Gegenstandes, die Beantwortung fest formulierter Fragen (Fragebogen und Umfragen) und die Zeichnung nach Aufmaß an Ort und Stelle.

Es ist verständlich, daß das äußerliche Gesamtbild, das das Lichtbild vermittelt, den Beschauer am meisten beeindruckt, daß die große Linie, die den Bau beherrscht und ihm das Gepräge gibt, am festesten im Gedächtnis haften bleibt, daß eine Dachform beispielsweise viel eher zur Formung eines Typenbegriffs führte, als die Art seiner Konstruktion. Die wirklichen Unterscheidungsmerkmale liegen aber recht häufig nicht so augenfällig zutage, oft von

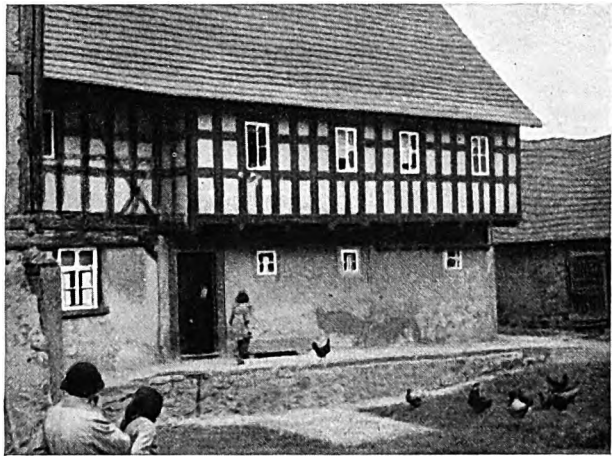


Abb. 2. Bauernhof in der Nähe von Altenburg. Das Fachwerk der rechten Hauswand besteht nur aus Senkrechten und Horizontalen.

außen nicht bemerkbar im werklichen Aufbau. Deshalb wäre es verfehlt, sich allein auf das Lichtbild zu verlassen, das wohl den Eindruck vermitteln, aber keine unverrückbare Gewißheit schaffen kann. Ebensowenig tut dies eine zeichnerische Skizze oder eine Beschreibung. Beide können dazu helfen, Unklarheiten zu beseitigen und werden als Beiwerk gute Dienste tun, können aber selbstverständlich nicht als alleinige Grundlage für ernsthafte Forschungen dienen. Außerdem darf man nicht vergessen, daß es sich häufig genug um Bauten handelt, deren Lebensdauer nur noch begrenzt ist, die binnen kurzem abgerissen und umgebaut sein können, so daß ein Nachprüfen ungenauer Angaben oder unverständlicher Beschreibungen ein für allemal vorbei ist.

Umfragen und Fragebögen können als Vorbereitung und um Übersicht zu gewinnen sehr nützlich sein, aber sie allein vermögen die vielfach ins Technische spielenden Fragen auch nicht in dem Maße zu klären, wie es z. B. auf dem Gebiete des Brauchtums, bei sprachlich-mundartlichen Dingen u. dgl. ohne weiteres möglich ist. Dazu kommt, daß technische Dinge schwer zu be-

Digitized by Google

schreiben sind und den meisten Beantwortern fern liegen, so daß die Fragen oft nicht richtig aufgefaßt werden. Das macht sich bei der Ausarbeitung fertig beantworteter Fragebogen immer wieder bemerkbar. Neben tadellos beantworteten finden sich immer wieder solche, die das Endergebnis lückenhaft gestalten und das Gesamtbild, auf dem die weitere wissenschaftliche Arbeit sich vertrauensvoll aufbauen muß, unzuverlässig machen.
Die eindeutigste Angabe ist unbestritten die auf Grund eines Aufmaßes entstandene Zeichnung, das aus der Wirklichkeit in die maßstäbliche Zeichnung

Abb. 3. Bauernhaus aus Halbau bei Löbau i. Sa.
Krüppelwalm, verschieferter Giebel, einfache Fachwerkteilung.
Die Holznägel des Umgebindes wirken als Schmuck.

übertragene Bild des Originals. Diese Zeichnung hält den Bau in Grundriß, Schnitt und Ansicht so fest, daß sein Bild für alle Zeiten gesichert ist. Die nach irgendwelchen anderen Arbeitsweisen ermittelten Angaben lassen sich als willkommene Ergänzung beifügen, da jederlei Mitteilung zur Vervollständigung des Gesamtbildes wertvoll sein kann. Natürlich wird man in erster Linie versuchen, einen technisch geschulten Mitarbeiter zu finden und ihn mit der Aufgabe betreuen, denn an das Anfertigen einer technischen Zeichnung wird der Laie ungern herangehen. Aber das Ideal, jeden im Sinne der Hausforschung wertvollen Bau so aufnehmen zu lassen, ist bis jetzt aus Mangel an Mitteln nicht erreichbar gewesen. Doch fast jeder Laie wird imstande sein, nach am Bau genommenen Maßen eine Skizze zu liefern, die durchaus keine zeichnerische Glanzleistung zu sein braucht. Jeder mit etwas praktischem Verständnis Begabte kann ein Zimmer, eine Wohnung ausmessen, und die Maße der Räume, ihre Höhe, Länge und Breite, die

Digitized by Google

Stellen, wo Türen und Fenster vorhanden sind, so in eine Skizze eintragen, daß man sie danach zeichnerisch in die richtige Form bringen kann. Einem Lehrer, besonders einem Zeichenlehrer, wird es ohne weiteres möglich sein, sobald er überlegt, worauf es ankommt. Die Erfahrung habe ich persönlich in Übungen, deren Teilnehmer Volkskundler, keine Techniker waren, immer wieder gemacht. Wenn auf diese Weise mit unbedingt zuverlässigen Maßen versehene Handskizzen zustande kommen, so können sie Unterlagen zur weiteren Ausarbeitung bilden. Es lassen sich danach der Grundriß, der die Raumverteilung, und ein Schnitt, der die Höhenentwicklung zeigt, anfertigen. Praktisch würden die Arbeiten etwa folgenden Verlauf nehmen. Alle ländlichen bodenständigen Bauten, die mit dem Bauerntum im Zusammenhang

Abb. 4. Alt-Kalken (Böhmen). Im Obergeschoß ist eine Galerie vorhanden, das Dach einhüftig, mit Stroh gedeckt. Die hellen Streifen an den Wänden entspringen einem praktischen Zweck: Fugendichtung der Blockwände durch Lehm mit Kalkanstrich.

stehen, vom Bauerngut bis zum einfachsten Wirtschaftsbetrieb, kommen für die Bearbeitung in Betracht. Typen, die an einen Bezirk, eine Landschaft oder auch nur an einen Ort gebunden sind, gilt es zu erfassen und festzuhalten, da sie als Ganzes und in ihren Einzelteilen zur Erforschung der Entwicklungsgeschichte des Bauernhauses und ihrer Beziehung zu Volkstum und Volksstämmigkeit u. dgl. aufschlußreich sind. Dort, wo sich verschiedene, deutlich unterscheidbare Arten ineinander geschoben haben, ist es selbstverständlich notwendig, alle grundsätzlich verschiedenen Arten zu beachten.

Die erste Aufgabe ist die Auswahl der zur Bearbeitung geeigneten Häuser. Schon ein flüchtiger Gang durch ein Dorf mit alten Bauernhausbauten wird erkennen lassen, welche Bauart oder welche der nebeneinander vorkommenden Arten wiederholt auftreten. Da es nicht die Aufgabe ist, eine Bestandsaufnahme aller vorhandenen Bauten zu machen, genügt es, von diesen

Digitized by Google

immer wiederkehrenden Typen den vollkommensten auszuwählen und diesen durch eine Aufnahmezeichnung (Aufmaß) in allen Teilen festzulegen. Die Gesamtanlage und bemerkenswerte Einzelheiten in konstruktiver und formaler Hinsicht sind zu beachten und zeichnerisch möglichst klarzulegen.
Abwandlungen dieser Grundformen oder ihrer Teile erübrigen eine nochmalige Gesamtbearbeitung des ganzen Hauses. Es ist hinreichend, die Abweichungen festzustellen. In welchem Umfange das notwendig ist, kann nur von Fall zu Fall entschieden werden; unter Umständen genügt, als Ergänzung zur Aufnahmezeichnung, eine Skizze oder ein Lichtbild. Das ist beispielsweise häufig der Fall bei der Zusammensetzung des Fachwerks, wenn nur Streben- und Riegelanordnung wechseln, bei der Angabe der Dachformen (Satteldach, Walm, Krüppelwalm usw.), bei Dachdeckung ohne weitere Besonderheiten der technischen Ausführung (Stroh, Ziegel, Schindel usw.), bei der Verkleidung von Giebeln (Bretter, Schindelmuster usf.).
Bei umgebauten oder teilweise veränderten alten Häusern sollte versucht werden, den früheren Zustand festzustellen, um den ursprünglichen Typ zu bestimmen. Ersatz von Baustoffen, z. B. Einfügen von massivem Mauerwerk an die Stelle von Holz, verändert oft das Aussehen eines Haustyps bis zur Unkenntlichkeit, aber für die Feststellung der Verbreitung von Hausformen sind diese Bauten selbstverständlich ebenso wichtig, wie die unverändert erhaltenen. Genaue Beobachtungen der von früher erhaltenen Konstruktionsteile können zu diesen Feststellungen beitragen, z. B. lassen manchmal auf frühere Zimmermannsverbindungen hinweisende Einschnitte im Holzwerk den durch Umbau verlorengegangenen Haustyp erkennen. Die Beobachtung des Dachgespärres und der Deckenkonstruktion hilft in ähnlicher Weise zur Feststellung früher vorhandener Feuerstellen, hölzerner Schornsteine u. dgl. Eine Unterhaltung mit dem Besitzer gibt oftmals wertvolle Aufschlüsse über die Baugeschichte des Hauses. Eine genaue Bezeichnung des Hauses, seines derzeitigen Besitzers und seine jetzige und evtl. frühere Ortslisten bzw. Brandkataster und Straßennummer sind erforderlich.
Durch diese Arbeitsweise wird die Hausforschung in ihrem Quellenmaterial eine ständige Vermehrung erfahren, und, wenn die Arbeiten systematisch durchgeführt werden, muß sich schließlich ein lückenloses Bild der Verbreitung sowohl der Hausformen selbst, als auch ihrer Übergangsformen und ihrer Einzelteile ergeben.

Zum Aufbau einer Ortsgeschichte

Von Dr. Johannes Langer, Freiberg i. Sa.

Die Verfasser unserer Ortschroniken sind meist Lehrer, Pfarrer, begeisterte Heimatforscher; aber wenigen Orten ist das Glück beschieden gewesen, daß ein ordentlich, d. h. wissenschaftlich-methodisch geschulter Geschichtsforscher die Heimatgeschichte geschrieben hat. Ein mancher sammelt alte Bilder, ein anderer alte Kaufbücher, Briefe und andere Schrifturkunden, wieder ein anderer Museumsgegenstände aller Art und geht nun von tiefer Heimatliebe

Digitized by Google

getrieben ans Werk. Ein Lehrer möchte am liebsten Ortsmuseum und Heimatgeschichte auseinander herauswachsen lassen, weil er aus dem Umgang mit heimatgebundenen jungen Menschen weiß, daß Wort, Bild und Gegenstand zusammenklingen müssen, um das Gesamtbild der Heimat festzuhalten, um sein heutiges Nebeneinander in ein geschichtliches Nacheinander aufzulösen. Es heißt Fichten ins Erzgebirge tragen, den Wert der Ortschroniken, der Heimatkunden erneut zu beweisen. Aber erst durch die nationalsozialistische Bewegung sind die oft verschütteten Werte der Heimat und ihrer Landschafts- und Menschengeschichte wieder ans hellste Tageslicht und in den großen Zusammenhang des völkischen Zusammenlebens gebracht worden. Wir sehen heute das Problem „Welt und Heim" in einem anderen Licht wie die Verfasser jener alten Dorf- und Stadtchroniken. Wir haben ihnen auch etwas anderes voraus, auf das wir stolz zeigen können, an dem aber auch kein Ortschronist vorbeigehen darf: Rudolf Kötzschke, Professor der Siedlungs- und Landesgeschichte an der Universität Leipzig, hat in eigenen Werken und durch Arbeiten von Schülern der „Kötzschkeschule" für die Erforschung und Darstellung der Landes- und Ortsgeschichte methodisch bahnbrechend gewirkt. Dazu tritt neuerdings Professor Spamer (Dresden) mit seiner „Schule" als Bahnbrecher einer Wissenschaft, die bisher stiefmütterlich behandelt wurde, für den Ortsgeschichtsforscher aber von unendlichem Werte ist. Durch Spamer ist die Volkskunde inhaltlich und methodisch aufs glücklichste in das Bereich einer exakten Wissenschaft gehoben worden.

Für den, der sich in der Geschichts- und Volkskundeliteratur ordentlich umsieht, ist es heute kein Kunststück mehr, eine einwandfreie Ortsgeschichte zu schreiben. Oft scheitert aber alle Begeisterung, aller Eifer an lächerlichem Kleinkram. Der eine kennt die Wege in die Archive, in die Geschichtsliteratur nicht, der andere glaubte, es ginge alles ohne Geldausgaben, der dritte läßt sich ablenken, sein Strohfeuer erlischt bald; den vierten packt die „Stoffangst", d. h. er glaubt bei der Fülle an geschichtlichem Stoff nie fertig zu werden mit der Chronik. Genug, wir kennen all diese Gründe und begreifen sie.

Wer eine Ortsgeschichte verfassen will, muß von einem wahren Feuereifer ergriffen sein, muß sich wie ein Begnadeter, wie ein auserwählter Volksführer vorkommen. Er nimmt ein dankbares, schweres Amt auf sich. Für diese letzteren ist die Heimat heiliges Land, das den inneren und äußeren Menschen und seine Werke prägt, das alle Heimatgeborenen auch dann noch nicht losläßt, wenn sie ihre Heimat gar verleugnen wollen. Urgewaltige Kraft strömt aus dem Boden in die Menschen. Nun gilt es, ihren Ursachen, ihren Gesetzlichkeiten, ihrem Charakter nachzuspüren, ihre Ausstrahlungen festzustellen und in Wort, Zahl, Diagramm, Bild, Ton usw. darzustellen.

Verfasser dieser Studie hat nicht die Absicht, in weitschweifige oder theoretische Erörterungen zu verfallen, er will für Ortschroniſten praktische Winke aus der eigenen Praxis erteilen. Wir stellen sie nach folgenden Gesichtspunkten dar und denken dabei hauptsächlich an Dorfgeschichtsschreiber:

1. Lege eine Stoffsammlung in Zetteln an, Buchnotizen sind unhandlich. Sortiere, bündle die Zettel oder lege sie in Zettelkästen.

Digitized by Google

2. Notiere sofort beim Akten- oder Buchauszug die betreffende Fundstelle bzw. das Gehörte mit Angabe der Person, Zeit und des Ortes; du ersparst dir damit vielen späteren Ärger.
3. Lies alle gedruckte Literatur über deinen Ort (z. B. Kirchengalerie, Hasches Magazin, Postlexikon, Zeitungsberichte, Leonhardis Erdbeschreibung, Mitteilungen des deinem Orte nächst benachbarten Geschichtsvereins).
4. Stelle die Geschichte deines Ortes bzw. eines bestimmten Sachgebietes in größere landes- bzw. sachgeschichtliche Zusammenhänge. Lies die betreffende allgemeingeschichtliche Literatur. Du ersparst Dir viele Neben- und Irrwege und kommst auch so besser von einem falschen Lokalpatriotismus und von einem zu engen Gesichtskreis los.
5. Teile dem nächsten städtischen Geschichtsverein mit, daß du an einer Ortschronik arbeitest, damit er dir andere nennen kann, die in der Nachbarschaft auch eine Ortsgeschichte verfassen. Austausch, Arbeitsgemeinschaft.
6. Hole dir ebenda Rat. Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen. Dort erfährst du, welche gedruckten Quellen, welche Archive für dich zunächst in Frage kommen.
7. Wichtige nichtöffentliche, aber in Frage kommende Bibliotheken findest du meist: im Rathaus, in der Geschichtsvereinsbücherei, in Hoch- und Höheren Schulen. Meist sind diese Büchereien dem Reichsverleihverkehr angeschlossen und besorgen dir gegebenenfalls von der Dresdner Landesbücherei usw. billigst jedes gewünschte Buch.
8. Wichtige öffentliche bzw. jederzeit benutzbare Archive: im Gemeinde-, Pfarr- und Schulamt deines Ortes; in Städten das Ratsarchiv, Geschichtsvereinsarchiv, Bezirksvermessungsamt, staatliches Straßen- und Wasserbauamt, Grundbuchamt des Amtsgerichtes, Archive anderer staatlicher oder gemeindlicher Behörden; in Dresden das Hauptstaatsarchiv, das statistische Landesamt usw., in Leipzig z. B. die Universitätsbücherei usw.
9. Frage ungeniert in Archiven die dort tätigen Angestellten und Beamten, wenn du über die Quellenauswahl oder über die Schrift ausgewählter Quellen im unklaren bist; sonst gehst du, nachdem du Zeit und Geld geopfert, enttäuscht heim und verlierst die Lust am Weiterarbeiten.
10. Gehe schonend mit geliehenen Büchern, Archivalien und anderen Dingen um. Selbst einem Mommsen verbrannten einmal daheim wertvolle Geschichtsquellen.
11. Notiere dir sofort alles, was du für deine Chronik in Erfahrung bringst, auch das Geringfügige kann unter Umständen im großen Zusammenhang ein schätzbarer Baustein werden. Betrachte ferner Sagen (echte, zurechtgemachte), Bräuche, Mundart, Gegenstände aller Art (Bodenfunde, Bodenanlagen, Hausgeräte, Museumsstücke usw.) für ebenso wertvoll wie schriftliche Urkunden. Verfalle nicht dem Papierglauben und dem papiernen Stil.
12. Verstehe auszufragen, die Volksseele zu erforschen, aber laß dir keine Flunkereien vormachen.
13. Überhaupt ist Fragen dankbar und nötig, frage den ärmsten, ältesten Häusler, frage den Steinklopfer und den erfahrenen Geschichtsforscher. Vergiß bei schriftlichen Anfragen das Rückporto nicht.

Digitized by Google

14. Behalte Abstand von den Quellen (prüfe sie) und von dem Stoff, laß bei der Ausarbeitung Minderwertvolles weg.
15. Sei frei von Vorurteilen jeder Art (politisch, religiös, sozial usw.).
16. Photographiere, zeichne möglichst viel, vergiß nie den Maßstab zu notieren.
17. Auch die letzten Ereignisse der Gegenwart sind Geschichte, beende deine Chronik nicht mit dem Weltkrieg.
18. Steigere die Anteilnahme der Ortseinwohner an deiner werdenden Chronik durch gelegentliche Vorträge, Zeitungsmitteilungen. Dadurch wirst du zum Pfleger der Heimat, ihrer Geschichte und ihres Volkstums, wirst gewissermaßen Seelsorger und Volkswirt. Dadurch wirst du gleichzeitig gezwungen, dich selbst über deinen Stoff mehr und mehr zu klären.
19. Geschichtsforschung ist etwas anderes als Geschichtsschreibung! Als Forscher mußt du ganz individualistisch, verstandsmäßig arbeiten, als Geschichtsschreiber stehst du in Gefühlsbindungen, mußt du dich klar in Für und Wider aussprechen! Dabei kannst du aber nur dann objektiv sein, wenn du dich und das Dargestellte stets innerhalb der Volksgemeinschaft siehst und fühlst. Lege an alles nur das Maß der Volksgemeinschaft. Überlege dir ferner ebenso gründlich, wie du in deiner Chronik erzählen willst. Es gibt viele Möglichkeiten; wir nennen: a) Querschnitte, etwa in Jahrhunderten (vgl. Darstellungen von Zittau, Dippoldiswalde); b) volkstümliche Einzelbilder (z. B. die Kolonisten bei der Dorfgründung, eine alte Ehdingsitzung, ein Hexenprozeß, ein Flurumgang, ein Flurnamenbummel (vgl. Meiche, Die Sebnitzer Flurnamen), ein Bauernaufstand, der Streit des Dorfschneiders mit den städtischen Innungen, August der Starke reist durchs Dorf, die Bauern bei der Fronarbeit, Feuer im Dorf, die Kriegsjahre usw.); c) volkstümliche Erzählung, aber unter Beobachtung der allgemein üblichen wissenschaftlichen Gepflogenheiten; vor allem mit genauer Nennung der Quellen in Anmerkungen (auf jeder Seite unten oder vereinigt am Buchende), damit der Leser die Möglichkeit der Kontrolle und des genauen Nachlesens der betreffenden Quelle hat; d) Überlege, ob du an manchen Stellen den Leser miterleben läßt, welche Forschungsmethode du einschlugst, um ein bestimmtes Ergebnis festzustellen. Das ist nicht nur ein feiner Kunstgriff, sondern es erzieht oft den Leser zur Achtung vor deiner mühsamen Arbeit; e) der Gesamtplan deiner Chronik muß übersichtlich in Ober- und Unterabschnitte gegliedert sein. Das erleichtert dem Leser das schnelle Auffinden einer gewünschten Auskunft (wertvoll für die in der Heimatkunde unterrichtenden Lehrer). Baue möglichst ein Kapitel in innerem Zusammenhang auf das vorhergehende auf. So läßt sich sachliche Systematik mit lebendigem Geschichtsverlauf (Genesis) vereinen, und die Chronik ist dabei lesbar und nicht trockene Aufzählung.

Wir denken uns dies so: Nach einem geographischen I. Teil, der Lage, Klima im wesentlichen erfaßt, folgt II. der siedlungsgeschichtliche Teil. Er wird die Herkunft der Siedler, den Namen der Siedlung, die Entstehung des Ortes in Verbindung mit der Fluranlage bringen. Hier werden Flurgröße, -umriß, -wege, -bewässerung, -aufteilung, -bearbeitung, der geologisch-geognostische Fluraufbau, Wüstungen, Vorwerke, Neusiedlungen, das Flurbuch und die

Digitized by Google

alten Flurkarten, das Alter der Siedlung bedeutsam. Es ist gut, dies alles zum Schluß knapp zusammenzufassen, denn der Siedlungsgeschichtler muß oft verzwickte Umwege der Forschung einschlagen. Hierauf würde sich III. der wirtschafts- und sozialgeschichtliche Teil aufbauen. In ihm sind zu behandeln: Die Gliederung der dörflichen Gesellschaft, Einwohnerzahlen, -klassen und -namen, die landwirtschaftlichen Verhältnisse, die Waldgeschichte, die Viehzucht, die Mühlen, Gewerbe aller Art; die Fronden, Abgaben und Steuern. Das leitet hin zur Heeresfolge, zu Kriegsleistungen, zur Kriegszeit. Letztere wirkt sich ja am meisten im Sozial- und Wirtschaftsleben einer Gemeinde aus. Zuletzt muß der wirtschaftliche Gesamtcharakter der Siedlung zusammengefaßt werden. Nun schließt sich IV. der verfassungsgeschichtliche Teil mit den Dorflehnsherren, der alten Dorfordnung, den Ehdingrügen, dem Gerichtswesen und der Gemeindeverwaltung an. Einem V. kirchen- und schulgeschichtlichen Teil folgt VI. ein kulturgeschichtlicher Teil: Hier können geschildert werden alte und neue Ortssitten und -bräuche beim Handwerk, Bauernstand usw., bei Käufen, Familien- und Jahreszeitenfeiern, bei Festen und außerordentlichen Ereignissen. Ortssagen, Aberglaube, Kinderverschen, die Dorfmundart, Darstellung des politischen Bekenntnisses der Einwohner (an der Hand der Wahlergebnisse) usw. runden das Bild ab.

Dieses magere Gerippe einer organisch aufgebauten Ortschronik soll dem Leser wenigstens eine Idee vermitteln, wie wir uns das Chronikenschreiben vorstellen.

20. Sieh andere Chroniken auf ihren Aufbau hin an, aber laß deine Darstellung aus deinem Stoff herauswachsen.

Ein allgemeingültiges Schema gibt es nicht. Sei bereit, während der Stoffdarstellung — dem wachsenden Stoff und der zunehmenden Übersicht zuliebe — den Aufbau deiner Chronik abzuändern, bis du die richtige und wohlproportionierte Disposition gefunden hast.

21. Deine Chronik soll auch für Nichtortsansässige verständlich und fesselnd sein und ein Baustein für die Landesgeschichte.

22. Beachte die gebräuchlichen Grundsätze wissenschaftlicher Wiedergabe alter Schriftquellen. Von der vollen Durchführung der Grundsätze, die die Herausgeber der Deutschen Reichstagsakten des 14., 15. Jahrhunderts (Kluckholm, desgl. später Stieve, Quidde, Keutgen usw.) aufgestellt haben z. B. mit den sog. Konsonantenvereinfachungen (unndt = und, ankhunfft = ankunft usw.) kannst du absehen, da ohne gründliche germanistische Vorbildung doch nichts Rechtes herauskommt. Um so mehr ist aber festzuhalten, daß die folgenden Hauptgrundsätze durchgeführt werden: a) Im Mittelalter wird auch im Deutschen (wie im Latein, Französischen usw.) alles klein geschrieben mit Ausnahme der Eigennamen (Personennamen, geographische Namen und Verwandtes), evtl. auch der davon abgeleiteten Adjektive; b) Beibehaltung dieser Regel bis Anfang, Mitte oder Ende des 16. Jahrhunderts; das Endjahr schwankt, die Sächsische Kommission für Geschichte nimmt 1550 an. Wir empfehlen, bei 1550 zu bleiben; c) Anwendung der modernen Groß- und Kleinschreibung mindestens von 1600 ab, wir empfehlen von 1550 ab; d) sinngemäße Zusammenschreibung zusammengehöriger Worte; e) im alten Latein

Digitized by Google

und im Mittelalter gibt es keine getrennten Schriftzeichen für u und v, ebensowenig für i und j. Die graphischen Zeichen V und U werden völlig gleichwertig für v und u gebraucht. Bei einer modernen Quellenherausgabe ist v nur konsonantisch, u nur vokalisch, i vokalisch, j konsonantisch (sozusagen) zu verwenden. Wenigstens läßt es sich so am knappsten ausdrücken, wenn schon sprachgeschichtlich das heutige j z. B. in jemand usw. keineswegs ein Konsonant ist; f) wir empfehlen im Gegensatz zu den radikalen Grundsätzen Kluckhohns, Quiddes, Stieves, Keutgens usw. die zahmeren, konservativeren Editionsgrundsätze Lipperts, die er 1911 in der Einleitung des 1. Bandes des Urkundenbuches der Stadt Lübben dargelegt hat (S. L—L II); g) nebenbei erwähnen wir, daß man die im Mittelalter gebräuchlichen römischen Zahlenzeichen in heutige arabische auflöst. Durch die lateinischen Zahlen sind mitunter ungewohnte Ausdrücke entstanden. i oder j oder ein Strich bedeutet die Zahl 1. j halbiert bedeutet $^1/_2$. Daher las man früher ij$\frac{}{}$ als drittehalbe, es bedeutet tatsächlich $2^1/_2$.

23. Berichte wahrheitsgemäß, beschönige nichts.

24. Erzähle nur das, was für die Ortsentwicklung wichtig war, laß alle weitschweifigen, allgemeingeschichtlichen Erörterungen (politische, Kriegs-, Wirtschafts-, Kunstgeschichte usw.) weg. Mißbrauche nicht deine Chronik, um zu zeigen, wie gelehrt du bist, was du vor ihrer Abfassung alles gelesen hast oder wem du bei dieser Gelegenheit eins ans Bein werfen möchtest.

25. Die Ortsgeschichte ist nur ein Brennspiegel, in dem sich die Strahlen der großen Geschichte fangen. Für dich ist aber der Brennspiegel am wichtigsten. Sonst entsteht ein Zwerg im Kleide eines Riesen, vgl. z. B. die aufgeblasene Chronik des Oberlausitzer Dorfes Eibau von Wauer.

26. Verfalle nicht in bloße Aufzählung von Tatsachen, verbinde sie kausal, aber erspare dir und dem Leser viele Worte, wo eine übersichtliche Tabelle, eine Karte, ein Diagramm, eine Kurve am Platze sind.

27. Sprich getrost aus, daß dir trotz alles Forschens ein Zusammenhang unklar geblieben ist.

28. Scheue dich nicht, das fertige Manuskript vertrauenswürdigen Geschichtsfreunden und -gelehrten zu zeigen. Durch die Aussprache wird mancher Irrtum, manche Lücke beseitigt, ehe sie im Drucke dich und andere später ärgern.

29. Du schaffst immer für ein hohes Ideal und kannst mit deiner Chronik kein Geld verdienen. Nur die Ehre ist dein!

30. Sie besteht darin, daß du für dein Volk schaffen darfst. Du bist nichts, dein Volk ist alles!

* * *

Zum Schlusse seien allgemein methodische und orientierende Schriften für den Heimatforscher empfohlen:

R. Kötzschke, Landesgeschichte und Heimatgedanke (im Neuen Archiv f. sächs. Gesch., Bd. 48, S. 1—30); ferner die Arbeiten von W. Frenzel, Ebert, Leipoldt, Radig, Meiche, Uhlemann, Langer usw. In meinem Heftchen „Heimatgeschichtliche Dorfstudien a. d. Sächs. Schweiz", Sebnitz 1929 habe ich mich über die Methode der Dorfchroniken ausgesprochen.

* * *

Digitized by Google

Auf denn! Ergreift die Feder! Ihr braucht nicht mehr euren Lesern die meist ganz überflüssigen Lebensläufe der Pfarrer und Lehrer zu erzählen, nicht mehr zu sagen, wie hoch Anno Tobak der Hafer im Preise stand und daß Frau X Drillinge zur Welt gebracht hat: Ihr habt nur die Wahrheit und das Wichtigste zu sagen, angenehm zu erzählen und sowohl dem Stoff als der Art der Darstellung gegenüber stets das rechte Maß und den Abstand zu wahren. Das ist keine leichte Aufgabe. Möchten sich bald unter den Lesern unserer Zeitschrift Ortschronisten finden! Die Nachfahren werden ihnen ihre geopferten Mußestunden und ihre Arbeit, die sie für ihre liebe deutsche Heimat geleistet haben, von Herzen danken! Glück auf!

Die Sippenforschung im Rahmen der Volkstumspflege

Von Oberregierungsrat Dr. O. Kell, Dresden

Der Nationalsozialismus und das neue Reich Adolf Hitlers haben bewußt den Familien- und Rassegedanken zur Grundlage ihrer Staatsidee aller ihrer staatspolitischen Maßnahmen erhoben und den Gemeinnutz in den Mittelpunkt ihrer Weltanschauung gestellt im Gegensatz zum Individualismus und Egoismus der nun glücklich überwundenen Zeit. Damit haben sie auch der Sippenforschung einen neuen Sinn und ein weites Betätigungsfeld gegeben.

Bisher wurde die Familienforschung vielfach nur kulturhistorisch betrieben, ihre Auswertung beschränkte sich auf den kleinen Kreis der Genealogen und Historiker. Die Verbreitung des Gedankenguts der Familienkunde wurde den in allen Teilen des Reiches bestehenden privaten Vereinen überlassen, die keinerlei staatliche Förderung erfuhren. Sie stand gewissermaßen außerhalb des allgemeinen Interesses und schien eine bloße Liebhaberei einzelner ohne praktischen Wert für die Allgemeinheit zu sein. Jetzt hat der Staat die Notwendigkeit erkannt, sich der Sippenforschung anzunehmen, sie zu einer Angelegenheit des öffentlichen Lebens, zum Lehrgegenstand in den Schulen zu machen und in Verbindung damit das Standesamt zum Sippenamt auszubauen, weil sie geeignet und berufen ist, den Familien- und Heimatsinn, das Verständnis für Rasse und Vererbung, die Liebe zu Land und Leuten, die Verbundenheit mit Blut und Boden, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller deutschen Volksgenossen zu fördern und zu stärken. Entsprechend dem Führerprinzip hat das neue Reich die Sippenforschung nicht, wie bisher, sich selbst überlassen, sondern angefangen, auch auf diesem Gebiete die Volksgenossen nach großen staatspolitischen Gesichtspunkten zu führen und zu leiten, weil man gerade in Kreisen der deutschen Staatsführung erkannt hat, daß die Familie die Urzelle des Volkes ist und ein Staat nur gedeihen kann, wenn er sich auf gesunde, rassisch wertvolle Familien gründet, während Niedergang des Familienlebens und Rassenverfall auch zur Auflösung des staatlichen Gefüges führen muß. Fremdes und krankes Erbgut zerstört die Gesundheit des Körpers, der Empfindung und der Gedankenwelt im einzelnen und damit im ganzen Volke.

Digitized by Google

Die Sippenforschung bildet die nötige Grundlage zur Feststellung des biologischen Wertes einer Familie und zum Aufbau einer systematischen Volkstumspflege.

Schon die ersten Gesetze der neuen Reichsregierung haben gezeigt, wie hartnäckig und folgerichtig sie diesen ihren Leitgedanken in die Tat umzusetzen gewillt ist. Das Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums bestimmt, daß dem Staate als Beamter nur dienen darf, wer dem deutschen Volke rassemäßig angehört und damit auch seelisch gleichartig ist. Der Nachweis der arischen Abstammung wird daher von jedem Beamten, von allen Amtswaltern der Partei gefordert, der jeden zwingt, sich in seine eigene Ahnenwelt zu versenken und selbst Klarheit darüber zu verschaffen, woher er stammt und welche Erbanlagen in ihm schlummern. Das Gesetz über Gewährung von Ehestandsdarlehen führt den Begriff der Erbgesundheit erstmalig in die Gesetzgebung ein. Es folgte das Erbhofgesetz und das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses, die der rassischen Aufartung des deutschen Volkes dienen.

Der Sippenkunde sind dadurch neue Bahnen gewiesen worden, die Sippenforschung jedes einzelnen ist die Vorbedingung dafür, daß die Erkenntnisse der Erb- und Rassenkunde, der Gesellschaftswissenschaft Allgemeingut des ganzen Volkes werden. Natürlich kann es bei der Feststellung der arischen Großmutter nicht sein Bewenden haben, vielmehr gilt es, alle Erblinien soweit wie irgend möglich zurückzuverfolgen, um in unserem Volke das Gefühl seiner Zusammengehörigkeit, die Erkenntnis der alten Blutsbande, die uns alle umschließen, wieder zu wecken und wachzuhalten. Jeder lernt sich dann selbst tiefer verstehen, ahnt den Wert seines inneren Erbgutes und die daraus stammende große Verpflichtung für sein Leben. Sippenforschung lehrt uns unsere völkische Verantwortung.

Jeder Sippenforscher, der sich mit der eigenen Ahnenschaft, der Geschichte seines Geschlechtes oder aus wissenschaftlichen Gründen mit den Vorfahren oder Nachkommen einer bestimmten, geschichtlich bedeutsamen Persönlichkeit beschäftigt, muß eine Menge urkundlich gesicherter Tatsachen zusammentragen und möglichst in mühevoller eigener Forschung erarbeiten, ehe er darangehen kann, die wissenschaftlichen Folgerungen daraus zu ziehen. Dazu bedarf es natürlich der Anleitung, der Kenntnis von Quellen und Methoden der Sippenforschung, und ihm diese zu vermitteln ist Aufgabe der sippenkundlichen Vereine, die hierüber in jahrzehntelanger Arbeit ihrer Mitglieder Erfahrungen gesammelt haben.

Bei den Quellen der sippenkundlichen Forschung ist zu unterscheiden zwischen den eigentlichen, mehr oder weniger urkundlichen und archivalischen Quellenarten und den literarischen, gedruckten oder handschriftlichen Quellen, die außer Verarbeitungen auch Quellenveröffentlichungen umfassen.

Erst mit Wirkung vom 1. Januar 1876 an sind durch das Reichsgesetz über die Beurkundung des Personenstandes und der Eheschließung die Personenstandsregister geschaffen worden, in denen einheitlich für ganz Deutschland ohne Rücksicht auf das Glaubensbekenntnis alle Geburten, Eheschließungen und Sterbefälle von der Zivilbehörde beurkundet werden.

Digitized by Google

Nur die deutschen Gebiete, in denen um die Wende des 19. Jahrhunderts die französische Gesetzgebung und damit die Zivilehe eingeführt worden war, wie z. B. auf dem gesamten linken Rheinufer, hatten schon vorher, nämlich seit 1798, Zivilstandsregister. Aber die Hauptquelle aller sippenkundlichen Forschung für die ältere Zeit bilden die Kirchenbücher, die in der evangelischen Kirche gleich nach der Reformation eingeführt wurden in dem verständlichen Bestreben, die neuen Glaubensgenossen urkundlich festzuhalten. Die katholischen Kirchenbücher beginnen erst später. Bemerkenswert ist, daß eines der ältesten, noch vorhandenen Kirchenbücher dasjenige zu Zwickau Sa. ist, das 1522 beginnt. Allgemein wurden die Kirchenbücher in Kursachsen erst 1548 eingeführt. Man muß sie zu lesen wissen, diese älteren Kirchenbücher in ihrer altertümlichen Schrift, auch muß manchmal die kritische Sonde angelegt werden, denn ihre Eintragungen beruhten in früheren Jahrhunderten meist nicht auf beglaubigten schriftlichen Zeugnissen, sondern auf mündlichen Angaben der Angehörigen. Dadurch erklären sich die nicht selten vorkommenden unrichtigen Angaben über Alter und Vornamen oder verschiedene Schreibweise der Familiennamen, durch die wir uns nicht beirren lassen dürfen.

Vielen Forschungen ist zunächst dadurch ein Ziel gesetzt, daß die Kirchenbücher während des 30jährigen Krieges oder zu anderen Zeiten durch Brand vernichtet worden sind. Dann müssen andere Quellen uns weiterhelfen: alte Stadtchroniken, die viel Persönliches, meist ausführliche Lebensbeschreibungen der Stadtväter, der Geistlichen, der gelehrten Einwohner oder ganze Stammfolgen der für die Stadt bedeutsamen Familien enthalten, Innungsregister für die Handwerker, Bürgerlisten, die meist außer dem Namen des Neubürgers seinen Beruf und — sehr wichtig — seine Herkunft angeben, Universitätsmatrikeln und Schülerverzeichnisse der Lateinschulen, die gedruckt vorliegen, Kauf- und Handelsbücher, die für die ältere Zeit jetzt meist in den Staatsarchiven verwahrt werden. Vielleicht findet der glückliche Forscher in alten Familienpapieren, in Guts- oder Adelsarchiven auch Briefe, Tagebuchaufzeichnungen seiner Vorfahren, Urkunden, alte Familienbibeln mit vollständigen Stammtafeln über mehrere Geschlechterfolgen hinweg oder auf Friedhöfen alte Leichensteine, die früher sehr ausführlich gehalten waren, oder in Kirchen große charakteristische Ölbilder von Pfarrerahnen mit Angabe der Lebenszeit. Wen der Weg seiner Forschung, vielleicht während eines Urlaubs, aufs Land hinaus führt, der versäume nicht, auch in den Bauernhöfen selbst nach alten Grundakten und Kaufbriefen zu fragen. Trotz mancher Brände und Verwahrlosungen wird sich bei ernster Suche noch manches für die Forschung Wertvolle finden lassen.

Auch die gedruckten Leichenpredigten namentlich aus dem 17. und 18. Jahrhundert enthalten meist einen Lebenslauf des Verstorbenen und Angaben über seine Vorfahren, die allerdings etwas mit Vorsicht zu behandeln sind, weil sie leicht zum Ruhme des Dahingeschiedenen oder um der Eitelkeit der Überlebenden willen etwas gefärbt sind. Am meisten Literatur ist über die Angehörigen des geistlichen Standes vorhanden entsprechend dem Anteil, den das evangelische Pfarrhaus an der Entwicklung unserer gesamten Volkskultur hatte.

Digitized by Google

Der Forscher erlebt so mit seinen Ahnen die Zeit der Glaubenswirren, der Reformation und Gegenreformation, die Nöte des Dreißigjährigen Krieges mit seinen Pestzeiten, des Siebenjährigen Krieges und der napoleonischen Zeit. Da findet sich ein Ahne, der um seines Glaubens willen aus Salzburg oder Schlesien, Steiermark oder Böhmen durch die Grausamkeiten des Herzogs Alba aus Brabant vertrieben worden ist. Andere haben Kriege mitgemacht, Drangsale erduldet, sich einen Namen gemacht als Stadtrichter, Geistliche, Universitätsprofessoren, Kasten- oder Innungsvorsteher, Künstler. Oder ein Handwerk, ein Gut, ein Haus hat sich in der Familie fortgeerbt. Auch sie haben gelebt und gelitten und sind Kämpfer gewesen, haben sich schließlich aber doch durchgesetzt. Sehr bald wird der Forscher erkennen, welche tiefen Gemütswerte in der Sippenforschung eingeschlossen sind und daß es sich dabei nicht um eine Spielerei, um ein Steckenpferd für besonders romantisch veranlagte Sonderlinge, sondern um eine ernste, wissenschaftlich und im Volkstumsinteresse wertvolle Arbeit handelt.

Ehe man mit Sippenforschung beginnt, muß man deshalb über deren Methoden, über die Grundbegriffe und Fachausdrücke im klaren sein. Leider besteht hierüber in weiten Kreisen der Bevölkerung noch viel Unkenntnis. Manche glauben, sich darauf beschränken zu können, einen Stammbaum oder eine Stammtafel der eigenen Familie anzufertigen, in denen, angefangen von dem ältesten nachweisbaren Ahnen, die Träger des eigenen Familiennamens generationenweise geordnet bis zu der jetzt lebenden Geschlechterfolge verzeichnet werden. Ein Stammbaum ist nur ein kleiner, ganz bescheidener Teil dessen, was wir heute unter dem Begriff Sippenkunde verstehen und erarbeiten wollen, enthält er doch z. B. in zwölf Generationen, um die es sich etwa bis zur Reformation handelt, nur 12 Ahnen, von denen wir selbst abstammen, ohne Berücksichtigung aller der unendlich vielen weiblichen Linien, von denen Blut in unseren Adern fließt. Deshalb ist es viel wichtiger, eine Ahnentafel aufzustellen, die alle feststellbaren Ahnen, sämtliche Großeltern, Urgroßeltern usw. in ihren männlichen und weiblichen Linien mit deren sämtlichen Vorfahren enthält und erst ein wahres Bild über die Erbmassen und die überwiegende Stammeszugehörigkeit des Forschers, des sog. Probanden ergibt. Die Darstellung kann bei beiden Arten in Tafel- oder Listenform geschehen unter Verwendung geeigneter Vordrucke. Umgekehrt enthält eine Nachfahrentafel alle Nachkommen einer bestimmten Persönlichkeit aus grauer Vorzeit, ganz gleich, welchen Familiennamen sie jetzt tragen. Auch eine solche gibt, ebenso wie eine Sippschaftstafel, die verwandte Sippen in ihren Verwandtschaftsbeziehungen darstellt, einen guten Überblick über die Blutszusammenhänge und die weitverzweigte Blutsverwandtschaft innerhalb des deutschen Volkes.

Man beginnt am besten mit sich selbst und seinem engeren Verwandtenkreise, seiner Frau und seinen Kindern, seinen Eltern und Geschwistern und stellt alles, was man aus eigener Kenntnis oder durch Befragen der Verwandten feststellen kann, zusammen. Sehr zweckmäßig ist, bereits bei Beginn hierfür die Karteiform zu wählen, durch die der Stoff von vornherein in eine auch beim späteren Anwachsen übersichtliche, zeitraubendes und auf-

Digitized by Google

reibendes Suchen ersparende Ordnung gebracht wird. Dann geht man in der eigenen Ahnenschaft immer weiter zurück und zeichnet alles auf, was für die spätere Forschung von Wert sein kann, selbstverständlich alle Vornamen mit Unterstreichen des Rufnamens, Glaubensbekenntnis, Hauptlebensdaten. Wichtig ist es, mit dem Traudatum der Vorfahren anzufangen, um bei häufiger vorkommenden Namen nicht auf eine falsche Fährte zu geraten. Patenangaben sind oft sehr wichtig, weil sie Schlüsse auf Großeltern und deren Herkunft zulassen. Man sehe nie ein Kirchenbuch ein, bevor man sich nicht auf der Karte über die Namen der Nachbarorte unterrichtet hat, um Lesefehler nach Möglichkeit auszuschalten, die daheim nur schwer wieder zu beseitigen sind. Bei den älteren, schwer lesbaren Kirchenbüchern suche man langsam und sorgfältig nach der Bedeutung der einzelnen Buchstaben und Wortgebilde, um sich allmählich in die Schrift einzulesen und bei Eigennamen keine falschen Buchstaben abzuschreiben, die später die Forschung erschweren. Hierfür bedarf es natürlich der Anleitung, und diese geben in persönlichem Gedankenaustausch, in Vorträgen und Druckschriften vor allem die sippenkundlichen Vereine, die von Reichs wegen zu ersten Sachwaltern der Sippenforschung bestellt sind und an die sich anzuschließen nicht genug empfohlen werden kann.

Die große Zersplitterung der familienkundlichen Vereine hat die Forschung und Durchsetzung eines einheitlichen Willens, wie er dem Grundgedanken des Führerstaates entspricht, erschwert. Deshalb ist etwa vor Jahresfrist vom damaligen Sachverständigen für Rasseforschung beim Reichsministerium des Innern der Reichsverein für Sippenforschung und Wappenkunde, e. V. (R. S. W.) in Berlin gegründet worden, der allein parteiamtlich anerkannt ist und sich in Landesverbände gliedert, die ihrerseits wieder Ortsgruppen gebildet haben. Der „Roland“[1]), als zweitältester der deutschen sippenkundlichen Vereine 1902 gegründet, hat im November 1933 durch seine große Ausstellung „Volk und Familie“ im Deutschen Hygiene-Museum in Dresden seine Leistungsfähigkeit bewiesen und ist am 1. Januar 1935 als Landesverband Kursachsen in den R. S. W. eingegliedert worden. Damit sind die Altmitglieder des „Roland“ von diesem Zeitpunkte an zugleich Mitglieder des R. S. W. geworden, andererseits die unmittelbaren Reichsvereinsmitglieder, soweit sie in seinem Gebiete wohnhaft sind, dem „Roland“ zugewiesen worden. Die Abgrenzung der einzelnen Landesverbände ist noch nicht endgültig erfolgt, vielmehr schweben die Verhandlungen hierüber noch, insbesondere ob das Gebiet des „Roland“, wie ursprünglich vorgesehen, auch den Hauptteil des Regierungsbezirks Merseburg umfassen oder sich auf das Land Sachsen und die preußische Lausitz beschränken soll.

Der „Roland“ hat den weiteren Ausbau seines Ortsgruppennetzes bereits in Angriff genommen, sowie in den meisten amtshauptmannschaftlichen Bezirken und bezirksfreien Städten neue Stützpunkte geschaffen oder Vertrauensleute gewonnen. Hierbei ist angestrebt worden, in engster Verbindung mit den Volkstumswarten des NSLB die Organisation aufzubauen.

[1]) Geschäftsstelle des „Roland“, Dresden-A, Am Taschenberg.

Digitized by Google

Die Rufnamen der Schulkinder im Kreise Döbeln

(nach dem Stande vom Lenzing 1934)

Von Willi Schiller, Niederzschörnewitz

Mit 2 Abbildungen im Text

In Verbindung mit der Aufnahme des Brauchtums um Geburt und Taufe wurden im Döbelner Kreise von allen Volkstumswarten auch die Rufnamen der Schulkinder zusammengestellt. Eine in Verbindung mit Gruppenwart Lorenz (Steina) geschaffene Gesamtübersicht möchte die Häufigkeit der einzelnen Namen und den Anteil deutscher und fremder Sprachformen nachweisen. Für die zeitraubenden mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit durchgeführten Vorarbeiten sei allen Mitarbeitern auch an dieser Stelle nochmals gedankt.

Verteilung der Namensformen

Erfaßt wurden im ganzen Kreise die Namen von 14907 Kindern; nämlich 7360 Knaben und 7547 Mädchen. Die Liste aller auftretenden Namen, auf deren Abdruck wegen Platzmangels verzichtet werden muß, weist für die Knaben 191, für die Mädchen dagegen 268 verschiedene Formen auf. Der Bestand an weiblichen Vornamen ist also wesentlich größer; eine Beobachtung, die gleichmäßig in allen Arbeitsgruppen gemacht werden konnte. Von jeder Gruppe sollen unter Angabe der Häufigkeit die Namen genannt werden, deren Anteil mindestens 1 % (innerhalb ihrer Gruppe) ausmacht.

Die häufigsten Jungennamen:

1. Heinz	735	10 %	13. Alfred	173	
2. Werner	573	8 %	14. Rolf	152	
3. Gerhard	538	7 %	15. Karl	148	2 %
4. Helmut	451	6 %	16. Gottfried	139	
5. Herbert	430		17. Günther	139	
6. Rudolf	348		18. Johannes	111	
7. Walter	315	4 %	19. Erhard	110	
8. Kurt	269		20. Siegfried	101	
9. Hans	254		21. Wolfgang	89	
10. Horst	248		22. Martin	87	
11. Erich	234		23. Manfred	75	
12. Friedrich	217	3 %	24. Willi	74	1 %

Die häufigsten Mädchennamen:

1. Ilse	468	6 %	16. Li(e)selotte	159	
2. Marianne	436		17. Erika	153	2 %
3. Elfriede	413		18. Christa	142	
4. Hildegard	330		19. Elsa(e)	138	
5. Johanna	299	4 %	20. Käthe	133	
6. Irmgard	263		21. Elisabeth	122	
7. Gertrud	262		22. Hilda(e)	111	
8. Ingebo(u)rg	225	3 %	23. Hertha	105	
9. Charlotte	213		24. Doris	91	
10. Erna	198		25. Dora	89	
11. Annelies	185		26. Edith	89	
12. Gertraude	179		27. Irene	81	
13 Gerda	177		28. Fri(e)da	79	
14. Margarete	175		29. Annemarie	77	
15. Ursula (Ursel)	164		30. Helene	72	1 %

Digitized by Google

Der geringere Namenvorrat der Knaben findet seine Erklärung in der auffallenden Häufigkeit einiger Namen. Fast die Hälfte aller Jungen von 7—15 Jahren heißt entweder: Heinz, Werner, Gerhard, Helmut, Herbert, Rudolf oder Walter. Jeder 10. Junge aber ist ein „Heinz"! Auf die häufigsten Mädchennamen (das sind ebenfalls die über 4 %) Ilse, Marianne, Elfriede, Hildegard und Johanna hören dagegen kaum $^1/_4$ aller Mädchen. Aufschlußreich wäre die Feststellung, ob auch in anderen Kreisen die genannten Namen bevorzugt sind.

Die Tatsache, daß in der Namenverteilung kaum ein Unterschied zwischen Stadt und Land besteht, hat wohl ihren Grund in der innigen Berührung

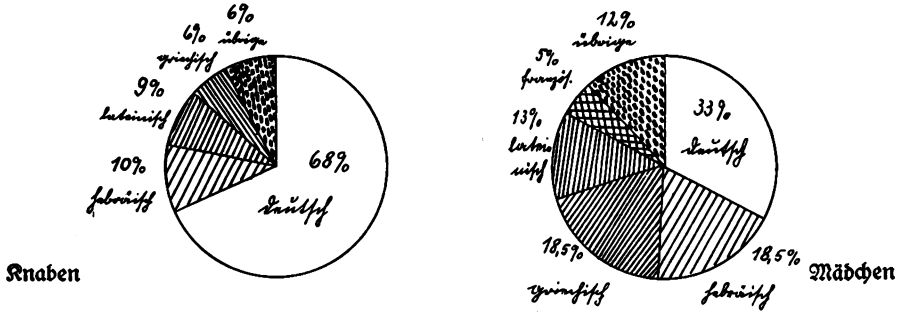


Abb. 1. Der Namenbestand.

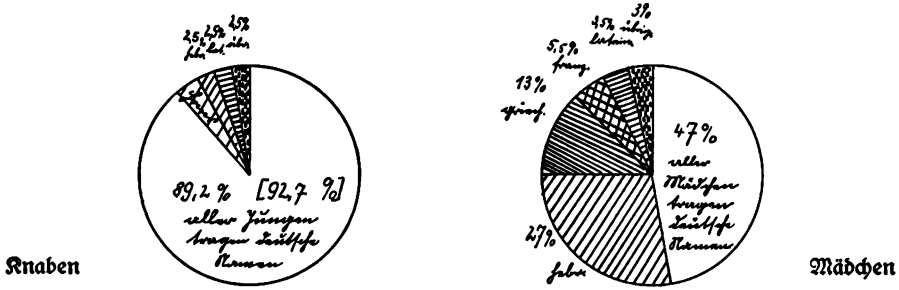


Abb. 2. Die Namenträger.

zwischen unseren 6 Mittelstädten und den 82 ländlichen Schulbezirken. Zwischen rein bäuerlichen und großstädtischen Gebieten würden sicher erhebliche Unterschiede festgestellt werden können. Es wäre zu wünschen, daß einige andere sächsische Kreise dieselben Untersuchungen durchführten.

Für Vergleiche mit dem Namensstand der älteren Generationen liegen im Gebiet keine Zusammenstellungen vor. Es müßten überall die Geburts- und Taufregister herangezogen werden.

Die sprachliche Herkunft von Namen

Von den 191 Knabennamen sind 130, also 68 %, deutscher Herkunft, 19 = 10 % sind hebräisch, 18 = 9 % lateinisch, 12 = 6 % griechisch und der Rest von 6 % stammt aus anderen Sprachen. Da die meist verwendeten Namen, wie die Liste erkennen läßt, fast durchweg deutsch sind, so konnte errechnet werden,

Digitized by Google

daß 89,2 % aller unserer Schüler deutsche Namen tragen. Dabei kann man im Zweifel sein, ob der Name „Hans", dem man die fremde Abstammung kaum mehr anmerkt, nicht noch mitzurechnen wäre. Dann erhöhte sich der Hundertsatz auf 92,7.

Für die Mädchennamen ist das Ergebnis wesentlich ungünstiger. Von dem vorhandenen Bestand von 268 Namen sind nur 89, also 33 %, deutschen Ursprungs; die hebräische und die griechische Sprache stellen mit 50 und 49 Formen den erheblichen Anteil von je 18 %, die lateinische mit 35 Formen von 13 %. 5 % stammen aus der französischen und der Rest von 12 % aus der englischen, schwedischen, russischen, rumänischen, italienischen, spanischen, persischen und aramäischen Sprache. Da sich gerade unter den häufigsten Mädchennamen eine recht große Anzahl von Fremdlingen befindet, tragen von allen Mädels tatsächlich nur 47 % rein deutsche Namen, 27 % dagegen hebräische, 13 % griechische, 6 % französische, 4 % lateinische.

Hier ist für unser deutsches Volkstum noch eine bedeutsame Aufgabe zu lösen, an der auch unsere Volkstumswarte einen wesentlichen Anteil haben müssen. Da viele Eltern nicht wissen, welche Vornamen fremden Ursprungs sind, ist die Maßnahme, in die Trau- und Familienbücher ein Verzeichnis deutscher Vornamen einzulegen, sehr zweckmäßig.

Doppelnamen treten verhältnismäßig selten auf, am häufigsten noch bei den Mädchen. Außer den schon längst gebräuchlichen, wie Marianne und Liselotte, kommen neuere Bildungen wie Annelore, Rosmarie nicht allzu oft vor. Dagegen ist auffallend, daß weibliche Taufnamen mit der Endung „a" recht bevorzugt werden. Das sind 100 von allen 268!

Von vielen Volkstumswarten wurde festgestellt, daß man im Döbelner Kreise in vielen Orten dem Erstgeborenen den Vornamen des Vaters gibt. Gern wählt man auch den Namen der Mutter, des Großvaters, der Großmutter oder von anderen Verwandten. Auch der Name der Taufpaten findet ab und zu noch Berücksichtigung. Vier Orte melden, daß man sich hier und da auch nach den Kalendernamen richtet, ein Brauch, den man besonders noch in katholischen Gegenden kennt.

Sehr aufschlußreich wäre es, wenn nach etwa 8 Jahren die Aufnahme wiederholt würde. Hoffen wir, daß dann der Anteil der Namen deutschen Ursprungs, vor allem bei den Mädchen, wesentlich höher ist. Möchte sich in allen Bevölkerungsschichten die Erkenntnis durchsetzen, daß das Eigenste eines deutschen Menschen, eines deutschen Kindes — sein Eigenname — deutsch sein muß!

Zur Erklärung der Rufnamen wurden folgende Werke herangezogen:
Wentscher, Die Rufnamen des deutschen Volkes;
Brechenmacher, Deutsches Namenbuch, Stuttgart 1928;
Gottschald, Max, Deutsche Namenkunde, München 1932;
Allgäuer, Vergleichendes Vor- und Taufnamenbüchlein;
Kapff, Deutsche Vornamen;
Ortjohann, Unsere Vornamen;
Wasserzieher, Hans und Grete;
Tetzner, Namenbuch, Reklam;
Bogislav von Selchow, Das Namenbuch, Koehler Leipzig.

Digitized by Google

Umfragen (Antworten)

113. (Moritaten.) Es sei erinnert an „die Moritat über den Felseinsturz in Wehlen 1829“ in der „Sächsischen Heimat“, Mitteldeutsche Monatshefte, 9. Jahrgang, Oktober 1925. (Edgar Rudolph, Hainsberg i. Sa.)

154. In Berthelsdorf b. Hainichen schickt man beim Beginn der Arbeit in der Scheune jemanden mit einem Tragkorbe zum Nachbar, den „Panselhahn“ zu holen, ohne den man nicht anfangen könne. Beim Nachbar wird dem Boten der Tragkorb voll Steine gesackt, die man in Papier wickelt. Beim Auspacken wird er ausgelacht. Ein ähnlicher Brauch findet sich bei den Schlossern, die den neubackenen Lehrling nach dem „eisernen Augenmaß“ — oder bei den Studenten, die bei der ersten Mensur einen Fuchs nach der „Linkser-Brille“ schicken. (Dir. Dr. Schmidt, Hainichen i. Sa.)

163. Man schlage zunächst nach bei Müller-Fraureuth unter Bobrich usw. Sollte es aber nicht möglich sein, Bubrich mit folgenden ähnlichen Bildungen zusammenzubringen: Pocherich aus Pochwerich = Pochwerk, Towerich = Tagewerk, oberharzisch-erzgebirgisch Barwerich = Bergwerk. Also Bubrich = Bu-werich, vielleicht mhd.: bu-werich = Bauwerk oder gar buode-werich von mhd. buode = Hüte, Gezelt?

(Richard Truckenbrodt, Johanngeorgenstadt.)

177. (Patenschaft.) Auf einem Dorfe in der Nähe von Altenburg habe ich einen solchen Aberglauben gefunden. Es wurde als glückbringend bezeichnet, wenn unter den Paten eine solche Person war, die noch nie Pate „gestanden“ hatte und das zum ersten Male tat. Auf den Dörfern in der Umgegend von Hainichen ist derselbe Aberglaube heimisch.

(Dir. Dr. Schmidt, Hainichen i. Sa.)

180. (Aberglaube an Amulette im Kriege.) Von Kriegsteilnehmern 1870/71 ist mir vielfach erzählt worden, daß man vor der Schlacht alle diejenigen Dinge wegwirft, die der menschlichen Eitelkeit oder irdischen Lustbarkeit dienen, wie die in der Anfrage angegebenen Bürsten, Spiegel und Spielkarten. In irgendeinem Memoirenwerk habe ich das gelesen. Dieser Brauch scheint alt zu sein. Dagegen trägt man gern gewisse Dinge mit Absicht in der Schlacht, um sich dadurch vor dem Tode zu bewahren, z. B. sind solche Dinge im Weltkriege außer Schutzbriefen auch Gegenstände gewesen, die schon einmal ein Soldat in der Feldschlacht bei sich getragen hat. Ich kenne mehrere solche Fälle aus dem Weltkriege; z. B. trug ein Infanterist das Koppel seines Vaters, das dieser im 70er Kriege getragen hatte; er ist trotzdem gefallen. Eigenartig war der Aberglaube, keine Granatsplitter oder Blindgänger usw. in den Unterstand mitzubringen, das zöge die Geschosse an.

(Dir. Dr. Schmidt, Hainichen i. Sa.)

181b. Die Umschriften der bekannten messingenen Taufschüsseln haben ihre Deutung durch Pfarrer Straube-Plauen gefunden. Vergleiche hierzu die Abhandlung Straubes: „Hilf uns“. Eine rätselvolle Taufschüsselinschrift in den Beiträgen zur Sächsischen Kirchengeschichte 1931, Heft 40.

(Dr. Ernst Pietzsch, Plauen)

Digitized by Google

182. Hände besehen bringt Unglück, und zwar das Besehen der eigenen H. Dieser Aberglaube ist in Belgern b. Torgau heimisch. Meine Mutter, die von dort stammte, zankte stets, wenn wir uns als Schüler die Hände und Fingernägel prüfend betrachteten. In Hainichen nicht bekannt.

(Dir. Dr. Schmidt, Hainichen i. Sa.)

186. Das Mittagsläuten in Reinsdorf b. Zwickau und Bielau liegt 11 Uhr Sommer und Winter. Im Nachbarorte Friedrichsgrün liegt das Mittagsläuten auf $^1/_2$12 Uhr.—Alle Orte liegen rechts der Mulde. Der Ort Friedrichsgrün ist erst nach Napoleons I. Zeit entstanden. Die Orte Reinsdorf und Bielau waren in vorreformatorischer Zeit mehr oder weniger in ihren Pfarreien dem Kloster „Grünhain" i. Erzgeb. unterstellt.

(E. Graubner, Reinsdorf b. Zwickau)

198. Der in Frage 198 angeführte Brauch ist in Radiumbad Brambach und den benachbarten Dörfern Rohrbach, Oberbrambach, Hohendorf und Schönberg unter der Bezeichnung „Peitschen gehen" noch bekannt, wird aber heute nicht mehr ausgeübt. Von alten Leuten wurde mir berichtet, daß er in ihrer Jugendzeit in der Mitte des vorigen Jahrhunderts noch lebendig war, daß sie auch selbst noch Peitschen gingen. Das Peitschen wurde hier am 2. Weihnachtsfeiertag und am Neujahrstag vollzogen. Am 2. Weihnachtsfeiertag gingen die Männer und peitschten die Frauen, am Neujahrstag die Frauen die Männer. Zu diesem Zwecke wurden im Herbste besonders schöne Reiser von den Kirsch- oder Apfelbäumen abgeschnitten. Diese stellte man in einer Ecke des Zimmers in der Nähe des Ofens ins Wasser, damit die Knospen bis zu den genannten Tagen aufblühten. An den Peitschtagen wurden die nun blühenden Reiser mit bunten Bändern geschmückt, und in den Morgenstunden wurden die Nachbarn und Bekannten, die meistens noch im Bette waren, gepeitscht. Dabei sagte man folgende Verschen:

1. Fischer, fischer Krone
ich peitsche nicht um Lohne,
ich peitsche nur aus Höflichkeit,
dir und mir zur Gesundheit.

oder 2. Frische, frische Grüne
meine Peitsche ist ne Schöne,
ich peitsche nur aus Höflichkeit,
dir und mir zur Gesundheit.

Der Brauch war auch bis zum Kriegsbeginn in einer anderen Form hier noch lebendig, indem ihn die Kinder ausübten. Diese gingen mit ihren Reisern zu den Eltern und Verwandten, um diese allerdings um Lohn zu peitschen, denn sie bekamen dafür dann ein Geschenk. Diese Erscheinung entspricht einer auch bei anderen aussterbenden Bräuchen gemachten Beobachtung, daß die Kinder einen Brauch aufnehmen. Er hält sich dann noch einige Zeit, um endgültig zu verschwinden. In unserer Gegend ist nur noch soviel von dem Peitschengehen lebendig, daß die Leute im Herbste die Reiser ins Zimmer holen, um diese bis Weihnachten zum Blühen zu bringen. Fragt man die Leute nach dem Grunde ihres Tuns, so antworten sie wohl noch, daß sie zum Peitschen gehören, woraus zu ersehen ist, daß die Erinnerung an den ehemaligen Brauch noch lebendig ist, wenn auch die Reiser nicht mehr ihren ursprünglichen Zweck erfüllen. Eine Redensart besagt auch noch, daß früher gepeitscht wurde, denn wenn ein Langschläfer nicht aus dem Bett zu

Digitized by Google

bringen ist, sagen heute noch die Leute: „den werden wir bald herauspeitschen", ohne dabei den Sinn des ehemaligen Brauches zu bedenken.

E. Stübiger, Radiumbad Brambach

198. Ich erinnere mich noch ziemlich genau an den Brauch des Frischegrünehauens vor etwa 65 Jahren in meiner Heimat Netzschkau i. V. Die gewöhnlich befreundeten oder benachbarten jungen Burschen gingen mit kleinen Tannen- oder Fichtenzweigen versehen in die offenen Mädchenschlafräume (leise), hoben die Bettdecke bei den Füßen bzw. Unterschenkeln ein wenig, gaben einige sanfte Schläge und verschwanden mehr oder weniger schnell. Es war keine Roheit, vielmehr Aufmerksamkeit. Vielleicht geht das frische (oder neue) Grün auf die Wintersonnenwende zurück. (Bernh. Stöckel, Jocketa.)

Archiv

Familienkundliches

Wendische Geburt

1. Der Ansicht von Edgar Rudolph, Hainsberg auf S. 95, Jahrg. 1934 dieser Zeitschrift, daß es sich bei wendischer Geburt um uneheliche Geburt handelt, kann ich nicht beipflichten. In unserem Heimatmuseum ist ein Geburtsbrief vorhanden, den am 28. Februar 1777 Christian Ludwig Müller als „Churfürstl. Durchl. zu Sachsen der Zeit anhero bestallter Amtmann" zu Schkeuditz ausgestellt hat. Johann Christoph Kabitzsch will das Schmiedehandwerk erlernen und muß deshalb den Nachweis der ehelichen Geburt beibringen. Der Amtmann bescheinigt diese, nennt Geburts- und Tauftage, sowie die Paten und fügt hinzu, daß K. „freyer deutscher Nation und nicht Wendischer Art und Herkommens, folglich zur Erlernung eines ehrlichen Handwerkes wohl fähig und geschickt sey". Wir sehen also hieraus, daß es sich um die Nationalität handelt, um einen „Vorläufer des Arierparagraphen". Als bei der Rückgewinnung des durch die Slawen besiedelten Landes die Deutschen wieder die Oberherrschaft erreichten, werden sie ganz bewußt die fremden Gäste überall ausgeschaltet haben, und man hat auch u. a. bei den Innungen den Nachweis der deutschen Abstammung verlangt. Dieser Nachweis ist dann in den Jahrhunderten zur leeren Formel erstarrt und wurde auch dann noch angewandt, als er längst sinnlos, zum mindesten überflüssig geworden war.

Kurt Auerbach, Schkeuditz

2. M. Carl Samuel Hoffmann. „Historische Beschreibung der Stadt, des Amtes und der Diöces Oschatz". Oschatz 1812. 1. Theil.

S. 192: „Auf diesen Unterschied unter den Stadtbewohnern (Deutsche—Wenden) ward sehr viel gehalten, daher auch in der Folge, wenn die Stadträthe ihren Bürgern Geburtsbriefe ausstellten, zum Beweise ihrer freien Geburt die Worte beigefügt wurden: sie wären nicht von Wendischen, sondern von Deutschen Aeltern geboren."

Beiträge zur Entstehung von Familiennamen

1. Die alten Stadtchroniken enthalten fast alle Berichte über Findelkinder, deren Benennung Anlaß zur Neubildung eines Familiennamens gegeben hat:

Engelschall, Beschreibung von Johanngeorgenstadt,
S. 84: „Anno 1717 in Julio wurde ein Kind unten an so genannten Gerberhäusschen gefunden, und zur Tauffe befördert, welches, weil dessen Haupt auf einem Stein und wenigen Heu gelegen, den Nahmen Johann Heustein empfangen ... wiewohl das Kind gar bald wieder starbe."

Christian Meltzer, Chronik von Schneeberg:
S. 1043: „... wie unter andern an. 1707 M. Dec. ein neu-gebohren Kind in einem alten Korb vor Christoph Zulegers Thor in Griessbach abgesetzt befunden, darauff getaufft und Christian Thorkorb genennet und ex fisco erzogen ...

Digitized by Google

Oder wie im folgenden 1708ten Jahr am 1. Junii frühe am H. Pfingst-Tag ein Küh-Junge zwischen Hanss Bleyls und Wolff Meyers Feldern in Griessbach am Rand ein Kind in einem Korb und alten zwilligen Tuch eingewickelt gefunden, welches darauff in der Kirche zu Griessbach ist getaufft und Maria Magdalena Weitinsfeld genennet worden, so aber bald wieder verstorben.
Also ist auch am 19. Julii 1714 wiederumb zu Griessbach, dem Schneebergischen Dorff, ein Kind weiblichen Geschlechts auf des Hörnigs Feld im Korn noch in seinem Blut gefunden, Gerichtlich auffgehoben, sofort aber getauffet und mit Nahmen Barbara Regina Kornreichin benahmset worden." Richard Truckenbrodt, Johanngeorgenstadt

2. Im Taufregister des Dorfes Ermlitz bei Schkeuditz ist aufgezeichnet: „1667 am 18. July hat eine Hure mit ihrem Kinde, welches ein Mägdlein, sich in des Bambachs Schenk Stalle einlogiret, ist aber des morgens frühe davon gegangen und hatt das Kind liegen lassen, weil man nun nicht gewiß, ob das Kind die heilige Taufe empfangen, ... ist solches auf Anordnung des Hr. Superind. zu Merseburg getauft und Maria mit dem Zunamen Unterlassen genannt worden.
Pathen waren Christoph Junge, Erbrichter zu Ermlitz, Gertraude Schrott, Hausfrau und Frau Anna, Samuel Schönens Weib zu Pritzschöna." Paul Rasche, Schkeuditz

3. Auf ähnliche Weise, wie die Entstehung des Familiennamens „Birkenbusch" beschrieben wird, ist der Leipziger Familienname „Schichtholz" entstanden. Der Urahne der Familie war ebenfalls ein Findelkind, das hinter einem Holzstoß aufgefunden wurde und deshalb den Namen „Schichtholz" erhielt. Einer seiner Nachkommen war Ortsrichter oder Gemeindevorstand im Dorfe Wahren bei Leipzig. Vor dem Weltkriege lebten nur noch zwei Nachkommen in Leipzig als Baumeister. Nur einer hatte einen Sohn, der im Weltkriege fiel. Der Name ist wegen seiner eigenartigen Entstehung sehr selten. Dir. Dr. H. Schmidt, Hainichen i. Sa.

4. M. Carl Samuel Hoffmann. „Historische Beschreibung der Stadt, des Amtes und der Diöces Oschatz". Oschatz 1872. 1. Theil.
S. 275: „In der Kämmerei-Rechnung von Michaelis 1488 wird gemeldet, daß der Rath Mittwochs nach Pauli Bekehrung 1489 dem Bürger Jacob Teufel zu seiner Ehre und wegen seiner Redlichkeit den Namen Sorgenfrei beigelegt habe."

Nachrichten

Sächsische Gaufachstelle für Volkskunde in der NS-Kulturgemeinde, Abteilung Volkstum und Heimat

Einladung

Die Gaufachstelle für Volkskunde (früher Sächs. Verband für Volkskunde) ladet alle angeschlossenen Vereinigungen und Museen, wie auch alle Volkskundler Sachsens zur

Tagung am 15. und 16. Brachet in Plauen i. V.

herzlichst ein.

Die Tagung wird geleitet von Prof. Dr. Spamer, Dresden und Dr. Pietsch, Plauen. Eine besondere Unterstützung wird sie durch die 3 vogtländischen Kreise der Landesstelle für Volksforschung und Volkstumspflege finden. Die „Mitteldeutschen Blätter für Volkskunde" bringen anläßlich der Tagung ihr 3. Heft als Vogtland-Sonderheft, das auch den ausführlichen Tagungsplan enthalten wird.
Anmeldungen und Anfragen sind zu richten an Museumsleiter Dr. Pietsch, Plauen i. V., Königstr. 9/11.

Digitized by Google

Hans Hahne zum Gedächtnis

Mit 1 Bildnis

Mitten aus einem schaffensreichen Leben entriß uns der Tod unseren Mitarbeiter Prof. Dr. Hans Hahne; fast 60jährig verschied er am Tage Lichtmeß an den Folgen eines Schlaganfalles. Als Mediziner begann er seine Laufbahn, aber bald gab er seine Praxis als Nervenarzt auf, um sich voll und ganz seinem Lebenswerk — der Vorgeschichte und damit der deutschen

Volkstumskunde — zu widmen. An der Technischen Hochschule zu Hannover habilitierte er sich im Jahre 1907, fünf Jahre später ging er an die Landesanstalt für Vorgeschichte nach Halle, deren Leitung er dann 1918 übernahm. Im Jahre 1923 wurde er außerordentlicher Professor, und im November 1933 ernannte ihn der preußische Kultusminister als ausdrückliche Anerkennung seiner Arbeiten für die Erneuerung unserer völkischen Grundlage zum ordentlichen Professor für deutsche Volkheitskunde. In dieser sah Hahne eine Einheit aus Vorgeschichte als Basis und Volkskunde und Rassengeschichte, die sich als zwei Äste der Vorgeschichte bis in die Gegenwart führen lassen. In der vorgeschichtlichen Zeit liegen die Wurzeln und Anfänge eines Volkes und seiner Rassenbestandteile. Das heute lebendige Volkstum einschließlich Rassenbild als biologische Grundlage ist Gegenstand

Digitized by Google

der analytischen volkheitskundlichen Betrachtungs- und Forschungsweise, die über die Volkheit — Volkheit im Sinne Goethes in „Maximen und Grundsätze" — Auskunft verschafft und somit über die Gegenwart hinaus in die Zukunft Eigenart und Aufgaben eines Volkes klarlegt und wegweisend wird.
Das Provinzialmuseum in Halle, das mit der Landesanstalt für Vorgeschichte verbunden ist, hat er nach neuen, eigenen musealen Gesichtspunkten aufgebaut. Der Forscher findet hier eine Fülle an Material, der Laie kann hier durch die außerordentlich durchgearbeitete Darstellungsweise die Ergebnisse der Vorgeschichtswissenschaft kennenlernen und erhält hier ein einwandfreies Bild von dem Leben unserer Vorfahren. Die volkskundliche Abteilung zeigt den Volksbrauch im Lebens- und im Jahreslauf der Gegenwart und in seinen Wurzeln in der Vorzeit. Nicht eine tote Sammlung von Gegenständen war für ihn das Museum, nein, das Leben des Volkes versuchte er darzustellen. Er belebte sein Museum, indem er mit seiner Spielschar die Jahreslaufspiele aufführte, indem er als einer der ersten hinausging ins Volk und das Leben im Film festhielt. Seine Hauptarbeit liegt in der Landesstelle für Vorgeschichte und in seinem Museum, außerdem hinterläßt er uns an Veröffentlichungen: „Die hallischen Jahreslaufspiele" (2 Bände, Jena 1925/26), „Vom deutschen Jahreslauf im Brauch" (Jena 1926), „Totenehre im alten Norden" (Jena 1929), „Deutsche Vorzeit, Rassen und Völker" (Bielefeld 1934) und einige vorgeschichtliche Arbeiten.
Das neue Deutschland verliert mit ihm einen seiner besten Wegbereiter.

H. B.

Lehrstühle für Volkskunde an den deutschen Hochschulen

Änderungen werden fortlaufend berichtet. Die Vertreter der deutschen Volkskunde an außerdeutschen Hochschulen sowie an den Hochschulen für Lehrerbildung erscheinen in einem späteren Hefte.

Aachen: Otto Dahmen (mit Vorlesungen beauftragt).
Berlin: Richard Beitl (Privatdozent für deutsche Philologie, bes. Volkskunde, Lehrauftrag für märkische Volkskunde).
Bonn: Josef Müller (Honorarprofessor für deutsche Volkskunde). Adolf Bach (nichtbeamteter a. o. Professor für deutsche Philologie). Karl Meisen (Privatdozent für deutsche Volkskunde).
Braunschweig: Walter Jesse (außerplanmäßiger Professor für Geschichte und Heimatkunde).
Breslau: Walter Steller (a. o. Professor für deutsche Philologie). Will-Erich Peukert (Privatdozent für Volkskunde).
Danzig: Max Ittenbach (Lehrauftrag für Altgermanistik, Volkskunde).
Dresden: Adolf Spamer (planmäßiger a. o. Professor für deutsche Philologie und Volkskunde).
Erlangen: Friedrich Maurer (o. Professor für deutsche Sprache und Literatur).
Frankfurt a. M.: Julius Schwietering (o. Professor für deutsche Philologie).
Freiburg i. Br.: John Meier (o. Honorarprofessor für deutsche Philologie und Volkskunde). Eugen Fehrle (Lehrauftrag für deutsche Volkskunde). Ernst Ochs (Lehrauftrag für deutsche Volkskunde).
Gießen: Fritz Stroh (Privatdozent für deutsche Philologie und Volkskunde). Georg Koch (Lehrauftrag für religiöse Volkskunde).
Göttingen: Friedrich Naumann (o. Professor für deutsche Philologie).
Greifswald: Lutz Mackensen (a. o. Professor für deutsche und nordische Philologie und Volkskunde) [z. Z. o. Professor am Herderinstitut in Riga].
Hamburg: Otto Lauffer (o. Professor für deutsche Volks- und Altertumskunde).

Digitized by Google

Halle: Kurt Wagner (nichtbeamteter a. o. Professor für deutsche Philologie, insbes. Phonetik, Mundarten- und Volkskunde).
Heidelberg: Eugen Fehrle (o. Professor für deutsche Volkskunde).
Jena: Arthur Witte (beamteter a. o. Professor für deutsche Philologie und Volkskunde),
Karlsruhe: Eugen Fehrle (Lehrauftrag für deutsche Volkskunde).
Kiel: Otto Mensing (a. o. Professor für germanische Philologie).
Köln: Friedrich von der Leyen (o. Professor für deutsche Philologie, insbes. ältere Germanistik, Altnordisch und deutsche Volkskunde). Adam Wrede (Honorarprofessor für deutsche Sprach- und Kulturgeschichte, Lehrauftrag für rheinische Volkskunde).
Königsberg: Walter Ziesemer (o. Professor für deutsche Philologie, insbes. Dialektologie und Wortkunde). Karl Plenzat (mit Vorlesungen beauftragt).
Leipzig: Bruno Schier (planmäßiger a. o. Professor für deutsche Volkskunde).
Marburg: Walther Mitzka (o. Professor für deutsche Philologie).
München: Otto Mausser (a. o. Professor für deutsche Philologie und Mundartenkunde).
Münster: Karl Schulte-Kemminghausen (a. o. Professor für deutsche Philologie).
Tübingen: Gustav Bebermeyer (o. Professor für deutsche Volkskunde).
Würzburg: Otto Dünninger (Privatdozent für deutsche Volkskunde). H. B.

Dresden. Verein für Volkskunde. Sonntag, 16. Juni, Fahrt nach Lomnitz (Führung Kantor Pech).
2. Halbjahrsbericht 1935: Im September führte Lehrer Walther Buchholz an einem Sonntag durch das Seifersdorfer Tal. Die denkwürdigen Stätten und die Heimatsammlung in der Marienmühle wurden besichtigt. Käte Preval sprach im Freien Dichtungen aus Liedges Werken. In der „Sieben Ritter-Kirche" zu Seifersdorf berichtete Buchholz über die Geschichte des Ortes und der Kirche. Im Gasthof „Zum treuen Hund" verschaffte er den Teilnehmern wertvolle Einblicke in die Ergebnisse seiner jahrelangen Sammeltätigkeit (Flur- und Gehöftkarten, Ahnentafeln und Kartei der Bauernfamilien, Orts- und Kirchenchronik, Sagensammlung usw.). Was dieser bescheidene Heimatforscher und Volkskundler für seinen Wirkungskreis geleistet hat, darf als vorbildlich bezeichnet werden. — Im Oktober besuchte der Verein das benachbarte Pirna. Studienrat Schreiter führte durch das in den Klosterräumen untergebrachte, reichhaltige Museum, Pfarrer Peter mit viel Liebe durch die schöne Stadtkirche, Lehrer Wagner und Kreisvolkstumswart Dr. Uhlmann durch die alte Stadt mit ihren interessanten Häusern und Höfen. Nach einem von Dr. Uhlmann gebotenen Überblick über das Schrifttum Pirnas zeigte Alfred Wagner, der verdienstvolle Herausgeber der schönen Heimatzeitschrift für die Jugend, eine Reihe von geschichtlich und volkskundlich interessanten Lichtbildern. — Im November sprach der Vorsitzende des Vereins der Vogtländer, Johannes Berthold, über „Das Vogtland, Land und Leute". Die Schilderungen des Vortragenden und die schönen Aufnahmen seines Landsmannes, des Lichtbildners Werner, wurden durch die von Fräulein Johanna Musch zur Laute gesungenen Lieder zu einem stimmungsvollen Ganzen verbunden. — Im Dezember fand mit dem Dresdner Volksliederchor eine gemeinsame Weihnachtsfeier statt. Oberlehrer Otto Kotzsch wußte an Hand von zeitgenössischen Lichtbildnern allerlei geschichtlich und volkskundlich Interessantes über „Ludwig Richter in Loschwitz" zu berichten. Der Volksliedchor unter Walter Engels Leitung sang Lieder aus der Ludwig Richter-Zeit. Käte Preval sprach feinsinnige Dichtungen. Mit Weihnachtsliedern, vom Chor gesungen, klang die stimmungsvolle Feier aus, zu der als Ehrengäste Hofrat Prof. Dr. Oskar Seyffert, Prof. Dr. Karl Lampe (Gebirgsverein für die Sächs. Schweiz) und Gewerbeoberlehrer Otto Richter (Erzgeb.-Zweigverein) erschienen waren. Albert Zirkler

Bücherschau

Herg, E., Deutsche Sprichwörter im Spiegel fremder Sprachen unter Berücksichtigung des Englischen, Französischen, Italienischen, Lateinischen und Spanischen. 130 S. Berlin und Leipzig 1933. Walter de Gruyter & Co.
Dieses Buch verzeichnet rund 600 deutsche Sprichwörter in tabellarischer Zusammenstellung mit den jeweils verglichenen engl., frz. usw. Sprichwörtern (alphabetisch angeordnet vom Kennwort der deutschen Sprichwörter aus). Ein Register am Schlusse des Bändchens gibt die alpha-

Digitized by Google

betische Übersicht der fremdsprachlichen Sprichwörter. Die Sammlung wird auch dem Einführung und Übersicht suchenden Volkskundler willkommen sein. Die Handlichkeit des zu großem Teile aus Düringsfeld-Reinsberg ausgezogenen Büchleins dürfte dem genehm sein, den die fast immer sehr umfangreichen großen Sprichwörtersammlungen abschrecken. Die großen Sammlungen macht allerdings Hergs Arbeit für die wissenschaftliche Sprichwortforschung nicht entbehrlich. Es wäre zu begrüßen gewesen, wenn der Verf. auch die niederländischen Sprichwörter herangezogen hätte, denn gerade in den Niederlanden besitzt das Sprichwort in der Umgangssprache noch heute lebendigste Kraft und nimmt einen viel größeren Umfang ein als z. B. im modernen Hochdeutschen. Otto Görner

Schröder, Ernst, Die Pfarrerstochter von Taubenhain. Stoff- und motivgeschichtliche Studien zur Volkskunde und Literaturwissenschaft. 85 S. Kieler Diss. 1933.
Der Verf. beschreitet mit seiner Diss. einen Weg, den zumal in letzter Zeit nicht bloß Literaturgeschichte und Volkskunde, sondern auch die vergleichende Literaturwissenschaft gewiesen hat (in der „Vorbemerkung" wäre da noch mancher andere Name zu nennen gewesen). Er verfolgt den Stoff der Bürgerschen Ballade in seinen sich durch die verschiedensten Gattungen entwickelnden Möglichkeiten vom Sturm- und Drangmotiv der Kindsmörderin aus durch Volkslied, Trivialroman und Puppenspiel bis zur Dramatisierung wiederum auf der Ebene der höheren Dichtung (bei Otto Ludwig) und führt damit in knappem Rahmen Lebensvorgänge von Literaturgut auf dem Wege vom Hochliterarischen zum Unterliterarischen und zurück vor Augen. Damit erschließt er auch manches wissenschaftlich Wertvolle auf dem nur selten erörterten Gebiet der Vulgärpoesie und des Volkslesestoffs. Otto Görner

Hanns Bächtold-Stäubli u. E. Hoffmann-Krayer, Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. VI, 5.—10. Lief. In den vorliegenden Heften dieses für jeden Volkskundler notwendigen gründlichen Nachschlagewerkes sind die Buchstaben M (Fortsetzung), N, O und P (Anfang) behandelt. Besonders umfangreich sind die Ausführungen zu den Schlagwörtern Mühle und Müller, Musik, Mythologie und Mythus, Nacht (und was damit zusammenhängt), Nachzehrer, Nackt und Nacktheit, Nadel und Nähen, Nase, Neujahr, niesen, Nikolaus, Notfeuer, Obstbaum, Ofen, Ohr, Okkultismus, Orakel, Orandismus, Ostern (Ostara, O.gebäck, O.ei, O.feuer, O.kerze, O.lamm, O.reiten, O.sonne, O.wasser usw.), Palm, Paradies. Die gesperrt gedruckten sind kleine Abhandlungen für sich. Dr. Zinck

Zweimal „Deutsche Volkskunde". Kurz vor Weihnachten 1933 erschien in „Reclams Universal-Bibliothek" von Dr. Walter Diener die „Deutsche Volkskunde, ein Grundriß". Dem Verfasser ging es darum, die volkskundlichen Grundgesetze im Leben, Denken und Schaffen des deutschen Menschen zu erarbeiten. Mit Sicherheit hat er vermieden, in der Fülle des Stoffes zu ersticken! In seiner sachlichen, gründlichen Art erzählt uns Dr. Diener von Haus und Hof, Volkstracht, Glaube und Aberglaube und von Sitte und Brauch im menschlichen Leben. Dabei ist es durchaus nicht etwa eine bloßes Aufzählen, wir lassen uns gern durch das ländliche Treiben führen und uns über Vergangenes belehren. Leider hat man den Eindruck, daß ein wesentlicher Teil des „Volkes", der Städter, und die ganze geistige Schöpfung des Volkes unterschlagen worden sind!

Das andere Büchlein aber ist bekenntnismäßige Forderung! Es erscheint soeben in der Schriftenreihe zur nationalpolitischen Erziehung: Bildung und Nation als Nr. 28—30: Rudolf Kempe, „Deutsche Volkskunde"; Eichblatt-Verlag (Max Zedler) Leipzig. (Preis 30 Pfennige.) Hier ist einmal der dankenswerte Versuch unternommen, Volk und Volkskunde ganz unmittelbar aus unserer Gegenwart heraus zu sehen und zu gestalten. So könnte man dieses Büchlein als eine Ergänzung zum vorhergehenden ansehen, denn es gibt uns gerade das, was wir vermißten: eine Deutung von Volk, Volkstum und Volkskunde, einen Grundriß des geistigen Schaffens des Volkes, das sich in Märchen, Sage, Volkslied, Witz, Sprichwort, Bänkelsang und Volksspiel kundtut. Balduin Thieme

Verantwortlich für die Redaktion: K. E. Fritzsch, Dresden; — Verlag Curt Kabitzsch, Leipzig;
Druck: Lippert & Co. G.m.b.H., Naumburg (Saale). MA 1000. Printed in Germany.

Digitized by Google

Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde

Herausgegeben für die

Landesstelle für Volksforschung und Volkstumspflege im NSLB Sachsen

durch K. E. Fritzsch, Dresden, in Verbindung mit B. Schier, Leipzig u. A. Spamer, Dresden

Unter Mitwirkung von: Dr. S. Sieber, Aue; Dr. W. Frenzel, Bautzen; K. Ruderisch, Birkwitz; Prof. Dr. A. Wirth, Dessau; Doz. Dr. R. Augst, Dresden; Hofrat Prof. Dr. h. c. O. Seyffert, Dresden; A. Zirkler, Dresden; Prof. Dr. M. Wähler, Frankfurt a. M.; Dr. M. Freytag, Hann.-Münden; H. Steglich, Kamenz; Prof. Dr. R. Kötzschke, Leipzig; Prof. Dr. E. Mogk, Leipzig; A. Walz, Leipzig; Dr. F. Sieber, Löbau; Dr. E. Pietsch, Plauen i. V.

10. Jahrgang: Heft 3 **Brachet / Juni 1935**

Tagung der Sächsischen Gaufachstelle für Volkskunde der NS-Kulturgemeinde Abt. Volkstum und Heimat (früher Sächsischer Verband für Volkskunde) in Plauen i. V. am 15./16. Brachet 1935

Leitung: Prof. Dr. Spamer, Dresden,
Leiter der Abteilung Volkskunde der Reichsgemeinschaft der deutschen Volksforschung und Museumsleiter Dr. Pietsch, Plauen i. V.

Tagungsfolge:

Sonnabend, den 15. Brachet:

20 Uhr Begrüßungs- u. Heimatabend in der „Freundschaft" Straßbergerstr. 34

Mitwirkende: Puppentheater Bonesky. Spielgruppe Mückenberger. Die Elsterberger Gruppe. Frau Lange, Fräulein Hammerschmidt, Oberlehrer Martens, Oberlehrer Ziegner, Schriftsteller Rudert, Falkenstein.

Sonntag, den 16. Brachet:

½9—½10 Uhr Besichtigung des Vogtländischen Kreismuseums, Königstr. 9; Führung: Dr. Pietsch

10—½2 Uhr Öffentliche Sitzung in der „Freundschaft"

K. E. Fritzsch:	Geschäftsbericht.
Prof. Dr. Spamer:	Stand und Aufgaben der deutschen Volksforschung.
Arno Walz, Leipzig:	Der Vogtländer.
Fritz Wohlrabe:	Vogtländisches Brauchtum um Geburt und Taufe.
Fritz Groh:	Hochzeitsbrauchtum.
Ew. Schrage:	Brauchtum bei Tod und Begräbnis.
Dr. Ernst Pietsch:	Bildliche und kartographische Erfassung vogtländischer Bauernhaustypen.
Dr. Werner Radig:	Die Burgwälle Ostthüringens (mit Lichtbildern).

1—3 Uhr Mittagspause.

Ab 3 Uhr Fahrt (mit Autobussen) in die Vogtländische Schweiz über Möschwitz bis Pöhl, Wanderung zur Wallburg auf dem Eisenberg, dann bis Jocketa.

Digitized by Google

Blut und Boden und ihr Einfluß auf die Prägung des vogtländischen Volksschlages

Von Arno Walz, Leipzig

Mit 1 Karte im Text

Das Vogtland ist ostdeutscher Kolonialboden. Nach den Forschungen von Pietzsch und Leipoldt hoben sich aus dem vorgeschichtlichen Waldlande Freilandschaften im heutigen Gebiete von Plauen—Ölsnitz und Pausa—Elsterberg—Greiz—Netzschkau—Mylau—Reichenbach heraus. Auf diese Gebiete werde ich des öfteren zu sprechen kommen. Sie sind der Mutterboden slawischer Siedlung. Über die westvogtländischen Höhen von Schleiz bis Hof ergoß sich im 11. und 12. Jahrhundert der Siedlungsstrom aus dem Mainfränkischen und überflutete Waldland und Freilandschaften. In der nördlichen Freilandschaft (Elsterberg—Reichenbach) mischten sich Franken und Thüringer. Im Süden brachen über Nabtal, Eger und Elstergebiet oberpfälzisch-bayrische Siedler ins Vogtland ein. Sie drangen vor bis nördlich Adorf und besiedelten das Waldland bis zu den Höhen von Schöneck. Ins Bergbaugebiet der Göltzsch muß vom südlichen Vogtland her eine Verbindung bestanden haben, auf der im südlichen Siedlerstrom auch Schwaben getragen wurden, die sich im nördlichen Göltzschgebiet bei Reichenbach mit wenigen niederdeutschen Siedlern der Bistumsherrschaft Naumburg trafen.

Dieses Gesamtbild der Besiedlung ergibt sich aus geschichtlicher Forschungsarbeit. Welche volkskundlichen Belege haben wir hierfür?

Einen untrüglichen Beweis liefert uns die Mundart. Die Verwandtschaft mit dem Oberfränkischen ist ganz sinnfällig. Fast das ganze Vogtland spricht fränkischen Dialekt. Die Südspitze mit Brambach, Adorf, Markneukirchen und Klingenthal liegt im böhmisch-bayrischen Sprachraum (drum br uns !). In der nördlichen Freilandschaft (E.—Rb.) treffen sich von Westen nach Osten verlaufend verschiedene oberdeutsch-(fränkisch-)mitteldeutsche (thüringische) Sprachlinien (Kleed—Klaad, Mann—Mah, Ferd—Pferd, Gänse—Gäns). Die oberdeutsche Verkleinerungssilbe el stößt im Verlaufe von Weida und Elster bis in die Geraer Gegend vor. Die bayrischen Kirwe und Kren heben sich nördlich Adorf vom fränkischen Kirmes und Meerrettich ab.

Einen recht eigenartigen Beweis für die Richtigkeit der historischen Forschung gaben mir weiterhin die vogtländischen Adreßbücher mit ihren Namen stammlicher Herkunft. Völker erhalten ihre Namen an der Grenze, andersstämmige einzelne werden als solche nur dort bezeichnet, wo sie mit Fremden zusammentreffen. Nach dem heutigen Stand ergibt sich im Vogtland dieses Bild: Auf 2000 Einwohner entfallen:

Windisch, Wünsche, Wünsch gehäuft in Bergen, Theuma (20). In den Göltzschorten 3—5, sonst gering zerstreut. Am Rande der alten slawischen Freilandschaft wird der Wende also als Wendischer, Windisch bezeichnet.

Franke, Frank begegnet uns überall zerstreut. Merkwürdigerweise häuft er sich in Schöneck (6), Falkenstein (4), Auerbach (5), Reichenbach (4), Elsterberg (5). Reichenbach und Elsterberg erklären sich als fränkisch-thüringische

Digitized by Google

Grenzgebiete. Hier stoßen wir auch auf Döhring, Thüring. Die Göltzschtalorte dagegen sind allgemeine Mischgebiete.

Beyer, Beierlein (versch. Schreibw.): Zerstreut, gehäuft aber in Elsterberg (19), Netzschkau (6), Mylau (5), Pausa (3). Franken und Bayern fühlten sich so verwandt, daß sie sich nicht als fremd empfanden. An der fränkisch-thüringischen Volkstumsgrenze dagegen hebt sich der Bayer als Fremdling ab und erhält seinen Namen.

Schwabe: Im westlichen Vogtland zerstreut, stark verbreitet dagegen in Ölsnitz (6), Theuma, Bergen (6), Auerbach (5), Rodewisch (10), Treuen (5), Lengenfeld (8), Reichenbach (3), also im Gebirgs- und Göltzschlande. Aus Flur- und Ortsnamen- und Urkundenforschung folgert Obl. Benedict (Plauen), daß im Gebirgsvogtlande Schwaben als Bergleute tätig waren. Meine namenkundliche Erhebung stützt diese Annahme.

Ich bin mir der Schwächen einer bloßen Zählung bewußt (Fortpflanzungsstärke im Wandel der Jahrhunderte, Zügigkeit u. a.). Trotzdem bleibt verwunderlich, wie das Namensbild heute noch das historische Siedlungsbild spiegelt. Über die Zügigkeit spreche ich an anderer Stelle.

Das blutsmäßige Siedlerbild prägte sich ferner in der körperlichen Konstitution des Vogtländers aus. Da ich noch keine exakten Messungen vornehmen konnte, so treffe ich meine Feststellungen nicht nach rassigen Erscheinungsbildern und deute sie zur Anregung nur an. Ich verwende dabei die in der Konstitutionsforschung bisher übliche Typisierung. Grundlage bildet meine Beobachtung in Schulen, Versammlungen und Zählung auf Straßen und Plätzen. In den Freilandschaften überwog dabei der digestive Typ (Verdauungstyp, kräftig, untersetzt, der „vogtländische Dickschädel"). Er steht mit beiden Füßen im Irdischen und verfolgt mit zäher Ausdauer sein Ziel. Damit stimmt auch seine Anfälligkeit überein: Säfteverfall, Kropfbildung, wie sie Schulärzte häufiger feststellen, Darm- und Magenkrankheiten. Das Gesicht prägen kernig hervortretende Kieferpartien und die „Kartoffelnase" (Kloben, Pfundnos, Pflatschnos).

Mit diesem Typ mischt sich überall der respiratorische (Lungentyp!). Hochaufgeschossen, knochig, sehnig, leicht erregbar, Gesichtsmerkmal der „Zinken", die dünne, oft etwas lange Hakennase! Er bringt Schwung, Leben ins harte und zurückhaltende vogtländische Dasein. Anfällig ist er besonders den Erkrankungen der Atmungsorgane gegenüber. Die Schwindsucht, die „Auszehrung", ist eine Krankheit, die uns in Zeiten geringer hygienischer Aufklärung oft entgegentritt.

Vogtländische Seelenart liegt in der Mischung der beiden Typen begründet. Wir treffen überall auf ein konservatives Beharren, das gepaart wird mit revolutionären Ausbrüchen. Schon 1425 kennzeichnet der Chronist die religiöse Haltung mit dem vielsagenden Satz: „Und der Verkehrer und Winkelprediger seind viele, vor allem um Eger und in der Voigt Lande". Luther meint: „Vogtländisch Köpf — grobe Ochsen" und sagt damit dasselbe, was sich die Vorkriegsgarnison in Plauen mit „Holzköpfen" gefallen lassen mußte. Ganz deutlich aber tritt diese Mischung von konservativem und doch revolutionärem Kampfgeist in der Entwicklung des Parteilebens zutage. Vor dem

Digitized by Google

Kriege herrschte lange der alte 48er Freisinn. Die Erzählung, daß 48er Revolutionäre „den König segne Gott" auf dem Marsche gesungen haben, braucht kein vogtländisches Märchen zu sein.

Der Marxismus gab nur ein sehr kurzes und stark umkämpftes Gastspiel. Der Nationalsozialismus aber mußte nach dem ganzen Volkscharakter das Vogtland als Hochburg sehr bald erobern.

Im bayrischen Volksraum des südlichen Vogtlandes vermischt sich mit dem respiratorischen Typ der zerebrale oder Gehirntyp (kleiner, oft zierlicher Wuchs, asymmetrische feine Gesichtsbildung). Hier treffen wir darum die exakten, grüblerischen Rechner. Kein Wunder, daß hier auch Musikfreude, Musikliebe und Musikindustrie so erfolgreich Fuß fassen konnten.

Rassisch entsprechen Lungen- und Gehirntyp ungefähr nordischem und dinarischem, Verdauungstyp ostischem Erscheinungsbild. Im fränkischen Siedlerstrom scheint also viel nordisches und dinarisches und im bayrischen viel dinarisches Blut in den vogtländischen Menschen geflossen zu sein. Die Slawen brachten ostisches Blut mit, das aber stark mit nordischem gemischt war. Geistige Rassenmerkmale habe ich bei der Darstellung der Typen schon berührt. Man deute sie auf das Rassische um und versuche einen Weiterbau. Das Vogtland bietet hier eine sehr günstige Grundlage.

Bei der weiteren Untersuchung geistig-seelischer Volkstumsinhalte nach dem Stammeigenen verweise ich vorsichtig auf folgendes:

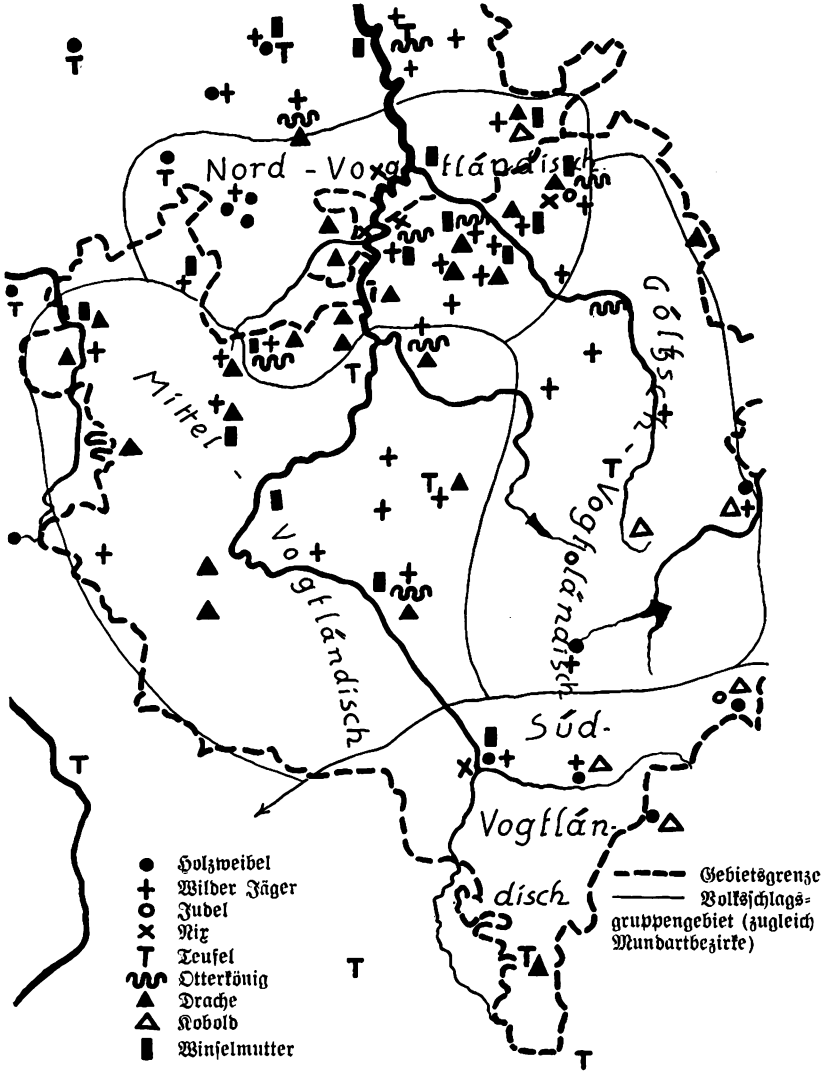
Den Vogtländer kennzeichnet eine überdurchschnittliche Musikfreude. Seine Feste werden getragen von humorvollem, leichtem Gesang und Tanz. Die sog. Rundas werden sowohl im Vogtlande als auch im bayrisch-fränkischen Sprachgebiet heute noch gesungen. Beliebt sind dabei die Freitzeiler, von denen ich einige anführe:

„Af de Freit bi ich gange im Monat Januar,
ze der geh ich nimmer, die hot kane Haor."
„Af de Freit bi ich gange im Monat Mai,
ze der geh ich nimmer, die läßt mich net nei."
„Af de Freit bi ich gange im Monat August,
ze der geh ich nimmer, die hot suo de Hust."
„Auf de Freit bi ich gange, hone Wag vergassen,
do sei de schenn Madle afn Zaun gesassen."
„Do rick ich mei Hitl, geh heflich vorbei,
do song de schenn Madle: Geh rei of de Frei!"

Bei Betrachtung der beigegebenen Karte fällt manches auf, was nach bisher Gesagtem zu Schlüssen auffordert. Der Vogtländer ist auch in religiöser Beziehung konservativ-revolutionär. Bis in die neueste Zeit prägten sich Kirchentrotz und Sektenwesen aus. Daneben aber schlummert noch auffallend viel altes Glaubensgut. Man betrachte die Karte und vergleiche damit die Siedlungsgrundlage! Drache und Winselmutter führen bis in die neuste Zeit ihr dämonisches Dasein, vorwiegend in den alten slawischen Freilandschaften (Plauener, Ölsnitzer Kessel, Elsterberg—Reichenbach, Mühltroff). Der Drache fährt als feuriger Schweif zur Esse ins Haus, muß gepflegt

Digitized by Google

werden, bringt dafür Glück und Reichtum und wird auf Kinder übergeben. Die Winselmutter zeigt in verschiedener Gestalt (Schaf, Kalb, Huhn) nahendes Unglück oder Tod an. In der Lausitz treten Drache und Winselmutter



Karte zum vogtländischen Glaubensgut.

(auch Wehmutter dort genannt) ebenfalls auf ehemals slawischem Volksboden auf. Die Rolle des Drachen übernimmt im deutschen Waldvogtlande von Markneukirchen bis zum Greizer Wald der Kobold, das Giedel, auch Heigiedel genannt. Der Teufel spukt im südlichen Vogtlande. Er verrät katholischen Einfluß vom Egerlande her. Der Wilde Jäger jagt durch alle vogtländischen Wälder über Freilandschaft und Waldgebiet hinweg. In der

Digitized by Google

Lausitz und im slawischen Bezirk von Weida—Gera heißt er Pan Dietrich oder kurz Dietrich. Es ist der alte germanische Sturmgott, der sich im Epos zu Wotan wandelte, der als Wilder Reiter auch vom Slawentum übernommen wurde. In den großen Wäldern im Südosten des Vogtlandes und im Pöllwitzer Wald trifft er auf verängstigte Holzweibchen. Im mittleren Teil ist davon nichts bekannt. Im schiefrigen Gebiet der alten Freilandschaften belohnt und bestraft noch der Otterkönig. Ob er sich vorwiegend auch in anderen ehemals slawischen Siedlungsgebieten findet, entzieht sich meiner Kenntnis. Überhaupt zeichnen sich die alten Freilandschaften bei der Überlieferung alten Glaubensgutes aus. Das mag mit dem starken bäuerlichen Einschlag zusammenhängen. Es sprechen einige andere Gründe noch mit, die ich behandle, wenn ich jetzt zu den formenden Kräften, die im Boden liegen, übergehe.

Boden und alles, was darauf wächst, ist nicht nur Umwelt, sondern formende Heimat des Menschen. Ins Vogtländische umgesetzt heißt das, daß der vogtländische Mensch mit seinem fränkisch-bayrisch-thüringisch-slawischen Blute mit seinem Boden verwurzelte und Arteignes ausprägte.

Vogtländische Landschaft ist dauernder Wechsel, zerrissene, vermuldete Hügellandschaft. Der Wissenschaftler bezeichnet sie als „Fastebene, die im Frühperm und Präoligozän aus einem Faltungssystem (variskisch und herzynisch) verebnet wurde." Der Vogtländer ist sich dieser Ebene nicht bewußt. Der Wissenschaftler steht im Mittelvogtland, etwa auf einer Höhe bei Jocketa, und sieht, wie sich die von Tälern zerrissene Hochebene ins Thüringische neigt. Der vogtländische Mensch gewinnt diesen Blick nur durch Schulweisheit. In seinem kleinen Heimatort sieht er nur die Nähe, ganz gleich, ob er einem „Rundling" in Mulden-Nestlage oder einem Haufendorf auf durchschnittener Höhe entstammt. Überall, ob in der Mulde, ob an der Bachkrümmung oder am Diabashärtling mit seiner Waldkappe ist Wechsel, Mannigfaltigkeit. Damit wird der Vogtländer zum Menschen des Nahhorizonts. Sein Blick geht nach unten, nach den Seiten, er ist Naturalist. Seit frühster Kindheit übt er seine Kräfte an den Bodenerscheinungen seiner Nähe. Er fischt, sammelt, spielt, jagt, klettert, springt — und erlebt Heimat. So wird er mit der nahen Natur vertraut. Ich zähle jetzt einige vogtländische Bezeichnungen aus Pflanzen und Tierwelt auf, die das erhärten sollen:

Schöllkraut	= Wärzenkraut, Millichblumm,	Glockenblume	= Fingerhut,
		Päonie	= Pfundros,
Löwenzahn	= Pappelstock, Kettenblumm, Millichdistel,	Schachtelhalm	= Scheiergros,
		Wilde Möhre	= Kälberscheißer,
		Rainfarn	= Basenwedel,
Wolfsmilch	= Teifelskraut,	Leberblume	= Märzenblumm,
Sternmiere	= Bettsager,	Lichtnelke	= Flaschblumm,
Sumpfdotterblume	= Butterblumm,	Farn	= Ottergros,
Frauenmantel	= Reengschirm,	Berberitze	= Essigbeer,
Fetthenne	= Schuhwichs,		
Ehrenpreis	= Kaffeetasse,	Neunauge	= Stabeißer,

Digitized by Google

Großer Ampfer	= Hunger, Butterblätter,	Schnellkäfer	= Schnappauf,
		Eidechse	= Schießengel,
Ebereſche	= Voglbeer,	Marienkäfer	= Herrgottsfünkele,
Skabioſe	= Donnerblumm,	Kohlweißling	= Krautſcheißer,
Schilf	= Schwert,	Blaumeiſe	= Schlehdorn-ſcheißer,
Vogelmiere	= Hühnerſcharrlich		
Johannisbrot	= Eſſenkehrer,	Ameiſe	= Sagwammes,
Mohnblume	= Mahdock,	Kreuzſchnabel	= Grienitz.

Ich könnte die Liſte erweitern. Hier ſei nur das angeführt, was meinem Grundſatz des beobachteten Nahhorizonts entſpricht. Volksheilmittel waren aus dem Aufgeführten bereits erſichtlich. Geſagt ſei aber noch, daß unſere Hausapotheke volksmediziniſche Heilmittel für jede Krankheit enthält.
Dieſelbe Naturnahbeobachtung zeigen verſchiedene Redensarten: Eine altmodiſch, ſchrullenhaft angezogene Frau ſieht aus, wie's Mart unterm Reißighaufen. Ein Vielfraß frißt wie eine neunköpfige Raupe oder wie eine Häuslerskuh. A Laus im Kraut is beſſer wie gar ka Flaſch, tröſtet ſich der Entbehrende. Übermütige junge Leute hamm's Kälbel raus getriem, unanſtändige de Sau rausgeſteckt. Einen Angſthaſen ermuntert man: Der Kuhſchwanz wackelt und fällt net roo. Der Trinker hat ein Gefäll, wie e aagährigs Öchſel. Aufſchneider haben gruße Guſchen und Leis. Verlorne Arbeitsmüh bedeuten: Seegſpaa aufſchlichten, Schmelle ausäſten.

Von der Wetterbeobachtung des Bauern und Städters will ich aus Raummangel nichts ſchreiben. Auch ſie beſchränkt ſich oft auf den Nahhorizont. Einen nahen Wetterwinkel haben die meiſten Orte.

Hier greife ich noch einmal auf die Karte des Glaubensgutes zurück. Dort fällt die Häufung im Mittel- und Nordvogtland auf. Dabei habe ich die geſpenſtigen Männer (Reiter ohne Kopf, Bilmisſchnitter, Irrlicht u. a.) noch nicht erwähnt. Glaubensgut iſt ſchließlich — vor allem bei germaniſchem Volkstum — auch an den Boden gebunden. Im mannigfaltigen Mittelvogtland gab's dazu genügend geheime und auch furchtſame Orte. Sie fehlen im weiten gebirgigen Waldvogtlande. Hinzu kommt noch, daß der Gebirgsvogtländer auch nachts weniger unterwegs iſt. Das bedingt ſchon die Bodenform. Stoffe des Volksglaubens aber formen ſich vorwiegend bei Nacht.

Trotz ſeines dinariſchen Raſſenerbgutes fehlt es dem Vogtländer an bedeutenden Erzeugniſſen der Volkskunſt bildhaft geſtaltender Art. Sein Kunſtſchaffen wirkt ſich aus in Stickerei, Weberei und Muſikinduſtrie, einesteils auf naturaliſtiſcher, andernteils auf handwerklicher Grundlage. Auch Bemalungen von Schränken und Truhen ſind ſtark naturaliſtiſch, meiſt einfach und ſchlicht. Gewiß fehlen die volkswirkſamen Vorbilder hoher Barockkunſt. Sie ahnt man bei Bauernmalerei im thüringiſchen Grenzland (Reußiſcher Fürſteneinfluß). Doch auch ſie iſt einer ſtarken Naturgebundenheit unterworfen. Ein kunſtvolles Aufbauen, Deſtruieren und Konſtruieren liegt dem Vogtländer fern. Es bedeutet ihm Vergewaltigung der Natur, er kennt ſeine Nahnatur, weiß was dort an Schönem möglich iſt. Man verlange von

Digitized by Google

ihm nichts Naturwidriges, auch wenn's schön wirken sollte. Kein Wunder, daß auch sein größter Künstler, Hermann Vogel, romantischer Nahnaturalist bleibt. Er ringt zeitlebens mit seinem Burgsteinmotiv, und selbst wenn er fremde Welt darstellt, werden Steine, Pflanzen und Menschen Zeugen des Burgsteins. Er sagt es selbst: „Die in Grimms Kinder- und Hausmärchen verwendeten Landschaftsmotive sind fast ausnahmslos auf vogtländischem Boden gewachsen, in den Revieren am Burgstein, um Wiedersberg und Schloß Burgk herum, und zu einem großen Teil der Zeichnungen haben die alten Krebeser Fichten, die mir durchs Fenster schauten, die mosigen Häupter geschüttelt. Die Landschaftsmotive sind trotz der Idealisierung, welche ich der zugrunde liegenden Naturskizze angedeihen lassen mußte, doch wenigstens einigermaßen zu erkennen." Oder: „Hier in meinem vogtländischen Fichtenwald bin ich wahr und wirklich derhamm, ich sowohl wie mein bißchen Kunst."

Bei Menschen, die so mit ihrem Boden verwurzeln, prägt sich der Seeleninhalt „Heimat" besonders tief. Der Vogtländer bekommt in der Fremde „die Heimweh". Er spricht nicht mundartlich „'s Hamwehding" (wie Bauchwehding), sondern hd. „die Heimweh". Für dieses feierliche Wort braucht er die „feine" Sprache. Die Heimat hält ihn. Er bleibt in seinem Orte, fährt lieber als Arbeiter den weiten Weg zur Stadt. Im Erbbuch von Vogtsberg werden beispielsweise 1542 im oberen Vogtlande Meinel, Glaß, Gläsel erwähnt. Noch heute sitzen in Klingenthal und seiner nächsten Umgebung 300 Meinel und 200 Glaß, Gläsel. Im mittleren und nördlichen Vogtland fehlen diese Namen fast vollständig. Dort wohnen schon seit Jahrhunderten die Zimmermann, Petzold, Gansmüller, Falk, Walz und viele andere, die alle auf kleine Bezirke verteilt sind. Dabei sind zwei Wanderzüge festzustellen. Das obere Vogtland neigt über Schöneck, Grünbach hinweg zum Göltzschtal, nicht, wie der Elsterlauf vermuten ließe, nach Ölsnitz und Plauen. Der Obervogtländer zog den „böhmischen" Weg (noch heute im Volk bekannt) in die aufblühenden Industrieorte des Waldlandes an der Göltzsch. Der andere Wanderstrom trieb von Pausa über Elsterberg hinweg nach Netzschkau, Mylau und Reichenbach. Hier mögen alte Verbindungen aus der Slawenzeit, der Lauf des Steinermühlenbachs und seine Rolle in den ersten Jahrhunderten der Siedlerzeit, aber auch wesensverwandte Züge der thüringisch-fränkischen Mischbevölkerung entscheidend gewesen sein. Das Volk hat überhaupt ein sehr gutes Gedächtnis für solche alte Wege. Es geht nicht den neuen, breiten, bequemen, oft sogar kürzeren Weg, sondern bleibt bei seinem alten (Essigsteig, Reitsteig, Butterweg u. v. a).

Blieben aber so viele Träger gleichen Namens im Orte, so kamen bald „Spietznamen" auf. Ich erwähne verschiedene, die den Träger, aber auch den Vogtländer kennzeichnen: Ochs, Saft, Bär, Innuja (I nu ja), Moltke, Bismarck, Fürst, Saufaus, Bulle, Windbruch (Ausgewachsener!), Frack, Husar, Guß (Gußlandser = Trainsoldat), Dachhos, Jesus, Stopfnadel, Schmierkung. Die meisten entsprangen einer feinen Beobachtung innerhalb der Gemeinschaft. Hinter ihnen steckt aber auch viel listige Verschlagenheit und die Lust „aufzuziehen." „Es wird nagestierlt, bis er explodiert."

Digitized by Google

Man zieht aber nicht nur einzelne, sondern auch ganze Orte auf. Die in der Talenge, in der Mulde, auf der Höhe zwischen den Waldstücken zusammengepreßten „Nester" halten fest zusammen. Früher bekämpften sich die Jungen der Nachbarorte in blutigen Schlachten, oft griffen sogar Erwachsene ein. Weh dem Fremdling, der es wagte, eine Ortsschöne zum Tanze zu führen! Da gab's eine echtbayrische Rauferei. Gar mancher alte Vogtländer saß wegen dieses Deliktes hinter schwedischen Gardinen, ohne deshalb geächtet zu werden. Rauferei und Wildern und die entsprechenden Strafen galten nicht als entehrend. Sonst aber hänselte man sich aus der Ferne. Der „Plauische Wind", der „Sperk aus Ölsnitz", der „Erdachsenschmierer aus Pausa", der „Elefantenbrüter aus Hauptmannsgrün" kannten und höhnten sich. Dieses „Aufziehen" gelang sogar mit musikalischer Begleitung auf dem Tanzboden, wo sich die junge Mannschaft in Ausnahmefällen (Stiftungsfeste) traf. Ich führe einige Spottlieder an:

„Netzschke, Myle, Allsterbarg, sei drei klaane Naster,
Graz, des is de Residenz, Liebe is de Schwaster." —
„Waßte denn wu Naila liegt?
Naila liegt im Grund, und war ä Nailer Madel nimmt,
dar is ä dummer Hund." —
„De Lauterbächer Madle, die Preißelsbeersäck,
die korzbumbling Luder, die möng mor gar net."

Hebt sich der Vogtländer so bewußt vom Nachbarort ab, so steht er im Heimatort zusammen. Infolge der in der Bodenform begründeten Ortsanlage ist fast jeder Ort mittelpunktsbezogen. Der Mittelpunkt kann der Dorfanger, der Markt, die Kirche, die Schule oder eine Kneipe sein. Hier feiert der Vogtländer seine Feste (Ostern, Pfingsten, Walpurgis, Johannistag, Erntefest, Kirmes, Weihnachten, Fastnacht). Wenn man dem Obersachsen nachsagt, daß er wenig Sinn für gemeinsame Feste des Jahresablaufs habe, so bildet hier der Vogtländer eine Ausnahme. Er muß sie gemeinsam feiern, da sein Ortsaufbau ihn dazu zwingt.

Das hindert ihn nicht, trotzdem auch ein starker Eigenmensch zu sein. In seiner Starrköpfigkeit liegt der Anlaß zum Trennenden. Oft sondern sich Ortsteile aus. (Die Finkenburg, die Siebenhitz, die Türkei, Sibirien, der Oberwinkel u. a.) Oft platzt auch ein Querkopf in die Geselligkeit und spaltet. Das Vogtland wurde so bis zum Jahre 1933 das Gebiet starker Vereinsmeierei. Selbst der kleinste Ort hatte seine 3—10 Vereine, größere entsprechend mehr. Eigenartige Vereine zählte Markneukirchen auf: Valencia, Alliance, Lohengrin, Fidelitas, oder Pausa: Famoso, Rauchklub Einigkeit, Gesellschaft Eutonia, oder Erlbach: Klub Lustige 15, Allotria, Frohsinn, Waldluft. Die Politik der Weimarer Systemzeit sprengte die Ortsgemeinschaft noch mehr. Alle Spaltungen, ja Todfeindschaften, konnten aber nicht verhindern, daß man sich trotzdem in der Wohngemeinschaft traf bei Bockbierfesten, zum Kirmestanz, zur Christmette, beim Heimatfest oder einem anderen Jahresfeste.

Digitized by Google

Zum Schluß gestatte ich mir noch einige Bemerkungen über den größeren Raum, zunächst über den Vogtländer in seinem Vogtland. Wer fühlt sich überhaupt als Vogtländer? Hier weichen die Ergebnisse des Volkskundlers von denen des Historikers ab. Historisch gehörten zum alten Vogtland außer dem heutigen die Gebiete um Asch, Hof, Schleiz, Greiz und Gera. Die Verbindungen mit ihnen sind im Volksbewußtsein mit Ausnahme von Greiz und Schleiz gesprengt. Die Egerländer trennte der Glaube und das „andere" Reich. Wohl gab es regen Austausch über die Grenze, es lassen sich sogar volkstümliche Einflüsse des Egerländers im südlichen Vogtlande feststellen (Hausbau, Volkskunst, Volksglaube mit katholischer Haltung). Trotzdem tastete man sich als fremd beim Zusammentreffen ab. Die starke religiöse Scheidewand ist heute durch gemeinsame Volksnot diesseits und jenseits der Grenze im gleichen Blutsbewußtsein gefallen, eine harte machtpolitische erstand dafür.

Der Hofer Vogtländer hat heimgefunden im großen Frankenland. Wohl führen Bahnen und Straßen über den westvogtländischen Höhenrücken, sie weisen aber ebensogut ins artgleiche Volkstum vom Main- und Nabtal. Und diese Gebiete liegen seelisch näher.

Im Hügelland um Schleiz schwimmt die Volkstums- wie die Sprachgrenze. Greiz wird heute noch ins Vogtland eingeschlossen. Hier im Norden trennt das große Waldgebiet von Pöllwitz bis Werdau thüringisches Volkstum ab.

Im Osten verläuft die Grenze im Volksbewußtsein ungefähr 10 km östlich der Göltzsch. Der Neumärker weiß nicht, ist er noch Vogtländer oder ist er's nicht, und das Volk sagt: „Hinter Reingbach get Sachsen ah." Der Schönheider fühlt sich ganz als Erzgebirgler. So trifft die heutige Volkstumsgrenze mit der umfassenden der 3 vogtländischen Amtshauptmannschaften von Plauen, Ölsnitz und Auerbach fast zusammen. Sie schließt nur das thüringische Gebiet südlich des Pöllwitzer und Werdauer Waldes mit ein. Auch diese Grenzen sind vorwiegend bodenbedingt. Ein historischer Einfluß als weitere gestaltende Kraft kann nicht geleugnet werden. Ihn nicht nur hier, sondern auf den verschiedenen Gebieten volkskundlicher Forschung zu verfolgen, wäre Aufgabe einer Sonderstudie.

Im Vogtland selbst heben sich größere Gebiete heraus. Das südliche Vogtland mit seinem bayrischen Volksschlag scheidet mit klaren Belegen aus. Das fränkische Vogtland spaltet sich auf in ein nördliches, östliches und mittleres Teilgebiet (s. Karte!). Das mittlere Teilgebiet umfaßt ungefähr den alten Dobnagau mit dem Plauener und Ölsnitzer Kessel und greift nach Westen bis zum Grenzhöhenrücken hinauf. Der nördliche Bezirk reicht als schmaler Streifen von Pausa bis Reichenbach. Im Norden begrenzen ihn die Wälder von Pöllwitz bis Reuth, im Süden das Waldgebiet nördlich der Trieb. Das Göltzschgebiet prägt als drittes den Ostvogtländer. Alle drei Räume gestalten ihre Volksschlagsgruppe. Ich habe des öfteren darauf verwiesen, besonders bei der Stammeszugehörigkeit und bei der Behandlung des Glaubensgutes. Jedes Gebiet hat seine eigne Satzmelodie, und jede Volksschlagsgruppe behauptet von der andern, daß sie singt. Auch in der Wortformung unterscheiden sie sich:

Digitized by Google

Plauen:	Nebel	Kees	Zuotlbeer	Dreek	Bärscht
Falkenstein:	Nöebel	Kaos	Zuutlbeör	Dreck	Börscht
Netzschkau:	Nabel	Kaas	Zutlbaar	Drack	Birscht.

Ich möchte darum entsprechend meiner Einteilung in Volksschlagsgruppen nicht von einer Kernmundart des Vogtländers, sondern von drei fränkischen Mundartgruppen, im Gegensatz zu Gerbeth und Trögel, sprechen. Eine weitere Verfolgung dieser Feststellung — auch für unsere Volksforschungsarbeit im NSLB — sei empfohlen. Auf Grund meiner umfangreichen volkskundlichen Studien mußte ich zwangsläufig zu dem Ergebnis kommen. Damit schließe ich meine Abhandlung.

Ich bin mir bewußt, daß zur Wesensformung eines Volksschlages noch andere Kräfte und Einflüsse als die des Blutes und des Bodens gehören (geschichtliche, wirtschaftliche, soziale, kulturelle u. a.). Daß aber Blut und Boden wesentlich zur Formung beitragen, darf auf Grund meiner vogtländischen Ergebnisse behauptet werden. Wenn ich noch nicht überall vollkommene Beweiskraft erreichte, so werde ich durch meine Arbeit immer mehr auf diese Gebiete gedrängt und damit gewinne ich zugleich das beglückende Bewußtsein, mit Erfolg ödem Prinzipienstreit und einer Aursammelei zu entrinnen. In seiner großen intuitiven Schau von Blut und Boden wirft uns Volkskundlern der Nationalsozialismus Aufgaben zu, die wir angreifen müssen, denn wir sind die, die vieles zur Begründung und Vertiefung beitragen können.

St. Gehilfenkapellen im Vogtland

Von Ernst Pietsch, Plauen

Mit 2 Abbildungen im Text

In ihrem umfassenden Werk „Sankt Kümmernis und Volto Santo" haben Schnürer und Ritz[1]) die Entstehung und Entwicklung des Kümmernis-kultes und seine Beziehungen zum Kult des Volto Santo klargelegt.

Seit Jahrhunderten wird in Lucca in Italien unter dem Namen des Vultus Sanctus — Volto Santo — ein altertümliches Schnitzbild des bekleideten Kruzifixus verehrt, das sich seit dem 8. Jahrhundert dort befindet. Der Kult des Volto Santo breitete sich über die Nachbarländer aus, Ende des 11. Jahrhunderts ist er bereits in England bekannt. Von den Wundern, die vom Volto Santo erzählt werden, ist keins so bekannt geworden wie die Geschichte von dem wallfahrenden Spielmann, der vor dem Bild des Volto Santo in Lucca so schön geigte, daß ihm dieses den kostbaren Schuh seines rechten Fußes gab. Nicht alle bekleideten Kruzifixusdarstellungen aus romanischer Zeit in Deutschland sind Nachbildungen des Volto Santo, aber viele gehen auf ihn zurück.

[1]) Gustav Schnürer und Joseph M. Ritz, Sankt Kümmernis und Volto Santo, Forschungen zur Volkskunde, herausgeg. von Georg Schreiber, Heft 13—15, Düsseldorf, Druck und Verlag von L. Schwann, 1934, 341 S.

Digitized by Google

Für den bekleideten, gekrönten Kruzifixus finden wir häufig die Bezeichnung „Salvator". Der große, bekleidete und gekrönte Kruzifixus in Amiens heißt Saint Sauve. Auf dem bekannten Saalfelder Relief, das an der ehemaligen Kapelle zu St. Gehilfen auf der Saalebrücke angebracht war und den Volto Santo mit dem Spielmann darstellt, steht eingemeißelt: Salvator mundi M 516 (= 1516).

Der Salvator in dieser Gestalt wurde in Deutschland auch St. Gehilfe, Heiliger Gehilfe, Göttliche Hilfe genannt. Man vergaß dabei, daß in dieser Figur der Salvator, der Erlöser, dargestellt ist, weil eine Zeit, die den gekreuzigten Heiland nur mit dem Lendentuch bekleidet kannte, sich in einem voll bekleideten Kruzifixus nicht mehr Christus vorstellen konnte. Man erblickte so vielfach in einer solchen Figur die Darstellung eines gekreuzigten Märtyrers, des heiligen Helfers, schließlich sogar eine weibliche Heilige, die eine Königstochter sein mußte und durch ein Wunder einen Bart erhalten hatte.

Abb. 1. Das St. Gehilfenbild in Saalfeld.
(Phot. Knauf u. Pratsch, Saalfeld.)

In der jetzt holländischen Stadt Steenbergen kam zu Beginn des 15. Jahrhunderts im Anschluß an ein altes Bild, das höchstwahrscheinlich eine bekleidete, bärtige, gekrönte Person am Kreuze darstellte und ein altertümliches Heilandsbild war, die Legende von der gekreuzigten, bärtigen Königstochter auf, die ursprünglich namenlos war, aber bald als die Entkümmerin, die heilige Kümmernis oder Wilgefortis (aus virgo fortis = starke Jungfrau) und noch unter anderen Namen[1]) verehrt wurde. Auf sie ging auch das Spielmannswunder mit über, und viele Nachbildungen des Volto Santo oder andere altertümliche Darstellungen des bekleideten Kruzifixus in Deutschland und in benachbarten Ländern, die nicht mehr verstanden wurden, wurden nun als Bilder der heiligen Kümmernis aufgefaßt. Das Bild von Lucca erfuhr so nördlich der Alpen eine Umdeutung. Mehr und mehr sah man hier in ihm eine Darstellung des Martyriums der heiligen Kümmernis oder, wie sie auch genannt wurde, der heiligen Wilgefortis. Ein Holzschnitt des Hans Burgkmaier aus der Zeit um 1507 zeigt das „Bildnus zu Luca" mit dem vor ihm knienden Geiger, dem der eine Schuh des Volto Santo zufällt. Diese bildliche Darstellung ist von einem gedruckten Text umrahmt, der zur Erläuterung des Bildes unter der Überschrift „Sant Kümmernis" die Legende von der heiligen Kümmernis erzählt. Der einst auch in Deutschland weitverbreitete Volto Santo-Kult wurde fast restlos vom Kümmeriskult aufgesogen. Nur in Bamberg gelang es, dem Bild von der „Göttlichen Hilfe", das sich seit 1806 in der Pfarrkirche St. Gangolph zu Bamberg be-

[1]) Commere, Kumeria, Deliberatrix (Befreierin), Reginflegis, St. Gwer, Liberata, Paula barbata.

Digitized by Google

findet, dauernd die einzig richtige Verehrung als Christusbild zu sichern und bis auf den heutigen Tag zu erhalten.

Der Kümmerniskult ist zum ersten Male für das Jahr 1419 zu belegen. Vor dem 15. Jahrhundert findet sich keine Spur von der Kümmernislegende. Die „capelle Sente Gehülfin uf der brucken vor Salvelt" begegnet uns unter dieser Benennung urkundlich bereits 1383. In einer Urkunde vom 8. Juni 1379 wird sie als „in honorem Sancti Salvatoris et b. Katharinae" bezeichnet, woraus hervorgeht, daß Sanctus Salvator und der heilige Gehülfe als dasselbe aufzufassen sind. Im 17. Jahrhundert ist auf das Saalfelder Salvatorrelief trotz der eindeutigen Inschrift „Salvator mundi" die katholische Kümmernislegende in einer etwas abgeänderten, den örtlichen Verhältnissen angepaßten Form übertragen worden, um dann in der folgenden Zeit zur Erklärung des merkwürdigen Steinbildes immer wieder etwas abgewandelt zu werden.

Schnürer und Ritz haben nun auch die geographische Verbreitung des Volto Santo- wie des Kümmerniskultes verfolgt und ein besonderes Kapitel ihres Buches den bekleideten Salvator- oder Gehilfenbildern gewidmet. Sie führen in diesem die ihnen bekannt gewordenen Gehilfenbilder oder Gehilfenkultstätten an, gleich ob sie noch bestehen oder nicht. Wir nennen hier die, die für Thüringen und Sachsen festgestellt werden konnten.

Von der St. Gehilfenkapelle auf der Saalfelder Saalebrücke und ihrem Salvatorrelief von 1516 war bereits die Rede. Die Kapelle steht heute nicht mehr, ihre letzten Reste sind im 19. Jahrhundert abgebrochen worden. Das Salvatorrelief oder, wie es heute noch in Saalfeld heißt, das St. Gehilfenbild, wurde über dem Turmportal der St. Johanniskirche eingemauert und blieb dadurch bis auf den heutigen Tag erhalten. Es ist ein altes Wahrzeichen der Stadt, von dem bereits Praetorius 1667 sagt, daß nur der „Handwerker" von sich behaupten kann, in Saalfeld gewesen zu sein, der dieses „Kennmerk der Stadt" mit seinen Augen betrachtet hat.

Ein Salvatorbild gab es auch in der Dominikanerkirche zu Mühlhausen in Thüringen. Es ist im Jahre 1524 der von Thomas Münzer veranlaßten Bilderstürmerei mit zum Opfer gefallen. Das Chronicon Mulhusinum antiquissimum berichtet: „Bald hernach unterstanden sich etliche Bürger als Hans Kula, Volkmar Müller, Eckhard Koller und Barthel Götze und brachen die Prediger Kirchen bei der Nacht auf, warffen den Gehülfen bei der Orgel hernieder und zerschlugen etliche Bilder. Des wichen sie des morgens undt schrieben an den Rath und die acht Mann, das sie solches aus christlichem Eyfer gethan und nicht, Aufruhr zu erregen, denn es wäre ein Abgott gewesen." Der „Gehülfe bei der Orgel" war ein St. Gehilfen-, ein Salvatorbild.

Eine St. Gehilfendarstellung befindet sich auch noch auf einer 1520 gegossenen Glocke in Kranichfeld. Das eine der vier Reliefs, die diese Glocke schmücken, zeigt den bekleideten, gekreuzigten, gekrönten Christus, der nur am linken Fuß einen Schuh trägt. Über dem Kreuz ist „inri" zu lesen. Wir haben also eine Darstellung des gekreuzigten Christus nach Art des Volto Santo vor uns. Ein ähnliches Relief mit dem bekleideten, gekreuzigten Christus weist auch die Silberglocke zu Pößneck auf. Sie stammt noch aus dem 14. Jahrhundert

Digitized by Google

und ist wahrscheinlich von dem 1352 verstorbenen Grafen Günther von Schwarzburg gestiftet worden. Ein Graf Günther von Schwarzburg, wohl dessen Sohn, erscheint 1379 als Stifter für die Saalfelder St. Gehilfenkapelle. Für Sachsen kennen Schnürer und Ritz nur die St. Gehilfenkapelle bei Treuen im Vogtland, auf die zuerst Otto Clemen 1905 aufmerksam gemacht hat[1]). In den Protokollen der zweiten Kirchenvisitation zu Zwickau vom 10. bis 28. November 1533 wird von einer „Sant Gehulfen capeln" bei Treuen im Vogtland gesprochen. Wie das Protokoll vom 12. November meldet, soll Eberhard von Feilitzsch (auf Treuen) für die Bretter von der Kirchentüre „der capellen zu Sant Gehulfen" an das Gotteshaus zu Treuen vier Groschen bezahlen, die „Sant Gehulfen capeln" selbst aber zu einem Spital umgebaut werden[2]).

Damit war die erste Spur dieses Kultes im Gebiet des heutigen Freistaates Sachsen aufgedeckt. Wir können die Ausführungen von Clemen noch dahin ergänzen, daß bis auf den heutigen Tag die bei der Treuener Gasanstalt außerhalb der eigentlichen Stadt rechts und links der Altmannsgrüner Straße gelegene kleine Gruppe älterer Häuser im Volksmund „Hilferskirche" genannt wird. Der Oberreitische Atlas (1819—60) kennt für sie die Bezeichnung „St. Hilberskirche". Dort also stand die Treuener St. Gehilfenkapelle und zwar nach heutiger Lagebestimmung: zwischen dem Gasometer und der Altmannsgrüner Straße[3]).

Weitere St. Gehilfenkapellen und St. Gehilfenbilder führen Schnürer und Ritz für Thüringen und Sachsen nicht an[4]). Es können aber für das Gebiet des Vogtlandes noch einige St. Gehilfenkapellen genannt werden, die bis jetzt unbekannt gewesen oder als solche noch nicht erkannt worden sind und die beweisen, welcher Beliebtheit sich gerade hier der St. Gehilfenkult erfreut hat.

So gab es eine St. Gehilfenkapelle auch im ehemaligen Dominikanerkloster zu Plauen im Vogtland.

Am 20. August 1534 berichten die verordneten Vorsteher des Gemeinen Kastens zu Plauen an Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen folgendes[5]):

> „... also wollen wir E. Churf. Gn. in unterdenigkeitt unangezeigtt nicht lassenn, das ettwo die erbare fraw Katharina von Hermanßgrün seliger tausent guelden zu einer ewigen meß ins closter alhie zu Plauen in S. Ge-

[1]) Clemen, „Sant gehulfen capeln" bei Treuen, Beiträge zur Sächsischen Kirchengeschichte, Bd. 18 (1905), S. 120.

[2]) Fabian, Die Protokolle der zweiten Kirchenvisitation zu Zwickau, Crimmitschau, Werdau und Schneeberg 1533 und 1534, Mitt. des Altertumsvereins für Zwickau und Umgegend, Heft VII (1902), S. 50 und 51.

[3]) Naumann, Blicke in Treuens Vergangenheit (1877), S. 44ff.; Bohnstedt, Geschichtliches der Stadt Treuen i. V. (1892), S. 10; Neue Sächs. Kirchengalerie: Ephorie Auerbach, S. 103. Für diese Hinweise bin ich der Direktion des Hauptstaatsarchivs zu Dresden zu Danke verpflichtet. Vgl. auch Benedict, Die Ortsnamen des sächsischen Vogtlandes, Mitt. d. Altertumsvereins zu Plauen, 14. Jahresschrift, S. 102.

[4]) Ein auf dem Gute Doberschütz bei Bautzen befindliches Bild stellt die hlg. Kümmernis dar und entstammt späterer Zeit. Der Kult der hlg. Kümmernis wurde 1684 in Prag (Kreuzgang bei Loreto) eingeführt. Von hier aus drang er nach Nordböhmen und auch in die katholischen Gebiete der Oberlausitz vor (Schnürer und Ritz, S. 303—306).

[5]) Staatsarchiv Weimar, Reg. Aaa, Nr. 367.

Digitized by Google

huelffs cappelnn gestiefft, davon jerlich funffzigk gulden zins den monichen von den besitzern dorvon lauts einer vorschreibung, die ettwo die monichenn ingehaptt (aber niemandt weis durch wen verloren oder entwendet), gereicht wordenn; wie den auch dem gestrengen ernnhaften hernn Moritz von Feilitzsch, ritter zu Drewen, solche 1000 guelden an der betzalung seint von den Hermansgrunern in kauffung des guts Dreuen inne gelassen unnd mit denn zinssen und hauptsuma an das closter geweist, welche zins er ettliche jhar von sich gegebenn, als wie aber bericht, nhun keine reichen wille."

Das Dominikanerkloster zu Plauen ist am 2. Mai 1525 von den Bürgern der Stadt erstürmt, geplündert und teilweise zerstört worden[1]). Ein Bericht des Rates zu Plauen, der höchstwahrscheinlich aus dem Jahre 1532 stammt und über den ehemaligen Besitz des Plauener Dominikanerklosters Aufschluß gibt, führt an, daß „Cuntz von Hermansgruns weib selige, Mertten Roemers ettwa ambtmans zue Zwicka nachgelassene witwe, tausentt gulden hauptsuma, welche her Moritz von Feilitzsch, ritter uff Drewen, jerlich mit funffzigk gulden zu vorzinßen innen hatt, anhero gen Plawen ins closter testirt und geben, auch die zcinß ein zeitt langk davon gefallen, wie lange sie aber hintterplieben, tregt der radtt kein wissen"[2]).

Katharina von Hermannsgrün war in erster Ehe mit dem reichen, 1483 verstorbenen Zwickauer Amtmann Martin Römer, in zweiter Ehe seit 1484 mit Kunz von Hermannsgrün auf Auerbach und Treuen verheiratet und starb im Jahre 1516[3]). Die St. Gehilfenkapelle des Plauener Dominikanerklosters hat also bereits vor 1516 bestanden. Unter dem 5. März 1510 kaufte Jobst von Feilitzsch für 3000 Gulden von den Erben des verstorbenen Kunz von Hermannsgrün Schloß Treuen mit Zubehör. Jobst von Feilitzsch starb 1511 und vererbte Treuen auf seine vier Söhne Moritz, Heinz, Urban und Eberhardt[4]). Da es bei Treuen eine St. Gehilfenkapelle gab, ist es vielleicht kein Zufall, daß Katharina von Hermannsgrün auf Treuen die 1000 Gulden gerade der St. Gehilfenkapelle des Plauener Klosters gestiftet hat.

Die Plauener und die Treuener St. Gehilfenkapellen waren aber nicht die einzigen Gehilfenkapellen des Vogtlandes. So läßt sich für das Gebiet des heute bayrischen Vogtlandes eine St. Gehilfenkapelle zu Hof nachweisen. Enoch Widmann schreibt in seiner 1592 vollendeten Chronik der Stadt Hof[5]):

---

[1]) Vgl. hierzu Hilpert, die Säkularisation des Dominikanerklosters zu Plauen in Mitt. d. Altertumsvereins zu Plauen, 23. Jahresschrift, S. 1ff., und Pietsch, Zur Geschichte der Bauernunruhen des Jahres 1525 im sächsischen Vogtland, Mitt. d. V. f. vogtl. Geschichte, 34. Jahresschrift, S. 44, ebenso Vogtl. Jahrbuch, 3. Jahrg. (1925), S. 62. — Beim Wiederaufbau Plauens nach dem großen Stadtbrand von 1844 sind die letzten baulichen Reste des Klosters beseitigt worden.

[2]) v. Raab, Der Besitz des Klosters zu Plauen, Mitt. d. A. V. zu Plauen, 16. Jahresschrift, S. 35.

[3]) Herzog, Chronik der Kreisstadt Zwickau, II (1845), S. 142—144; vgl. auch v. Raab, Regesten zur Orts- und Familiengeschichte des Vogtlandes, Bd. 2.

[4]) Bohnstedt, S. 7 und 16—17.

[5]) Meyer, Quellen zur Geschichte der Stadt Hof (1894), S. 13 und 150.

Digitized by Google

„Ferner haben unsere lieben voreltern das kirchlein zu S. Gehülfen oder divi Gangolphi martyris unter S. Lorenzen, stracks an die öber steinerne bruck, da itzt Georg Büdner, seilers, scheun stehet, uferbauet und wie andere kirchen mehr zu gewiesen zeiten mit meßhalten versehen lassen. Die jahrzaal und zu welcher zeit es geschehen, ist auch unwissent. Endlich ward dieses kirchlein, weil es nichts sonderlichs mehr nutz sein möchte und die abgöttischen meßen gefallen, umb das jahr Christi 1540 verkaufet und zu einer scheun, die da noch stehet, gemachet ...

Anno 1538 ... Nicht lang darnach[1]) ist auch das kirchlein zu S. Gehülfen oder divi Gangolphi an der obern steinern bruck, weil man kein meß mehr darinnen hilte und die wallfahrt zu demselben (wie dann auch zu S. Sigmund) gefallen war, dem alten Hansen Gröen, holtz und getreid darein zu legen, verkaufet worden. Als er aber den kauf nicht halten wollen, weil man die glocken und bilder daraus name, hat es hernach Wolf Oberlender, ein burger allhie, kaufet und zu einer scheun gebraucht, doch also daß das schiferdach wie vorhin, auch die porkirchen[2]) umbgerissen blibe. Dieser verkaufte es weiter Georg Buttners, des seilers, vatern, 1547 den halben theil und dann anno 1548 den übrigen halben theil. Und stund also das alte kirchlein bis uf das 1553. jahr, da es im krig auch zu schanden gemachet[3]) und hernach ferner zu einer scheun wider gebawet worden ist, wie noch vor augen. Es stunden vor alters umb dieses kirchlein eilf weidenbaum, welche das warzeichen geachtet wurden bei denen, die einen (der sich von Hof nenete oder fürgebe, er were allhie gewesen) fragten, ob er auch wuste, wo die eilf weiden stünden."

Wann die Hofer St. Gehilfenkapelle erbaut worden ist, kann Widmann nicht sagen. Nach dem Landbuch von Hof vom Jahre 1502 besitzt 1502 Hans Tech „bei Sant Gehilf" ein Haus mit Hofreite (= Hofraum) und Garten[4]). Zur Zeit Enoch Widmanns[5]) diente die Kapelle als Scheune. Sie blieb auch in den nachfolgenden Jahrhunderten Scheune, bis sie 1815 abbrannte und dann vollends abgetragen wurde[6]). Die Kapelle stand — von elf Weiden umgeben — außerhalb der Stadtmauer bei der oberen steinernen Saalebrücke „auf dem freien Platz vor der Benkerts-Scheune, zwischen dem Rinnlein-Bache und dem Wege nach der Alsenberger Mühle"[7]), also links der Saale dort, wo die heutige Adolf-Hitler-Straße und der Sofienberg in die Pfarr einmünden[8]). Die elf Weidenbäume, die jetzt nicht mehr vorhanden sind, galten

[1]) D. h.: nicht lang nach dem Abbruch der St. Sigmundkapelle im Jahre 1538, von dem unmittelbar vorher gesprochen wird.

[2]) Empore.

[3]) Belagerung der Stadt Hof durch Burggraf Heinrich IV. von Plauen im Jahre 1553.

[4]) Meyer, Quellen z. Gesch. d. Stadt Hof, Neue Folge (1896), S. 118.

[5]) Enoch Widmann, geboren am 21. Dezember 1551 zu Hof, studierte Theologie, wurde am Hofer Gymnasium 1581 Kantor, 1582 dritter, 1591 zweiter Lehrer, 1596 Rektor und starb in Hof am 17. Dezember 1615.

[6]) Dietsch, Die christlichen Weiheстätten in und bei der Stadt Hof (1856), S. 126.

[7]) Dietsch, S. 126.

[8]) Stadtbaurat Rudorf (Hof) und Dipl.-Ing. Alexander Allwang bin ich für ihre Mitteilungen über die ehemalige Lage der 1909 abgebrochenen Benkerts-Scheune zu besonderem Danke verpflichtet.

Digitized by Google

als Wahrzeichen der Stadt Hof. So war auch hier das volkstümliche Wahrzeichen der Stadt ähnlich wie in Saalfeld mit der St. Gehilfenkapelle verknüpft. Enoch Widmann (1592) kennt für die Kapelle die Bezeichnung „zu St. Gehilfen oder St. Gangolph", Dietsch (1856) bezeichnet sie als die Kapelle zu St. Wolfgang oder zu St. Gehülfen und leitet die Benennung „zu St. Wolfgang" von der Ähnlichkeit des Namens Wolfgang mit Gangolph — Umstellung der Silben — ab. Die Benennung „zu St. Wolfgang", die Widmann durchaus unbekannt ist, entstammt zweifellos erst jüngerer Zeit und kann sehr wohl auf einer Verwechselung des Heiligennamens Gangolph mit Wolfgang beruhen. Hof ist seit 1529 protestantisch. Dem Protestanten waren in späteren Jahrhunderten die alten katholischen Heiligen nur noch Namen. Wie Widmann dazu kommt, von dem Kirchlein „zu St. Gehülfen oder St. Gangolph" zu sprechen, konnte nicht ermittelt werden[1]).

Abb. 2. Ehem. St. Gehilfenkapelle zu Schleiz (seit rund 1700 „St. Wolfgangskapelle" benannt).
(Phot. W. Reitzenstein, Schleiz.)

Eine weitere Stätte des St. Gehilfenkultes im Vogtland läßt sich für Schleiz in Thüringen nachweisen. Zwischen Schleiz und der Bergkirche, also außerhalb der eigentlichen Stadt, steht dort, wo die alte, von Schleiz nach Pößneck führende Straße die Wisenta überschreitet, eine kleine Kapelle, die sog. St. Wolfgangskapelle. Sie läßt sich für die mittelalterliche Zeit zwar urkundlich nicht belegen, nach Lehfeldt gehen ihre ältesten Bauteile aber auf das Ende des 15. Jahrhunderts zurück. Im Schleizer Kirchenbuch (Sterberegister) heißt die Kapelle noch 1684 das „Gehülf", und das Flurstück, auf dem sie steht, trägt heute noch den Namen „am Gehilf". Die Benennung „Wolfgangskapelle" stammt erst aus jüngerer Zeit. Im Jahre 1688 ließ der Schleizer Superintendent Johann Gabriel Hartung († 1701), der für kirchliche Altertümer stark interessiert war, die verwahrloste Kapelle wieder erneuern und dabei mit altertümelnden Inschriften und Bildwerken ausschmücken, so unter anderem auch mit den steinernen Standbildern des St. Wolfgang, St. Stephan und St. Lorenz, die trotz aller Anklänge an spätgotische Vorbilder deutlich als Arbeiten des 17. Jahrhunderts zu erkennen sind[2]). Der

[1]) Das in der St. Gangolphskirche zu Bamberg jetzt befindliche St. Gehilfenkruzifix ist erst 1806 nach der Aufhebung des Dominikanerinnenklosters zum Heiligen Grab aus diesem in die St. Gangolphskirche gebracht worden. Die Verbindung St. Gangolph-St. Gehilfen in dieser Kirche Bambergs, zu dessen Diözese Hof gehörte, ist also neueren Datums und kann mit der Hofer St. Gehilfenkapelle nicht in Beziehung gebracht werden (Schnürer und Ritz, S. 91).
[2]) B. Schmidt, Geschichte der Stadt Schleiz, 2. Bd., S. 82; 3. Bd., S. 155; Lehfeldt, Bau- und Kunstdenkmäler Thüringens, XII, S. 77; Wanckel-Meyer, Die Bergkirche und St. Wolf-

Digitized by Google

Name „St. Wolfgang" für diese Kapelle taucht erst nach dieser Zeit auf. So führt der Stadtplan von Schleiz aus dem Jahre 1758, der älteste Schleizer Stadtplan, den wir kennen[1]), die Kapelle unter der Bezeichnung „St. Wolfgang" an. Für die Zeit vor 1688 ist diese Benennung völlig unbekannt[2]). Schmidt glaubt annehmen zu dürfen, daß „St. Wolfgang" als Name dieser Kapelle statt des früheren „St. Gehilf" sich erst nach der Hartungschen Restauration eingebürgert hat, weil man den alten Namen nicht mehr verstand und die von Hartung aufgestellte Figur St. Wolfgangs am Eingang der Kapelle besonders hervortritt. Für Schmidt ist St. Gehilf der alte Name der Kapelle, nur war ihm die wahre Bedeutung von St. Gehilf, das er ganz richtig dem lateinischen Sanctus Salvator gleichsetzt, noch unbekannt. Meyer spricht geradezu davon, daß Hartung selbst — auf Grund seiner gelehrten Studien — der Kapelle den Namen „St. Wolfgang" gegeben hat. Wie dem auch sei, das steht fest, daß der ursprüngliche Name der Kapelle „Gehülf" war. Wir haben also in dieser Kapelle eine alte St. Gehilfenkapelle vor uns, die nur später einen anderen Namen erhalten hat.

Wie in Hof stammt auch in Schleiz der Name „St. Wolfgangskapelle" für die ehemalige St. Gehilfenkapelle erst aus jüngerer Zeit. Es ist vielleicht nicht ohne Bedeutung, daß der alten Schleizer St. Gehilfenkapelle das Spital der Sondersiechen gegenüber lag. 1750 und 1820 fanden wiederum Ausbesserungsarbeiten an der Kapelle statt, die am Charakter der Kapelle selbst jedoch nichts geändert haben. 1911 wurde sie einer gründlichen Erneuerung unterzogen und in ihr ein kleines kirchliches Heimatmuseum eingerichtet, das bemerkenswerte Schnitzwerke aus der Zeit vor und nach 1500 enthält. Irgendwelche bildlichen Darstellungen, die auf den St. Gehilfenkult noch hindeuten könnten, sind jedoch weder in ihr noch an ihr mehr vorhanden. Wenn so die alte Schleizer St. Gehilfenkapelle auch ihren Namen gewechselt hat, so haben wir in ihr doch, wenn auch in etwas veränderter Gestalt, den einzigen erhaltenen Bau des St. Gehilfenkultes im Vogtland vor uns. Die St. Gehilfenkapelle zu Treuen lebt wenigstens im Namen eines Ortsteiles von Treuen fort, wenn auch baulich von ihr genau so wenig auf unsere Zeit gekommen ist wie von den St. Gehilfenkapellen zu Hof und Plauen, an die nur noch Aufzeichnungen in Akten und Chroniken erinnern.

Urkundliche Belege über vogtländisches Brauchtum zum menschlichen Lebenslauf

Von Alex Martens, Plauen

Das, was ich hier biete, ist nicht im entferntesten erschöpfend. Denn reich flossen die Quellen: Akten der Patrimonialgerichte zu Elsterberg, Coschütz, Thürnhof, Ruppertsgrün, Christgrün, Roßwitz, Kleingera, Liebau, Stadt-

gangskapelle zu Schleiz (1925), S. 67ff., und die Besprechung des zuletzt genannten Buches durch Ernst Pietsch im Vogtl. Jahrbuch, 4, S. 115.

[1]) B. Schmidt, Geschichte der Stadt Schleiz, 3. Bd., Tafel III.

[2]) Stadtarchivar Hänsel (Schleiz) hat mir dies auf Grund eingehender Nachforschungen bestätigt.

Digitized by Google

handelsbücher von Elsterberg, Plauen, Kirchenbücher von Elsterberg, Plauen, Fröbersgrün, Akten des Ephoralarchivs Plauen, alle möglichen Innungsbücher, die Jahresschriften des Vereins für vogtländische Geschichte und Altertumskunde in Plauen, Chroniken von Plauen, Hof, Öttersdorf bei Schleiz, der Vogtl. Anzeiger einschl. seiner Vorgänger, die Neue vogtl. Zeitung, der Plauener Sonntags-Anzeiger. — Den Laien möchte ich mit den paar Kleinigkeiten einen Blick tun lassen in die Seele unserer Väter, den Volkskundler aber anregen, aus ebensolchen Quellen zu schöpfen. Ich werde die Akten selbst sprechen lassen. Gar zu Umfängliches muß ich kürzen. Ich bitte, bei Anfragen das Rückporto nicht zu vergessen (Plauen, Dürerstr. 31).

Taufe. 1810 bittet der Schulmeistersubstitut Lohse in Limbach (der Vater des nachmaligen Musikdir. am Seminar Plauen) bei der Superintendentur, ihm zur Entschädigung für die Kindtaufsschmäuse zu verhelfen, zu denen ihn die Bauern nicht eingeladen hatten. Die Gemeinde aber behauptete, er habe kein Recht darauf, der Schulmeister werde zum Schmaus nur eingeladen, wenn er vorher zu Kindtaufe und Hochzeit bitten gegangen sei, und dieses Einladen könnten sie besorgen lassen, von wem sie wollten.

1717 schreibt der Elsterberger Pfarrer: „... hat aus vermeynter Freyheit als ein Soldatenweib viele Gevattern, mihr aber nur folgende drey angegeben".

1831 wollte ein Elsterberger Fleischer die ganze Innung als Gevattern nehmen. Es wurde ihm nicht erlaubt. Wir lesen darüber noch: „Es sind auch alle Mitmeister mit ihren Frauen mit zur Kirche gegangen und haben sich dann in der Wohnung Mstr. Schneiders ... zwei Tage lang erquickt, sind auch einig, zufrieden und vergnügt auseinander gegangen ... Zur Nachricht für unsere künftigen Mitmeister haben wir solches durch unsern Handwerksschreiber in unser Handwerksbuch einschreiben lassen."

Hochzeit. Unterm 14. März 1764 beschweren sich die Coschützer Untertanen. Sie schreiben u. a.: „Wann unsere Kinder Mannbahre Jahre erreichen und eins das andere aus seinen Diensten heyrathen will, so muß ihm ein iedes 12 Rtlr. geben (dem Rittmstr. von Bühnau), daß er sothann die Priesterliche Copulation zuläßt."

Bei einer Eheverlobung in Görschnitz hat 1797 „der Vormund der Schaubin und Gottfried Burkhardts Hände in einander gelegt und gefragt: Wenn ihr einander haben wollt, so sagt ja. Burkhardt hat seiner Verlobten sofort 2 alte Thaler, einen Ring und ein seidenes Tuch zum Mahlschatze gegeben." — Unterm 17. November 1684 lesen wir von Georg Schädlich aus Buchwald: „... da were dann in Schaups Hauße folgendes vorgegangen, Als Sch. die Eltern nochmals durch ihn, den Voigt, hätte ansprechen laßen, Da weren sie beede bey ihrer obigen Antwort verblieben, Hernacher Hette Sch. den Vater, der Mutter und der Braut den Handschlag geben, Darbey erwehnet, daß Künfftig. Simonis et Jud. rechte Verlöbniß, / wodurch Zwar nur ein Ehrenmahl zu verstehen gewesen / ausgerichtet werden sollte, 1 Thlr. hette er der Braut auch drauff geben."

Digitized by Google

1752 verpflichtet sich J. M. Köhler in Noßwitz als Käufer des väterlichen Gutes, jeder seiner beiden Schwestern zur Ausstattung zu geben: 1 Schlachtstück vor 7 Thlr., 1 Schwein vor 4 Thlr., 1 Schffl. Korn und 1 Schffl. Weitzen Greitzer Maaßes, 1 Tonne Bier, 6 Kannen Branndwein Greitzer Maaßes, 16 gl. zu Würtze, 1 Napf Salz, 2 Gänße, 4 Hühner, 3 kleine Kannen Fische, 3 Pfd. Pflaumen, 1 Schock Reibe- und 1 Schock Tisch Käße, 3 Kannen Butter und 3 Mandel Eyer. Zum Cammer Wagen zwey Betten von Zwillich, jedes von 10 Pfd. Federn, 2 Pfühle jeder von $1^1/_2$ Pfd. Federn, 4 Bettzügen davon die eine von guten blauen Damast, die andere von Stangen Leinwand und die zwey übrigen von grober Leinwand seyn müßen, dann 1 Pfühl und 2 Kißen von der Arth wie das Bette von Damast und 1 dgl. nebst 2 Kißen von Stangen Leinwand, 4 Bett Tücher — 1 klares und 3 grobe, 1 Tisch Tuch und 1 Tafel Tuch 8 Ellen lang von klarer Leinwand, 15 Gülden Kleider Geld, 1 Kuh neben des Käufers Kuh die beste, 1 doppelten Kleider Schranck, 1 Brod Schranck, 2 Laden — 1 große und 1 kleine, 1 Trag Scheffel, 2 Waßer Kannen, 1 Melck Gölte, 1 Butter Faß, 1 Flachs und 1 Woll Rad.

„1568 ist abgeschafft worden, ein Vhralter gebrauch bey unß (in Hof), da die Jungen gesellen vnd Bittknecht den dritten Hochzeittag Ihren Breutigamb zu Badt geführet, oder vff eine Stangen gefaßt, vnd mit Drummel vnd Pfeiffen zur Saal (Saale) getragen vnd alda wol eingesezet, Auch wol wintter Zeit in das gefrorene Wasser eine Wun gehawn, vnd den Bräuttigamb eingetaucht haben, der Ihnen dann etliche Creuzer hier verehren müßen, die wegen seiner denselben Abend vertrunken. Was etwan fürnehme Leut waren, die musten mit den Jungen gesellen zu einem Röhrkasten gehen, und das Haubt auß demselben Wasser waschen lassen, giengen die Bietgesellen nebenher, einer Trug ein Meßines Becken, der ander ein langes Handtuch damit der gebadete, abgetrucknet wardt, vnnd damalß fieng man an, den Jungen gesellen einen Thaler zu uerehren, zu einem gebratenen, Darauf folgete, Das man ihnen eine ganze malzeit denselben Abend hielte, wegen Ihrer Mühe vnd Arbeit, mit auffwarten Vnd ersuchung der Alten; wie es denn noch heutigs Tags also gehalten wirdt, vnd dürffen sich die Breuttigamb nicht mehr baden lassen."

Der Vogtl. Anzeiger meldet: „Langenbach am 17ten Februar 1790, Als wir heute nach alter bey uns hergebrachter Gewohnheit eine ländliche Hochzeit feyerten, und dabey, wie es immer noch gebräuchlich ist, aus Gewehren mancher Art schossen, um das neue Ehepaar dadurch zu beehren, hatte ein junger Bauer Bursche das Unglück, sich beym Laden des Gewehrs aus Unvorsichtigkeit mit dem Ladestock die ganze linke Hand zu zerschmettern, so daß dieselbe dadurch unbrauchbar geworden ist. Möchten doch daher bey dergl. Gelegenheiten ähnliche Ehrenbezeugungen untersagt werden, oder wenigstens nur geübtere Schützen diesem Amte vorstehen." — In Klingenthal wird 1840 der 18jährige Bruder des Bräutigams Glaß durch das losgehende Pistol seines Freundes so verletzt, daß er kurz darauf stirbt.

Tod und Begräbnis. 1792 geht der Schriftleiter des Plauener Intell.-Blattes mit einem Bauern auf ein Dorf zu. Es läutete zu einem Begräbnis, und als mitten hinein die Turmuhr zu schlagen anfing, seufzte der Landmann.

Digitized by Google

Deshalb befragt, sagte er: „Lieber Gott, weiß denn der Herr nicht, daß wenn die Uhr ins Lauten schlägt, bald wieder Eins im Orte sterben muß?“ Der Plauische suchte ihm seinen Aberglauben u. a. damit auszureden, daß ja jeder Glockenschlag an den Tod erinnern soll, weil wir wieder eine Stunde älter geworden seien, aber sonst habe Gott die Uhr, sie schlage, wenn sie wolle, zu keinem privilegierten Todesboten ausersehen.

1659 bestimmt der 15. Articul der Zeug-, Woll- und Leinweberinnung zu Plauen: „Stirbt ein Meister aus dieser Zunft oder eine Meisterin oder eines Meisters Wittibe, Kind, Gesell oder Lehrjung, so soll der jüngste Meister zu Grabe bitten, das Handwerk soll die Leiche tragen und aus jedes Meisters Hause entweder Mann oder Weib und alle die Gesellen derselben aus dem Trauerhause bis auf den Gottesacker folgen, bei Straf 3 Groschen in die Lade.“

„Den 18 Chausseewärtern, die meine verstorbene Tochter unterm 23. März 1840 zur ewigen Ruhestätte getragen haben, sage ich meinen herzlichen Dank.

Chauseehaus vor Plauen. Einbeck, Chausseegelder-Einnehmer.“

Kirchenbuch Elsterberg: „Gottlieb Mylius, textor, aus Frankenberg, so den 3. Aug. (1740) auf der Straße von Dobia nach Gabla todt gefunden worden, worauf er den 4. ejusdem auf Begehren der Lein- und Zeugmacher aus Graitz mit einer Leichenpredigt begraben worden. — 1792 G. Ch. Uhlemann, Baccalaureus Scholae, Kirchner und Chirurgus alh., welcher ... und nach eingeholter Cocession den 16. Decbr. gegen Abend in der Dämmerung in der Stille beygesetzt worden. — 1786 J. G. Rappsilber, gewesener churf. sächs. General-Land-Accis Einnehmer, wie auch Stadtrichter allh. Abends mit Laternen zu seiner Ruhestatt gebracht worden.“

Koll. Rudert (Plauen) teilt aus dem Rodauer Kirchenbuch mit: „Den 1. Martii (1673) Sonnabent vor Oculi hatt sich dieser Erbärmliche fall alhier zu Roda begeben. In deme sich Catharina uxor Jacob Wittigs Böttigers frühe umb 5 Uhr In Ihre stube erhencket, Und ob schon der Mann bald herzu Kommen, Sie doch schon Tod gewesen, Worauff sie bald nachmittag umb 4 Uhr von Scharffrichter zu Plauen abgeschnitten, Und hienauß geschleppet worden, Und begraben an der straße so von hier auff Koßka gehet. Gott behüte Unß ferner vor des Sathans wüten Und Toben Umb Christi willen Amen. — 1792 schenkt der Fürst von Schleiz den Kindern die Leiche ihres erhängten Vaters, „aber sie haben ihn den Scharfrichterknecht begraben laßen und er hat ihn Mit einen Schubkarren auf seine Reit gefahren und daselbst eingehackt.“ In Fröbersgrün gibt 1830 die Gemeinde weder Bahre noch Leichentuch her für einen, der sich in religiösem Wahn selbst entleibt hat. — 1844 will ein Treuischer bei Aufhebung und Transportierung einer erfrorenen Frau ins Hirtenhaus Oberlosa einige Gemeindemitglieder irreleiten, „wofür er hoffentlich die dem Aufwiegler gegen landesherrliche Befehle und obrigkeitl. Anordnungen gebührende Strafe erhalten wird“. — Im Hammerwerk Tannenbergsthal hatte sich 1790 eine geisteskranke Frau in einem Teiche ertränkt. „Kein Einwohner dieses Ortes, auch nicht einmal der Mann dieser Unglücklichen, wollte sich durch Berühren ihres Leichnams entweihen! So ließen sie dieselbige zwei Tage im Wasser liegen,

Digitized by Google

bis es endlich dem Pastor Ackermann gemeldet wurde. Aber auch dessen Vorstellungen waren bey diesen Abergläubischen fruchtlos. Vielleicht hat sein gutes Beyspiel noch am meisten sie zu belehren gewirkt; denn er ließ diesen Leichnam durch seine Leute, auf seinem Wagen und unter seiner Aufsicht und Begleitung auf den Gottesacker bringen, und bat sie, die diesen Umstand betreffende Predigt aus den Röllerschen Dorfpredigten zu lesen, wovon er ihnen Exemplare in die Hände brachte."

Bürgermeisterrechnung, Ratswahl, Ratspredigt und Übergabe

im Bergstädtlein Falkenstein i. V. bis zur Einführung der Städteordnung am 1. Januar 1833, zugleich ein Stück Kulturgeschichte und Volkskunde.

Von Fritz Groh, Falkenstein i. V.

Im Januar 1833 tritt in Falkenstein die Städteordnung in Kraft. Damit ändert sich in diesem Städtchen außerordentlich viel. Das freie Bergstädtlein war ausgestattet mit Vorrechten, die der Landesherr nur ganz selten verlieh. Ich nenne nur das unbeschränkte Bergregal über alle Metalle, ausgenommen nur Gold, Silber und Edelsteine. Man wird recht vermuten, wenn man annimmt, daß diese Rechte nur gegeben wurden, weil die ersten Lehensleute, die Herren von Falkenstein, die dem Städtchen auch den Namen gaben, in dem gänzlich unbewohnten, nicht gerade große Fruchtbarkeit versprechenden Urwaldgebiet keine großen Reichtümer finden würden. Nach einer Zwischenzeit von 1357—1400, in der die Herrschaft an den Markgrafen Wilhelm von Meißen zurückfiel, kam die „Vogtei Falkenstein" durch Verpfändung in den Besitz derer von Trützschler, am 20. Januar 1400. Die Stadtgeschichte ist unlösbar verbunden mit der Herrschaftsgeschichte. Die Herren „zum Falkenstein" waren die Erb-, Lehn- und Gerichtsherren; sie bestätigten das städtische Oberhaupt, den Bürgermeister, die Ratsherren und die Gemeinmeister. Nun war die Falkensteiner Herrschaft im Laufe des 16. Jahrhunderts durch wiederholte Teilung in 4 Teile zerfallen, die mit den Rittergütern Falkenstein, Dorfstadt, Oberlauterbach und Ellefeld verbunden waren. Die Teilung des Gebietes hatte selbstverständlich auch die Teilung der Untertanen zur Folge; denn Menschenkraft war Kapital (Fron); aber auch die Rechte wurden geteilt. Nebenbei bemerkt sei nur, daß die geistlichen Gebäude, Kirche und Schule mit den zugehörigen Widemgütern dem ältesten Trützschler unterstanden in der sog. Kollaturgerichtsbarkeit. Hier interessiert uns nur die Konfirmation der städtischen Vertreter. Bedingt durch die Teilung hatte ein jeder Besitzer der 4 Rittergüter aller 4 Jahre das Recht, Bürgermeister und Ratsherren zu bestätigen. Da sich im Jahre 1558 vom Rittergut Ellefeld das Gut Mühlberg abspaltete, teilte sich für diese zwei wiederum ihr Einfluß, so daß diese Besitzer aller 8 Jahre an die Reihe kamen. An diesem Rechte änderte sich auch nichts, als später (1626) Mühlberg durch Kauf an Falkenstein zurückfällt. Falkenstein heißt auch Falkenstein Obern Teils, Oberlauterbach Falkenstein Untern Teils.

Digitized by Google

Nun zu unserem Brauch! Leider muß ich mich auf wenig Belegstellen beschränken, da ich nur die vorgeschriebenen Zeilen füllen darf.
Alljährlich um Matthias (24. Februar) herum legte der regierende Bürgermeister (Consul regens) öffentlich Rechnung ab, die Bürgermeister- oder Ratsrechnung. Bis 1568 fiel diese Rechnungslegung auf einen Sonntag, seitdem immer auf den Montag nach Matthias. In der Stadtrechnung von 1539 (die älteste erhaltene = 1538) heißt es: „Heutt dato Sontag Reminiscere hatt der Burgermeister Hans Raschaw Rechnung gethan In bey sein vnd angehor ganczer gemein darein Iderman Ahrm vnd reich ein genuge gehabtt, vnd Im des großen Danck gesagt seiner gehabten muhe vnd fleiß vnd haben widervmb zwm Newen Burgermeister gekoren vnd erbeldt (erwählt) Wilhelm Chloßman Anno xl (40) Jare." Im folgenden Jahre bezieht man sich auf Matthias; 1569 wird es zum ersten Male ein Montag. Kurz vor 1600 und später bleibt es „nach alten Gebrauch" der Montag nach Matthias bis 1832, wenn nicht besondere Ursachen, Krieg, Seuchen, Tod usw. eine Abrechnung verhindern. „Diese rechnung hat angehoertt Richter, Geschworne, gemein Meister sampt der gantzen gemein Falckenstein" 1587). In besonders schwierigen Fällen wurde die Schlußrechnung auch mit Kreide auf den Tisch des Hauses geschrieben, „solches auch vff den Tische mit Creuten gezeichnet worden" (1632). Aus der Anwesenheit der Richter, das sind die Gevollmächtigten der Gerichtsherrschaften, geht schon hervor, daß die Rechnung genau geprüft wurde. Zur Zeit Augusts des Starken wird diese Prüfung durch die Tätigkeit des „General-Revisions-Collegiums", das neben vielen anderen Aufgaben auch die Stadtrechnungen zu examinieren hatte, besonders streng, wenigstens sieht es manchmal so aus. Selbstverständlich haben sich „E. E. Rath und Ehrsame gemeine" durch Herrn Oberrichter oder einen Gemeinmeister „fleisigen bedancken lasen" (1668). Rechnungsführer oder Stadtschreiber ist der Schulmeister. Er erhält dafür 1539 3 Groschen, „darumb er dem burgermeister ein gantz jar gehorchen muß". 1607 werden es 18 g, „das Jhar vber einem Erbarn Rath das register und andern zu schreiben". Von 1644 an bleiben es fast regelmäßig 18 g 6 ₰. Beanstandungen kamen selten vor. Ein Beispiel: 1791 hatte der „Höchst angeordneten Landes Vermessung wegen" (Meilenblatt) durch den Ingenieurs-Obrist-Lieut. Friedrich Ludwig Aster Bürgermeister Christian Gottlob Weller tüchtig mit zur Hand gehen müssen. „Für 8 Wöchentliche Bemühung" setzt er 4 Taler an. Über diese Summe erhebt sich eine „Differens, solche Summe soll wegfallen und nicht in Ausgabe geduldet werden". Hier ist es an der Zeit, über des Bürgermeisters Vergütung, sein Salarium, ein Wort zu sagen. Ursprünglich bekam er überhaupt nichts. Nur die Frau Bürgermeisterin erhielt eine kleine Entschädigung: 1614 = „15 g 9 ₰ B. Lorentzen Cuntzen Weib vff 4 Jharlangk nach alten gebrauch (aber vorher nicht aufgeführt) Tranckgeldt geben". Erst von 1675 an bekommt der Bürgermeister „von der Rechnung zu führen" 3 f (Gulden = 21 Groschen). 1704 erhöht sich das Salarium (Salär = Salzgeld, Gehalt) auf 6 f, 1825 = 40 Taler und mit Einführung der Städteordnung 1833 = 50 Taler. Mit dem Bürgermeisteramt war bestimmt in früheren Jahrhunderten nichts zu verdienen. Das

Digitized by Google

drückt recht humorvoll die Rechnung von 1625 aus: „Als hatt Herr Burgermaister ... vffgetragene muhwaltung dieses Jhar nochmals vorrichten mussen vnd elegirten B. Hansen Heroldten In seinem Esca (= Futter, schon zubereitete Speise) gelasen". Man benutzt die öffentliche Rechnungslegung dazu, auch Klagen mit anzubringen. So geht es 1799 stark über das Fell des Nachtwächters her, weil er „seine Schuldigkeit sehr schlecht zeither gethan und bäten, ihn entweder abzusetzen oder andere Maßregeln zu ergreifen usw.".

Im Anschluß an die Rechnung erfolgten die Wahlen. Neben dem Bürgermeister waren die ausscheidenden Ratsherren und die Gemeinmeister zu wählen. Im Ratsstuhl saßen in der Regel 10—11 Ratsherren, auch Ratsverwandte, Ratsfreunde, Gerichtsschöppen, im 19. Jahrhundert gern Senatoren genannt. Daneben gab es noch 2 Gemeinmeister; einer mußte dem Rat, der andere der Gemeinde zur Hand gehen. Vom 18. Jahrhundert an heißen sie Viertelsmeister oder Kommunvorsteher, ihre Zahl erhöht sich auf 4. Es war nicht so, wie man von vornherein annehmen könnte, daß der von der Gerichtsherrschaft zu konfirmierende Bürgermeister unbedingt zu deren Untertanen zählen mußte. Über die Wahl erfahren wir aus der Rechnung von 1646: „Nach allten vblichen gebrauch hatt Herr Burgermeister Tobias Seidel nach beschehner Rechnung die Gemein erinnert, einen neuen Burgermeister zu erkiesen, da denn die Stimmen vf Herrn Burgermeister Hansen Herollten gefalen, wellches er auch angenomen, v. im glück darzu gewünschet worden, beruhet nunmehr vf die confirmation der Herren Trützschlere. Nach diesem hatt ein Erbar Rath nochmals eine erkiesung erhallten wegen der mangellten Rathsfreunde, v. weilln vor deßen erwehlet worden (folgen 5 Namen), ist anitzt noch darzu genomen worden Herr Ober-Richter Niclas Eißner, dem seine freye Rathsstell biß nach ablegung des Richterambts, vhrallten gebrauch nach, soll vfgehoben sein, vnd dann Martin Friedrich gewesener Schulmeister zu Werda, zur Zeit Mittbürger. Gemein-Meister soll künfftig verbleiben Paul Schmidt vnd Hanß strobel an peter Dresels stadt. Fleischätzer ist Peter Dresel vnd Michael Weller Zimmermann."

Hier erfahren wir auch, daß ein Oberrichter nicht zugleich Ratsmitglied sein durfte. In der Regel waren die Bürgermeister Besitzer der sog. Großen Häuser, d. s. die alten, brauberechtigten. Gelegentlich mußte man auch auf andere, nicht Brauberechtigte zukommen.

Die „erkieseten" Männer wurden nun der zuständigen Gerichtsherrschaft präsentiert; in einem Schreiben wurde um deren Bestätigung (Konfirmation) nachgesucht. Der Gerichtsherr wiederum veranlaßte seinen Gerichtshalter als „Gevollmächtigten", die Vereidigung vorzunehmen. Dabei waren anwesend die Oberrichter, die Ratspersonen und, wer von der Bürgerschaft kommen wollte. Von 1704 an werden die Gerichtshalter, die in Auerbach, Plohn oder Oberlauterbach wohnen, für die Vereidigung entschädigt. Ursprünglich waren sie wahrscheinlich an der Ratstafel mit beteiligt. Später bekommen sie eine Geldentschädigung, die zwischen 8 und 28 g schwankt als „Gratial" oder „zu einen Douceur".

Nun schließt sich die Ratspredigt an. In feierlichem Zuge geht nun der Bürgermeister, wahrscheinlich begleitet von dem Altbürgermeister und den

Digitized by Google

Oberrichtern, an die sich die Stadtväter anschlossen, nach der Kirche. Der Weg war nicht weit, stand doch das Rathaus gleich unterhalb der Kirche. Der Rat hatte in der alten Kirche, die 1859 den Flammen zum Opfer fiel, seinen besonderen Platz im „Rats-Chor", gelegentlich auch „Empor-Kirche" genannt. War die Ratspredigt vorüber, zog die ganze Gemeinde, auch wieder in feierlichem Zuge, dem sich auch die Geistlichkeit (Pfarrer, Kantor und Organist) anschloß. Der Pfarrer bekam von 1671 an für die Ratspredigt 1 f 3 g = 1 Taler. Der Schulmeister, erst nach 1700 erhält er den Kantortitel, bekommt „vor seine Amtsverrichtung bey der Rathspredigt" ursprünglich eine Mahlzeit, von 1714 an 12 g. Ebenso geschieht dem Organisten, der 4 g erhält, „darbei die Orgel zu schlagen" (1714). Die Ratsmahlzeit wurde in der Ratsschenke, die im Erdgeschoß des Rathauses lag, gehalten. Davon weiter unten!

Am folgenden Tage endlich erfolgte die Übergabe an den neuen Bürgermeister, ursprünglich „In bey sein aler Geschwornen und gemein Meister" (1577). Dabei wurden die Ratslade mit den Schlüsseln und das Ratssiegel überreicht, nachdem der Altbürgermeister vom „wohlverordneten Hoch Adel. Trützschlerischen Ober Richtern uf sich gehabte Vollmacht seines Ambtes und Pflicht entnommen und loßgezehlet" war (1690). Dadurch, daß die Herrschaft sehr oft mit der Bestätigung zögerte, verstrich, besonders im 16. und 17. Jahrhundert immer eine kürzere oder längere Zeit zwischen Wahl und Bestätigung. Da aber Einnahmen und Ausgaben weiterliefen, machte sich eine nochmalige Abrechnung nötig. Es wurde dann die sog. Richter-Rechnung gehalten.

Zusammengefaßt war im 16. und 17. Jahrhundert der Verlauf so: Am Montag nach Matthias die Bürgermeisterrechnung und die Wahlen. Nach der Bestätigung durch die Lehensherrschaft hielten die Richter die Richterrechnung; dann folgte die Vereidigung mit anschließender Ratspredigt, am darauffolgenden Tage dann die Übergabe. In einem Ratsprotokoll vom 1. März 1706 setzen die beiden Bürgermeister die Ratsveränderung in folgender Form fest: Montag nach Matthias Rechnung und Wahl, Dienstag Ratspredigt, Mittwoch Übergabe.

Nun zu den Schmausereien! An allen Stufen der Ratsveränderung nahm die Öffentlichkeit großen Anteil, daß wahre Männerfeste daraus wurden. Nur die Übergabe war ursprünglich allein Angelegenheit des Rates. Dafür wurde bis weit in den 30jährigen Krieg hinein (1637) mit nur wenig Ausnahmen eine feste Summe ausgeworfen = 12 g. Lediglich die „Rechnung" wurde bis dahin von der Allgemeinheit gefeiert. Nach einer Bemerkung von 1578 mußte jeder, der an dieser Belustigung teilhaben wollte, selbst einen Beitrag von 9 ß leisten. Auch sonst durfte nicht etwa ins Ungemessene getrunken werden. Der Rat gab der Bürgerschaft 3 Eimer Bier „zur Ergötzlichkeit". 1 Faß hatte 6 Eimer zu 72 Kannen; diese hielt knapp 1 Liter. 1614 bittet die Bürgerschaft um ein volles 6 Eimer-Faß, weil man viel Bürgerrecht eingenommen habe; die Bürgerrechtsgebühren wurden in der Hauptsache vertrunken. 1673 haben sich 4 große Feiern herausgebildet: die Bürgermeisterrechnung, die Konfirmation des Bürgermeisters, die Ratspredigt, die Übergabe. 1705 passiert dem Rat ein recht dummes Ding. Man hat das „General-Revisions-Kollegium" nicht bedacht und darauf losgegessen und

Digitized by Google

getrunken, so daß sich eine Summe von 10 f 13 g 6 ₰ ergab. Die Oberrichter haken ein, so daß „die Raths Collegen aus Ihren Beutel" 3 f 15 g 3 ₰ bezahlen müssen. Im folgenden Jahre hält man sich schadlos; wahrscheinlich haben die Herren Oberrichter ihr „Unrecht" eingesehen.
17 f 11 g 3 ₰ werden am 1., 2. und 3. März 1706 verzehrt, d. s. etwa $^1/_5$ der Einnahme und $^1/_7$ der Ausgabe.
Zum Schluß noch eine ganz feine Sache! In den Jahren 1620—1630 kehrt die Bemerkung immer wieder: „10 g 6 ₰ ($^1/_2$ f) nach alten gebrauch Ins Quawasser gelegt", und 1647 „alten gebrauch nach, wie die übergab gewesen, in das qua Wasser geleget (den 4. Dec.)". Was ist das Quawasser? Nach meiner Meinung kann nur das Bächlein darunter verstanden werden, das Falkenstein mit Wasser versorgte, das sog. Marktwasser. Bis an die innere Stadtgrenze floß es offen; von hier an wurde ein Teil durch Röhrenfahrten weitergeleitet; der andere Teil speiste den Angerteich. Vielleicht heißt Quawasser Quellwasser. Hierzu eine Stelle: 1591 = „4 g Jung paul Kloßman, der vielmhals mit Ins wasser gangen, do es das gefrüst erhoben und von quelwasser hinder getragen Ins wherr." Sollte die Deutung zutreffen, dann müßte man hinausgegangen sein zur Quelle in den Kruchler, um hier den Opferkult auszuüben. Neben dieser Quelle wird nebenher und später besonders einer anderen Quelle, des Holzbrunnens, mit großer Liebe gedacht; fast alljährlich wird der Holzbrunnen „ausgefegt", und Salz wird hineingeworfen, 1776 ein ganzer Napf vor 3 g 8 ₰. — Wir haben es hier zu tun mit einem Brunnenkult, der in unserm Kreise bis in die Neuzeit eine große Rolle spielte. Wenn man in Rützengrün bei einer Kindtaufe vor dem Verlassen des Hauses ein Geldstück in den Brunnen warf oder wenn in Irfersgrün eine Wöchnerin bei ihrem ersten Kirchgang ein Geldstück in das Wasser wirft, das sie überschreiten muß, dann hat das alles denselben Sinn: die Wassergeister sich und seinen Lieben geneigt zu machen.
Als mit der Einführung der Städteordnung die Ratsveränderung uniform wurde, war der Falkensteiner Brauch zu Grabe getragen. Ein winziger Rest davon hatte sich erhalten bis zum Ausbruch des Weltkrieges: nach Neujahr fanden sich die städtischen Kollegien, Stadtrat und Stadtverordnete, zu einer Schlittenpartie zusammen, deren Kosten sie aus eigener Tasche bestreiten mußten. Heute weiß man von all den Dingen nichts mehr. Sie seien hiermit wenigstens der Vergessenheit entrissen. Sie verdienen es. Zeigen sie doch, wie Herren in lebendiger Gemeinschaft mit dem Volke ihres Amtes walteten —, und hier muten die alten Akten ganz zeitgemäß an.
Quellen: Ratsarchiv Falkenstein.

Zum südvogtländischen Haus

Von E. Schrage, Raun bei Bad Elster

Mit 2 Abbildungen im Text

Wer einmal von den fruchtbaren Weiten der Lommatzscher Pflege, des Leipziger Tieflands oder der Altenburger Gegend nach dem Vogtlande und besonders in unsere Südspitze, in das ober„ste" Vogtland, reist, dem wird auf

Digitized by Google

unseren Dörfern bald die eigenartige Bauweise der Häuser auffallen. „Hütten" nennt sie ein Schriftsteller, und er hat recht; denn auf der Reise gen Süden verschwinden nach und nach die meist zweistöckigen Bauernhäuser, und an deren Stelle treten niedrigere, einfachere Gebäude. Ein geringerer Ertrag, bedingt durch einen kargen Boden (schwankend zwischen Bodenklasse 5a—5b), sowie eine rauhere Witterung, mögen schon frühzeitig zu dieser primitiven und bescheidenen, dabei jedoch praktischen Bauart geführt haben.

Aber noch ein Zweites fällt dem Fremden an diesen Gebäuden auf. Sie liegen meist nicht in selbstsicherer Art weit voneinander entfernt, etwa in Form von Streugütern, nein, sie stehen vielfach dicht nebeneinander, kuscheln sich gleichsam zusammen und bilden sog. 2er- bzw. 3er-Höfe. „Heisertrempel" nennt der Volksmund diese Wohnstätten mit ihren Schuppen und Scheunen. Gehöfteteilung hat sie geschaffen.

Einst standen an deren Stelle Normalgüter, ganze Höfe. Aus dem alten Amtserbbuche des Schlosses Voigtsberg vom Jahre 1542 ist die Zahl dieser Urhöfe für unsere obervogtländischen Dörfer gut zu ersehen. Fänden wir die Güter heute noch ungeteilt vor, so würden dieselben wohl, wie wir es an verschiedenen Halbhöfen beobachten können, auch ein behäbigeres Aussehen zur Schau tragen. Bessere Verdienstmöglichkeiten durch einen ehemals gelockerten Grenzhandel, das Aufkommen einer besseren Bewirtschaftungsweise, die Verbesserung der Geräte und Einzug modernster Düngung und stärkerer Schulung, sowie das frühzeitige Eindringen von Heimarbeit (Weberei, Musikinstrumentenmacherei und Herstellung vieler Nebenteile . . .) ließen jedoch bereits vor 1800 die alten Höfe teilen. Und so entstehen an deren Stelle nach und nach die Viertel-, Sechstel-, Achtelhöfe . . . Freilich, der immerhin noch kärgliche Verdienst zwingt in unserer Gegend haushälterischer mit dem ererbten Besitz der Väter umzugehen. Dabei wächst ein hartes Geschlecht voller Sparsamkeit, Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit heran. Sein Leben ist reich an Mühen und Abrackern, und es drückt selbst den Frauen häufig den Pflug und schwere Männerarbeit in die Hand. Zwar weiteten sich hierbei die Räume, besonders die Scheunen, doch das Dehnen der Wohnhäuser hinkte weit hintennach. Manch altes Gebäude diente deshalb vielen Generationen als heimische Wohnstätte, und manch alter Bauernhof zeigt heute noch die Urform, wie sie bereits vor Jahrhunderten üblich war.

Die Hofanlage ist teils eine offene, teils eine geschlossene Viereckform. An der einen Seite steht in der Regel, mit dem Giebel ost- bzw. südwärts zeigend, das Wohnhaus, sog. fränkischen Typs. Unter gleichem Dache, getrennt nur durch Hausflur mit anschließender Küche bzw. altem Backofen, finden wir Wohnstube und Stall. Seitlich, im rechten Winkel, manchmal auch, wohl aus Gründen größerer Sicherheit bei Feuersgefahr, gegenüber, steht die Scheune. Schuppen oder schuppenähnliche Überdachungen, einfache Bretterwände mit meist einfachen Toren schließen den Hof ab. Torbogen sind selten und dann meist aus Holz. Die Tore fallen öfters auch weg, so daß dann der Zugang zum Hofe jedem offen steht, ja sogar zugleich als Durchgang zu Feldwegen und zu den hinter den Gehöften liegenden Grundstücken benutzt wird. In Doppel- bzw. Dreierhöfen hat bei Neuansatz von Gebäuden, Verteilung

Digitized by Google

von Hofraum, sowie bei Anlegung von Dungstätten die ländliche Praxis bestimmenden Einfluß gehabt. Die Wohngebäude selbst weisen nun in unserer Gegend teilweise noch den reinen Blockbau auf, besonders in Raun. Der ehemalige Reichtum an starkem und altem Holze mag hierfür maßgebend gewesen sein. Bei manchen Gebäuden ziehen sich die dicken Balken noch heute durch das gesamte Gebäude. Oft erscheinen sie äußerlich vermorscht, doch sind sie in der Regel im Inneren noch gesund. Der verharzte Kern läßt meist eingeschlagene Nägel sich plötzlich krümmen. Dort aber, wo Stalldunst im Laufe der Jahrzehnte das Balkengefüge durchfraß, hat man vielfach das ganze Dachwerk unterzogen, d. h.: den vermorschten Stall durch ein massives, meist jedoch ungesundes Mauerwerk ersetzt. Von dem ehemaligen Gesamtblockbau ist dabei in der Regel nur die Blockstube übriggeblieben. Hier aber finden wir bei fast allen Gebäuden das Umgebinde—teilweise in einfacher, teilweise in schon entwickelterer Form. Spätere Zeiten haben an Stelle des Blockbaues bei Wohngebäuden des öfteren auch den Bohlenbau treten lassen. Hinsichtlich der Stallungen weisen größere und ertragsreichere Güter hier und da noch alte Kreuzgewölbe auf. Doch auch sie verschwinden langsam, ähnlich den alten Backöfen, die man nach Herausreißen der ehemaligen Rauchfänge in Verbindung mit der sog. alten Küche meist durch einen Erweiterungsbau mit Erkeraufsatz (Schaffung besserer Schlafräume oder einer Auszugsstube) ersetzt.

Abb. 1. Fachwerkgiebel aus Raun. (Wunderlich.)

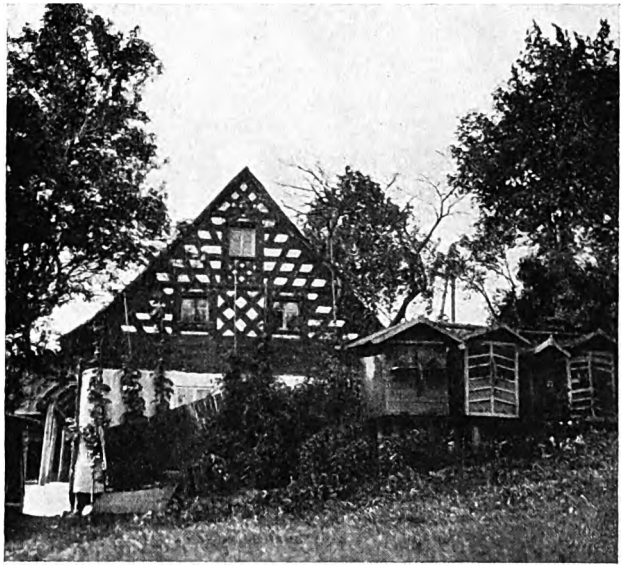


Abb. 2. Fachwerkgiebel aus Dürrngrün bei Graslitz (Tschechoslowakei)

Digitized by Google

Kellerräume erfuhren in letzter Zeit ebenfalls vielfach gründliche Korrekturen, doch sind erstere mit Zugängen und Klapptüren direkt von der Wohnstube aus noch öfters anzutreffen.

Die geringsten Änderungen scheinen meines Erachtens die schönen Fachwerkgiebel erfahren zu haben[1]). Sie weisen, als ob sie gleichsam die Sonne grüßen wollten, mit ihren Kreuzen, mit den liegenden, stehenden, geraden und gebogenen Rauten und einer oft dichten Gitterung zwischen den beiden Unterfenstern, sowie mit den verschiedensten Ausgestaltungen des Firstdreieckes und des unter dem oberen Fenster liegenden Feldes fast alle ostwärts. Sind sie nur Schmuck, dienen sie zur Festigung des gesamten Giebels, oder wollen sie etwas Besonderes, etwa Sprache, sein?

Neuzeitliche Schieferverkleidung oder Bretterverschlag entziehen leider manches Fachwerk dem suchenden Auge. Im Unterricht lasse ich die schönen Fachwerke zeichnerisch darstellen und versuche, unter stetem Hinweis auf gleiche Schönheit anderwärts, den Heimatsinn zu fördern.

Doch auch noch in anderer Hinsicht kommt der „Hausforscher" in unserer Gegend zu seinem Rechte.

Die Veröffentlichungen über die Umgebinde-Häuser in Sachsen von Fr. Krause und M. Schnelle, sowie die Abhandlung über Bauernhäuser veranlassen mich, wiewohl ich mich in meiner im Werden begriffenen Ortschronik eingehender damit befassen möchte, vorzeitig hier kurz nicht allein auf obige bäuerliche Bauten aufmerksam zu machen, sondern auch noch auf die verschiedenen „Gänge", auf die laubenartigen Obergeschosse, auf Kumtschutzdächer, sowie auf Überkragungen und die einhüftigen (echte und pseudo) Gebäude aufmerksam zu machen. Bei der Schaffung eines Archives für Hausbauforschung werden dieselben, und besonders jene hier in Raun, eine reiche Fundgrube mit darstellen.

Ein kulturgeschichtlich-volkskundlich bedeutsames Denkmal der südvogtländischen Mundart

Von Erich Wild, Markneukirchen

In meiner Verwahrung befindet sich seit längerer Zeit eine Handschrift, die mir als einem Kinde der Stadt Markneukirchen längst ehrwürdig geworden ist, um ihres Inhalts und ihrer Sprache willen aber der stärksten Beachtung von seiten der sächsischen Volkskunde- und Mundartenforschung wert erscheint.

Es ist ein starker, schon ziemlich abgegriffener Quartband in Halbleder im Umfang von 297 Blatt mit 177 fein und eng beschriebenen Seiten. Auf dem Titelblatt ist zu lesen:

[1]) Die beiden beigegebenen Lichtbilder mögen die Verwandtschaft mit dem nahen Egerlande deutlich vor Augen führen. (Siehe meine Ausführungen im „Heimatbuch von Bad-Brambach u. U." 1931.)

Digitized by Google

Mark-Neukirchen
und seine Zustände in der Zeit von 1804 bis 1812.
Eine kulturhistorische Skizze
von
Joh. Heinrich Gläsel

Pastor emeritus zu Trebbus in der N.-Lausitz, gewesenem Senior der Ephorie Dobrilugk und Inhaber des Königl. Preuß. Rothen Adler-Ordens

Bevor ich auf die literarische Eigenart des Werkes, seinen Inhalt und seine sprachliche Besonderheit eingehe, ein paar Worte über die Entstehung und die äußeren Schicksale des Buches. Der Verfasser, Joh. Heinrich Gläsel, ist ein Sohn der Musikstadt Markneukirchen i. Vogtland. Er wurde 1798 daselbst als Sohn eines Geigenbauers geboren, studierte Theologie und kam frühzeitig als Geistlicher in die Niederlausitz. Dort hat er lange Jahrzehnte in Kirchhain bei Dobrilugk im geistlichen Amte gewirkt. Nach seiner Emeritierung schrieb er (in Trebbus, wo er seinen Ruhestand verlebte) in treuem Gedenken an die vogtländische Heimat und seine Vaterstadt seine „Skizze".

Habent sua fata libelli — auch Gläsels Werk hat seine nicht ganz alltägliche Geschichte. Nach des alten treuen Vogtländers Tode begann der um die vogtländische Heimatkunde hochverdiente Plauener Buchdrucker und Verleger Alwin Neupert zufolge Anregung aus Markneukirchen mit dem Abdruck der „Gläsel-Chronik". Unter der Mithilfe einiger interessierter Markneukirchener Bürger (namentlich des damaligen Medizinstudenten und späteren Sanitätsrats Bauer) gelang es ihm, einige Kapitel des Werkes in mehreren selbständigen kleinen Heftchen herauszubringen. Der Absatz litt indes stark unter dem Mangel an Teilnahme von seiten derjenigen Leserkreise, an die sich das Werk wandte; und da zudem der überaus schwer leserliche (und überhaupt nur dem Obervogtländer ganz verständliche) mundartliche Handschrifttext für Setzer und Korrektor ganz ungewöhnliche Schwierigkeiten verursachte, blieb das Vorhaben nach dem Erscheinen einiger Hefte, die nur etwa ein Drittel des gesamten Werkes umfaßten, stecken. Die Heftchen sind nur in ganz wenigen Exemplaren in Markneukirchen noch anzutreffen. Das Manuskript blieb bei Neupert in Plauen liegen. Nach langen Jahren machte dieser den damaligen Redakteur des Vogtländ. Anzeigers, Prof. Johnson, auf das Werk aufmerksam und überließ es ihm. Dieser wiederum machte die Bekanntschaft eines in Plauen tätigen Markneukirchners, der ebenso treu wie Gläsel an seiner Vaterstadt hing und für deren Geschichte und Volksart das lebhafteste Interesse hegte, Steuerrat Emil Petzold. Ihm übereignete Johnson eines Tages das Gläselsche Manuskript in der Überzeugung, es damit in treubewahrende Hände zu legen. Er hat sich hierin nicht getäuscht.

Wieder verging ein Vierteljahrhundert. Petzold, der nun, selbst hochbetagt, seinen Ruhestand in Chemnitz verlebt, hatte durch Vermittlung eines Markneukirchner Bekannten meine Geschichte von Markneukirchen in die Hand bekommen. Durch diese angeregt, wandte er sich bald nachher an mich und teilte mir mit, daß er sich im Besitz der Gläselschen Handschrift befinde, die

Digitized by Google

uns längst als verloren galt. Nach kurzem Her und Hin übersandte er mir (11. Januar 1926) den für uns so unschätzbaren Band mit dem Ersuchen, die Möglichkeiten einer Bearbeitung und Drucklegung zu prüfen. Nach weiteren, auch mündlichen, Besprechungen (im Sommer 1926 kam der Achtundsiebzigjährige als treuer Sohn seiner Vaterstadt selbst noch nach Markneukirchen) erklärte sich Oberregierungsrat Petzold bereit, das Manuskript der Stadt Markneukirchen zu übereignen unter der Bedingung, daß sie für die Drucklegung Sorge trage, nachdem ich die unumgängliche Bearbeitung besorgt haben würde. So gelang es, das schöne Werk für Markneukirchen zu sichern.

Inhaltlich stellt Gläsels „Skizze" eine kulturgeschichtlich-volkskundliche Monographie eigenster Prägung dar. Sie schildert die inneren — insbesondere gewerblichen, kirchlich-schulischen und volkstümlichen — Verhältnisse seiner Vaterstadt Markneukirchen um 1800, d. h. um die Zeit, da der Verfasser als „der kleine Gläsel-Heinrich" hier seine Kindheitsjahre verlebte. Schon der ortsgeschichtliche Wert ist nicht gering anzuschlagen; ich habe gelegentlich meiner Vorarbeiten zur „Stadtgeschichte" den gedruckt vorliegenden Teil des Werkes mehrfach mit Gewinn verwenden können. —

Aber das Eigenste, Reizvollste und vielleicht überhaupt Bedeutsamste ist die sprachliche Gestalt des Ganzen: das Werk ist ausnahmslos in der Mundart Alt-Markneukirchens geschrieben, wie sie die treu bewahrende Erinnerung des Greises aus seinen Kindheitstagen festgehalten hatte. Damit wird uns das Buch — trotz mancher Mängel, über die anderweit zu reden wäre — zu einem unschätzbaren Denkmal der obervogtländisch-nordgauischen (andere sagen nordbayrischen) Mundart.

Um einen Begriff vom Inhalt und der Sprachgestalt des Ganzen zu geben, lasse ich nunmehr die Kapitelüberschriften, die Gläsel als „Inhaltsanzeige dem Werke vorangestellt hat, und einige Textproben aus zweien der Kapitel folgen. An Gläsels Fassung sind nur einzelne geringfügige Änderungen vorgenommen.

1. 's Schoul- u' Kirngweesn. — 2. Di Houchzet. — 3. Di Kindtaff. — 4. 's Leingbegängnis. — 5. Di Kanterei. — 6. Allerdehand Zouständ i' der Commun u' in Haisern. — 7. Der Kroammark. — 8. Der Väichmark. — 9. 's Vueglschäißn. — 10. Gwerb u' Hannl. — 11. Di Kreißelsbea, Googd u' Fischfang. — 12. Di Musik. — 13. s' Hutzegeah u' di Cumedige. — 14. Spuk u' Oawaglaum. — 15. Der Klatz. — 16. Eraagnisse u' Personaligen. — 17. Di Heffekniadle.

Aus Kap. 10: Gwerb u' Hannl: Das Quartal der Geigenmacher zu Markneukirchen.

Gmaanlich fuer i der Pfingstwoch, wou di Tog sua schea senn u di Leit a fröhlichs Gmöit hann, haltn aa di Prufessionistn ihr Handwerk oder wäis aangtli gschriem wird, ihr Quartal. Dou senns vonäi di Geing- u di Baßmacher däi 'n Oafang machen, u dös senn wuel aa di meisten. Der Tog, wou 's ghalten wird, is schu alln bekannt, u braucht desdweeng kaaner erscht in'n Koläner z'seah. Dean Tog vergißt gwieß kaaner; äiher vergißt er sann Geburtstog wäi dean. U' dees hout san gouten Grund. 's is niat näitig, daß erscht mit der groußn Glock dazou glietn wird, wenn se siech versammeln sölln; denn e geder weiß schu gnau di Stunn u zialt wuel goa di Minutn, bis die Zaat roa is, wou er derscheine söll. U' wenn aaner fuer afm Weeg

Digitized by Google

is, räift er be san' Nachber u be sann goutn Gvatter miet va, der aa schu parat is u glei mietkimmt.
Vonäi kumme se be ihrn Obmoa zsamm, u weil ere wuel iwa di fufzig sämals woan, ser is aa i fünf Minuten 's Haus voll gwest. Hann so si dou, wäi se der Reihe nouch Maaster woan senn, vagstellt, nouch zäihan se Poa va Poa, di Maaster alle i' ihrn schwarzen Mänteln, i' feierlicher Prozession zen Obermaaster, der alle Goahr en annerer is. Di väia güngsten Maaster troong afn Achseln di Loden, i der di Stiftingsurkund, di annern Dokemente u di Protokolle iwa di allgährling Verhandlinge niederglegt senn. Glei hinter deanen gängan annere Gungmaaster, däi di stupend groußn zinnern Böiakräig troong. Aa sötter Kroug is wuel baal e klaane Elln houch, nouch uem zou e bisserl schmeeler u miet en zinnern Deckel vaseah, üwa dean nuch a groußer Knuepf i di Häich stäiht. Ma sött denken, schu aus aan sötten Humpen künnten sich alle, wäi se senn, soottrinken. Owa dou is kaa Gedank droa. Hinter deanen gängen di Altmaaster, u zletzt di übring Gungmaaster in feierling Aufzug. Wers niat waß, wos des z' bedeitten hout, der denkt halt niat annerscht als 's is a feierlicher Leingzug. Alle, aaner wäi der anner, halten steif u fest oar ihrn alten Oblevanzen u ihrer privilegierten Inningsurkund vo' weiland Kurfürsten Johann Georg I. Wai dean di untertänigst Bitt üm Valeihing der Rechte aner Inning u Corporatiun vo' san G'heimrot fürgleſen woan is, söll er ganz gnädi ausgröifft hom: „Gebt, gebt den guten Leuten, um was sie untertänigst bitten und nachsuchen; denn wenn die anfingen zu fiedeln, da müßte Kurfürst und Volk aus dem Lande laufen."

Aus Kap. 14: Spuk u Oawaglaum. — Die Klagemutter.

Glier-Gottfrieds Frau erzählt: . . . Aitz nuch iwalaifft mi di Gänshaut iwer u'd iwa, wenn i nea droa denk, wos i vor Angst how aussteah möin . . . Kaum woar i daham is Bett krochen, dou gung halt 's Hailn u 's Kloong, 's Winseln u Lametiern driem unter'n Feierlattern (= am alten Stadtturm!) oa, daß siech häitt e Staa debarme müng, u dös gung in aan sue furt bis sue hie zer Glock aans, denouchat häiets endlich auf. Mei Groußmutta selige . . . hout mannichsmal ze mia gsakt, wenn i 're 's Morngs sue mei' Nout 'klagt ho: „Kied", hout se gsakt, „dös is di Klougmoutta, däi schu von uralten Zeitn her driem untern Feierlattern neem ne Turm ihr Weesn hout. Seballs d'se häiast, se beet när glei drei Vatterunser u schlog 's Kreiz iwa dich u leg di Händ sua kreizweis iwa di Brust, denouchet bist sicher u houst Rouh vor ihr. Owa epper nouch was ausfräing därf ma se niat, dös koa se niat leidn."

Ebenda: Aus dem Houtschebrunne kommen die kleinen Kinder.

's klaa Gottfriedel hout di Mutter be der Schürz' oag'faßt u festg'halten, u wäi 's van Houtschebrunne g'häiat hout, fräigt's u sagkt: „Niat woah, Mutta, dös is dea Brunne, as dean di klaan' Kinnle 'bracht wean? I bie gestern mit der Chalotte u ne Samuel durtn gwesn u mir hann wäi lang neig'seah, owa mir han nix seah künne als wäi e poar Ellerits, däi drinne rümg'schwomme sän. Mer han aa miet 'n Händnen neig'langt, owa 's Wasser woar eiskoolt; dou möin duch däi klaan' Kinnle dafräißn."

Verantwortlich für die Redaktion dieses Heftes: A. Walz, Leipzig. Verlag Curt Kabitzsch, Leipzig.
Druck: Lippert & Co. G.m.b.H., Naumburg (Saale). MA. 1000. Printed in Germany.

Digitized by Google

Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde

Herausgegeben für die

Landesstelle für Volksforschung und Volkstumspflege im NSLB Sachsen

durch K. E. Fritzsch, Dresden, in Verbindung mit B. Schier, Leipzig u. A. Spamer, Dresden

Unter Mitwirkung von: Dr. S. Sieber, Aue; Dr. W. Frenzel, Bautzen; K. Ruderisch, Birkwitz; Prof. Dr. A. Wirth, Dessau; Doz. Dr. R. Augst, Dresden; Hofrat Prof. Dr. h. c. O. Seyffert, Dresden; A. Zirkler, Dresden; Prof. Dr. M. Wähler, Hannover; Dr. M. Freytag, Hann.-Münden; H. Steglich, Kamenz; Prof. Dr. R. Kötzschke, Leipzig; Prof. Dr. E. Mogk, Leipzig; A. Walz, Leipzig; Dr. F. Sieber, Löbau; Dr. E. Pietsch, Plauen i. V.

10. Jahrgang: Heft 4 **Ernting / August 1935**

Stand und Aufgaben der Deutschen Volksforschung

Von Adolf Spamer

Ein Vortrag, gehalten auf der Tagung der Gaufachstelle für Volkskunde in der Abteilung „Volkstum und Heimat" der NS-Kulturgemeinde (Gau Sachsen). Plauen, 16. Juni 1935.

Wenn ich heute die Freude und die Ehre habe, vor Ihnen kurz über den Stand und die Aufgaben der Deutschen Volksforschung zu sprechen, so hoffe ich, in Ihrem Einverständnis zu handeln, wenn ich aus dem Stoff meiner Betrachtung trotz der Festlichkeit der Stunde keinen Festvortrag mache, der in tiefgründigen philosophischen Betrachtungen den Volksbegriff einkreist, dem Ethos unserer Aufgabe seine rednerischen Opfer darbringt oder mit den Sternen eines großen Wunschhimmels Fangball spielt. Was ich tun will, ist etwas viel Schlichteres, scheinbar durchaus Prosaisches, nämlich — so wie es das nüchterne Thema aufzeigt — einen Bericht über die heutige Forschungslage zu geben und über diesen Bericht hinaus die Aufgaben anzudeuten, die uns Schritt um Schritt dem Ziel alles volkskundlichen Strebens näherbringen sollen. Ein solcher Bericht, der in seiner vollen Offenheit zugleich ein kurzes Selbstbesinnen bedeutet, erscheint in der gegenwärtigen Stunde mehr denn je als eine Notwendigkeit, nachdem die Volkskunde über die abgeschlossenen Studierstuben hinaus in den Lichtkegel der öffentlichen und außerfachlichen Kritik getreten ist und unser heutiger Volksstaat bereit ist, in weitem Ausmaß auf ihren Ergebnissen und ihren Erkenntnissen das große Werk der Volkserziehung aufzubauen. Freilich gar mancher von uns wird auch heute, und gerade heute, jener schönen vergangenen Zeiten gedenken, in denen wir Volkskundler verkannt und verschrien als hoffnungslose Träumer und Sonntagsjäger ruhig unserer Arbeit nachgingen, weil der Glaube an den Wert dieser Arbeit für unser Volk neben und über unserem Forschen und Grübeln wie die ewig blaue Wunderblume der Romantik

Digitized by Google

blühte. Und nicht wenige sehen betrübt, wie die Erfüllung unserer Sehnsüchte zugleich die Straßen mit jenen bevölkerte, die unter lautem Lärm ihre volkskundlichen Konjunkturkreisel drehen. Doch verschwinden alle solche kleinen Ärgernisse hinter der tiefen Beglückung, daß unsere Arbeit nicht vergebens, unser Glaube kein Irrglaube war, daß die äußeren Hemmnisse plötzlich wie mit dem Schlag eines Zauberstabes verschwanden. Vor uns liegt das freie Feld, aber hinter jenem türmt sich bergehoch die Verantwortung. Unser Tun wird dreimal gesiebt, unser Können wird zehnmal gemessen, weil man die Notwendigkeit der volkskundlichen Forschung für Volk und Staat heute wieder so klar sieht, wie sie nur je der Begründer der Volkskunde als Wissenschaft, Wilhelm Heinrich Riehl, vor nunmehr 77 Jahren sah. Waren für Riehl doch die Volkskunde und die Wirtschaftswissenschaft die beiden tragenden Säulen einer völkischen Staatswissenschaft, und leidenschaftlich (wenn auch vergebens) rang er um die Erweiterung der staatswirtschaftlichen Fakultäten zu staatswissenschaftlichen, die der Volkskunde, der in erster Linie sein Herz zuschlug, breiten Lebensraum gewähren sollten.

Heute, wo wir uns wieder zu der Riehlschen Blickschau der Volkskunde (bei allen selbstverständlichen Abweichungen in persönlichkeits- und zeitgebundenen Einzelfragen) zurückgefunden haben, sehen wir klarer, als es uns noch vor ein oder zwei Jahrzehnten möglich war, die Sackgassen und Irrgärten, in die sich oft die volkskundliche Forschung der letzten 60, 70 Jahre zu verlaufen anschickte. Wir wissen, wie sich die Volkskunde unter dem tiefen Eindruck der sich überstürzenden völkerpsychologischen Erkenntnisse zu einer Primitivenforschung im eigenen Volksraum zu verengen, wie sie sich als Nebenbeschäftigung der Germanisten und klassischen Philologen an eine Philologie und Historie der Sachgüter literarischer und gegenständlicher Art zu verlieren drohte, sich über der Jagd nach dem Einzelmotiv und den Stilformen dem Leben entfremdete. Oder wie sie sich zu einem endlosen Mantelbegriff aufblähte, der die verschiedensten Forschungsdisziplinen mit verschiedenen Arbeitsmethoden und Arbeitszielen rings um das Deutschtum oder um die Heimat zu umschließen trachtete. Und doch müssen wir bei aller Kritik solcher Fehlwege anerkennen, was auch in diesen, zielmäßig wenig volkskundlich eingestellten Zeiten Großes in der Bereitstellung und der Aushebung stofflicher Vorarbeit geleistet wurde. Eine spätere Geschichtsschreibung der Volkskunde als Wissenschaft wird jenem nunmehr zu Ende gehenden Forschungsabschnitt aufrichtig danken, daß seine Handwörterbücher und gewaltigen Stoffsammlungen der Volkskunde die Lebenskräfte zuführten, an denen die stürmischen Wellen der von dem Zeitgeist aufgepeitschten soziologischen Spekulation zerschellten.

Heute hat sich, von Außenseitern und unbedeutenden Restbeständen überlebter Anschauungen abgesehen, aus dem Kampf der Meinungen wieder ein verhältnismäßig einheitliches Bild von der Blickschau, dem Aufgabenkreis und der Zielsetzung der Volkskunde gebildet, bei dem alle Sachforschung nur um des Sachträgers willen betrieben wird und die Akzente auf Volkslied, Volksbrauch, Volkskunst usw. wieder von Lied, Brauch, Kunst auf das Volk zurückverlegt wurden. Nicht des Liedes, des Brauches, des Kunstwerkes

Digitized by Google

wegen treiben wir Volkskunde, sondern um des Volkes willen. Ist doch das Ziel der deutschen Volkskunne die Erkenntnis der geistig-seelischen Ausdrucksformen und Ausdrucksmöglichkeiten unseres Volkes in ihrem Wandel wie in ihrer Unwandelbarkeit, oder ganz schlicht ausgedrückt: die wissenschaftliche, erkenntnistheoretische Auflösung der Gleichung: Deutsch sein = Deutsch sein heißt ... Gleichwohl stehen sich auch heute noch (oder richtiger: wieder) zwei Gedankengruppen gegenüber, die, geschichtlich gesehen, auf die Lebenswerke Jacob Grimms bzw. Wilhelm Heinrich Riehls zurückgehen. Wo sie an Jacob Grimm anknüpfen, stand lange die Geschichte des deutschen und germanischen Geistes im Brennpunkt der Erwägungen, lag der Nachdruck auf dem Altertum, schien unsere Gegenwart nur ein verblaßtes Spiegelbild eines einst bildhaft geschlossenen altgermanischen bzw. indogermanischen Mythus. Wo sie die Vaterschaft Riehls nicht verleugnen konnten, stand der deutsche Geist selbst zur Frage, war der gegenwärtige Befund das Entscheidende, weil er nicht mehr als ein trübes Echo der Vorzeit galt, sondern als die nach wie vor klarste und einzig in ihrem vollen Umfang und all ihren Spiegelungen erfaßbare Ausdrucksform der treibenden Kräfte unseres Volkslebens. Aus solcher gegenteiligen Bewertung war einst die Kampffront „Volkskunde als Altertumskunde" oder „Volkskunde als Gegenwartswissenschaft" erwachsen, die sich erst in unseren Tagen mit dem völligen Sieg der Riehlschen Richtung aufzulösen begann. Doch erhob sich neuerdings wieder eine an Jacob Grimms mythologische Studien anknüpfende, aber weit über dessen Planungen hinausstrebende Forderung, aus den gegenwärtigen Lebensformen wie den geschichtlichen Überlieferungen heraus unmittelbar auf die geistig-seelischen Artelemente eines arischen (indogermanischen) Urtypus vorzustoßen. Sie gilt also den Keimzellen unseres Seins, nicht seiner gegenwärtigen Erscheinungsform, die ein Gemenge aus geschichtlich Gewordenem und übergeschichtlich Gegebenem ist, und will auf dem Raum der indogermanischen Völkerfamilie eine primäre Ursubstanz ausfiltrieren, so wie einst Adolf Bastian und Wilhelm Wundt die allgemein-menschlichen Urgedanken unter Ausschaltung der geschichtlichen Wandlungen zu präparieren versuchten.

Gegenüber solchen, einstweilen nur als Ziel und Forderung aufzustellenden Wunschbildern geht der Arbeitsweg der Volkskunde weiter seinen schrittweisen Gang in der Erforschung des lebendigen deutschen Volksgeistes, der deutschen Volksseele. Dabei sind wir uns bewußt, daß wir unsere Ziele nur erreichen können, wenn wir alle bildenden Faktoren in Rechnung stellen und nüchtern gegeneinander an äußerem Ausmaß wie an innerer Gestaltungskraft abwägen: Faktoren geschichtlicher wie übergeschichtlicher Art, Landschaft und soziale Bedingtheiten, die Gegebenheiten des menschlichen Geistes und die Sonderheiten unserer Eigenseele. Nichts erscheint uns unfruchtbarer als der leidenschaftliche Streit um die Bedeutungswertung dieser einzelnen Faktoren, da er ausstehende Forschungsergebnisse als Grundlagen und Wegweisungen des Forschungsganges vorausnimmt. Der Weg zu allgemeineren, volkspsychologischen Feststellungen aber geht durch die Erfassung der äußeren Ausdrucksformen hindurch: in Sprache und Erzählung, in Brauchtum und

Digitized by Google

Spiel, in Gesang und Tanz und der bildnerischen Schöpfung, im Ernst des Arbeitslebens, wie der Entspannung freudiger und festlicher Tage. Eine solche weite Zielsetzung der Volkskunde setzt voraus, daß neben der Sonderforschung des Einzelnen Beobachtungs- und Sammelorganisationen stehen, ohne deren Arbeit sich nie ein geschlossenes Bild von der Zeitform und dem Bildwandel eines Volkes gewinnen läßt. Darum ist auch für den, der sich darüber klar ist, daß die größten wissenschaftlichen Entdeckungen immer nur von einzelnen genialen Menschen geschaffen werden, die Organisationsfrage eine Lebensfrage der deutschen Volkskunde. Und nicht von den Leistungen Einzelner will ich heute zu Ihnen sprechen, sondern von dem Stand der volkskundlichen Arbeitsorganisation in Deutschland.

Die verschiedenen Pläne Jacob Grimms mit Hilfe der Amtleute und Geistlichen über ganz Deutschland hin oder doch durch Westfalen ein Erhebungsnetz für die Ausdrucksformen einer volkstümlichen Kultur zu spannen, erstickten bald nach ihrer Geburt in Denkschriften. Auch die seit dem letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts begründeten Archive der volkskundlichen Vereine gelangten aus Mangel an Mitteln kaum zu einer Auswertung ihrer teilweise sehr reichen und wertvollen Sammlungen. So kam es, daß erst das letzte Jahrzehnt der deutschen Volksforschung drei Arbeitsinstrumente schenkte, die den festen Willen zur Lösung der entscheidenden Fragen der volkskundlichen Zielsetzung verraten.

Das erste dieser Instrumente ist der „Atlas der Deutschen Volkskunde", der schon 1907 von Wilhelm Peßler gefordert wurde, dessen endgültige Sicherung aber erst 21 Jahre später der Öffentlichkeit durch einen Vortrag Arthur Hübners auf der Dresdener Tagung des „Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde" als Tatsache verkündet wurde. Dieser damals kurz zuvor von der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft ins Leben gerufene Atlas stellt mit seinen über 20000 Mitarbeitern das größte geisteswissenschaftliche Gemeinschaftsunternehmen dar, das je in unserem Lande in Angriff genommen wurde. 37 Landesstellen organisieren und überwachen die Sammelarbeit nach den Grundlinien und Fragebogen der Berliner Zentrale. Außerordentliche Mittel mußten die ganzen Jahre hindurch für dieses Unternehmen aufgewendet werden, und die Arbeit verlief nicht immer reibungslos. Erschütterungen innerhalb des großen Kommissions- und Verwaltungsapparates, ein häufiger Wechsel in der obersten Leitung, zuweilen auch das Fehlen einer autoritativen Hand, schufen manche Kämpfe. Dazu kamen Versuche, im Rahmen des Atlas neben der Volkskunde Aufgaben der Wortforschung, Kulturgeschichte und Altertumskunde zum Austrag zu bringen. So stellten nicht selten die Fragen, aber auch die methodischen Entscheidungen Kompromißlösungen dar. Waren die ersten vier Fragebogen mehr historisch gestaltet, so versucht der fünfte die Stellung des Menschen zum Mitmenschen, zu Tier und Pflanze festzuhalten und somit allgemeinere volkspsychologische Fragen zu lösen. Mit dem noch ausstehenden sechsten Fragebogen soll das große Werk, dessen erste Kartenlieferung in diesem Herbst erscheinen dürfte, seinen Abschluß finden. Sie zeigt unredigierte Forschungskarten im Punktsystem, also Rohkarten des Befragungsergebnisses, die auf

Digitized by Google

den Versuch von Grenzziehungen verzichten. Sie liefern also keine Forschungsergebnisse, die stets der Gefahr persönlicher Deutung ausgesetzt sind, sondern geben die räumlichen Ansatzpunkte für eine spätere Einzelforschung, deren Fragestellungen sich aus der Häufung, Verebbung und Isolierung der Zeichensetzung der Karten ablesen lassen. Indem sie so einen ersten Überblick über die Gemeinsamkeiten und Sonderheiten unseres geistig-seelischen Volkslebens im deutschen Sprachraum gewähren, werden sie nicht nur zum unentbehrlichen Forschungsinstrument für die Erkenntnis unserer Gegenwartslage, sondern auch zur Grundlage weitergreifender Untersuchungen in die geschichtliche und übergeschichtliche Tiefe. Inwieweit es sich empfehlen dürfte, neben solchen Forschungskarten, vereinfachte und redigierte Ergebniskarten für den Lehr- und Schulgebrauch herauszugeben, ist eine Frage zweiter Ordnung.

Die zweite, große volkskundliche Organisation unserer Tage führt in unser engeres Heimatland. Es ist die „Landesstelle für Volksforschung und Volkstumspflege im NSLB, Gau Sachsen", die seit ihrer Begründung vor 2 Jahren von Karl Ewald Fritzsch geleitet wird. Art und Träger dieses Unternehmens ergeben sich aus ihrem Namen: Die sächsische Lehrerschaft übernimmt in ihr neben der erzieherischen Aufgabe der Volkstumspflege die wissenschaftliche der Volkstumsbeobachtung. So wird der Lehrer nebenberuflich zum verantwortlichen Träger einer großen wissenschaftlichen Aufgabe. Zwar gehört auch die überwiegende Mehrzahl der Atlassammler dem Lehrerstand an, doch geschah hier erstmals die bewußte Zusammenfassung von beruflicher Lehre und wissenschaftlichen Erhebungen in einer Hand aus der Einsicht heraus, daß letzten Endes nur der Volkserziehung treiben könne, der sich die Erkenntnis der geistig-seelischen Lebenslage des Volkes in seinem Wirkungsbereich selbst erarbeitet habe. So wurde in jeder sächsischen Schule ein Volkstumswart eingesetzt, der einem Kreisvolkstumswart und schließlich dem Gausachbearbeiter im sächsischen NSLB untersteht. Der gesammelte Stoff verbleibt dem Schulort, geht aber in einer zweiten Ausfertigung an die Kreisstelle und landet in einer dritten in den beiden Landeszentralen, die mit der Technischen Hochschule Dresden, bzw. der Universität Leipzig verbunden sind, wo er wieder der Ausbildung der Volkskundler und besonders den Volkskunde studierenden Lehrerstudenten zugute kommt. Das Arbeitsziel dieser Landesstelle geht weit über den Aufgabenkreis des Atlas der Deutschen Volkskunde hinaus, der von vornherein als einmaliges Unternehmen gedacht war, indem die Landesstelle als Dauerorganisation zur Beobachtung der Dynamik des Volkslebens im Wechsel der Jahre gedacht ist. Die Früchte ihres Tuns reifen also nur allmählich, und ihre volkskundlichen Aufgaben werden sich erst dann voll erfüllen, wenn sich die anderen deutschen Gaue dem sächsischen Vorbild angeschlossen haben. Aber wir sind uns darüber klar, daß sich die Ausdehnung der sächsischen Organisation über den großdeutschen Raum weder durch Zwang noch durch Überredungen erreichen läßt, sondern lediglich durch ein Allgemeinwerden der Einsicht von der Notwendigkeit der in Sachsen geleisteten Arbeit und somit durch das Gewicht ihrer Arbeitsergebnisse. Erst wenn offenkundig geworden ist, daß es sich hier

Digitized by Google

um den entscheidendsten Versuch handelt, gradlinig auf das volkskundliche Ziel zuzustoßen, den die deutsche Volkskunde bisher unternommen hat, wird die bisher aufgewandte Mühe nicht vergebens sein. Vorbedingung eines Erfolges aber ist, daß sich die sächsische Lehrerschaft selbst klar ist über die Schwere wie über die Bedeutung der übernommenen Aufgabe, daß Volksforschung und Volkstumspflege nicht in allgemeinen Bemühungen um die Heimatkunde zerfließen, daß der Lehrer Erzieher und Forscher mit ganzem Herzen zugleich sein will. Von dem Gelingen oder Mißlingen dieses sächsischen Versuchs und seiner Ausdehnung über die ganzen deutschen Gaue hängt, wie die Dinge heute liegen, ein großer Teil des Arbeitsfortschrittes der deutschen Volkskundeforschung überhaupt ab, ein endgültiger Erfolg aber würde die Tat der sächsischen Lehrerschaft für alle Zeiten in die Ehrentafeln der deutschen Wissenschaft eingraben.

So wichtig für die Forschung, so ausschlaggebend für die praktische Volkspflege die Kenntnis vom Wandelbild der Erscheinungsformen unseres heutigen Volkslebens ist, so wenig genügt noch das Wissen um sie allein zur Klarstellung der schöpferischen, jene Formenwelt gestaltenden Kräfte. Hier bedarf es nicht nur eines ergänzenden Vorstoßes in die geschichtliche Tiefe, sondern zugleich auch des zielmäßig geordneten Zusammenspiels verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen, weil ein solches allein über die Volkskunde im engeren Sinne hinaus zu einer alle bildenden Faktoren erfassenden Volksforschung vorzudringen vermag. Endlich aber auch der Schaffung einer deutschen Forschungszentrale, die die Zersplitterung der Kräfte verhütet, die lebenswichtigen Arbeiten fördert, der Einzel- und Sonderforschung beispringt und den reibungslosen Ablauf der Gemeinschaftsarbeit in den verschiedenen deutschen Ländern und Gauen sowie zwischen den einzelnen Forschungseinheiten sicherstellt. Aus solchen Erwägungen heraus entschloß sich die „Deutsche Forschungsgemeinschaft“ (die frühere „Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft“) im Herbst 1934 zur Begründung einer „Reichsgemeinschaft der Deutschen Volksforschung“, die fünf Abteilungen umfaßt: 1. Vorgeschichte, 2. Rassenkunde, 3. Volkskunde, 4. Volkssprache, 5. Siedelung. Diese Aufteilung in fünf getrennt marschierende, zum gemeinsamen Ziel vorstoßende Forschungsgruppen entsprang teils theoretischen, teils praktischen Erwägungen. Vom Standpunkt der Volkskunde aus gesehen ist zunächst die enge Zusammenarbeit mit der Vorgeschichte zu begrüßen. Die Bedeutung der Vorgeschichte für die Erkenntnis unseres geistig-seelischen Volkslebens bedarf kaum vieler und großer Worte, ebensowenig die Begründung ihrer Notwendigkeit als selbständiges Forschungsfach. Sind doch notgedrungen die Methoden zur Aufhellung unserer literarischen und vorliterarischen Zeit so verschieden, daß eine Arbeitstrennung des Spatenforschers und Handschriftendeuters unerläßlich erscheint. Wie für die Geschichte, so ist auch für die Volkskunde heute die vorgeschichtliche Arbeit eine ihrer stärksten Hoffnungen, nachdem sich die literarischen und archivalischen Quellen unserer Frühzeit kaum mehr vermehren dürften und ihre Deutung nahezu völlig ausgeschöpft scheint. Was wir jetzt noch an neuen Erkenntnissen über die Glaubensvorstellungen und das Brauchtum unserer Vorfahren in

Digitized by Google

der vorchristlichen Zeit wie den ersten christlichen Jahrhunderten gewinnen können, vermag allein der Spaten zutage zu fördern. Karl Helms „Altgermanische Religionsgeschichte" I (1913), die zum erstenmal einer volkskundlichen Darstellung umfassend die Ergebnisse vorgeschichtlicher Forschung einbezog, zeigt uns, in welchem Ausmaß solche Funde unser volkskundliches Wissen bereichern, wie weit durch sie die Ausblicke, wie tief die Einblicke werden. Aber dieses Buch beweist auch, wie schnell durch neue Grabungsfunde sich heute die Bilder solcher Gesamtdarstellungen verschieben, ergänzen, vertiefen. Noch geben neue Entdeckungen, wie die Felsenbilder am Brunholdisstuhl bei Bad Dürkheim in der Pfalz, die uns Pferde, einen Speertänzer und sommertagsähnliche Stäbe zeigen, Fragen über Fragen, aber jeder neue Fund wird — so hoffen wir zuversichtlich — auch neue Klärungen und Lösungen bringen, und nicht nur geschichtlicher, sondern auch übergeschichtlicher, psychologischer Art. Ebenso augenfällig ist die Bedeutung der Rassenkunde für die Volkskunde, seit sich die Rassenkunde mehr und mehr von der bloßen Anthropometrie abgekehrt und rassenseelenkundlichen Fragen im Sinne von Clauß zugewandt hat. Hier wird sie ohne die Ergebnisse der volkskundlichen Forschung selten schlußreif werden und ihrerseits wieder der Volkskunde neue Ansatzpunkte und Nachprüfungsanregungen geben. Zwar richtet die Rassenkunde zielmäßig ihren Blick auf die Rasseneinheiten, nicht auf die Volkseinheiten volkskundlicher Schau und spürt somit der Vielheit der rassischen Typen über die Grenzen der Volksgemeinschaften nach, doch erfaßt sie damit zugleich die rassischen Bestände innerhalb der verschiedenen Volksräume und gibt so der Volkskunde die Grundlagen für die Auswertung des Rassenfaktors im Volksganzen. Aber erst wenn einmal die Rassenkunde soweit ist, uns derart bis ins einzelne gehende Rassenkarten innerhalb des deutschen Volksraumes vorzulegen, wie sie der Atlas der Deutschen Volkskunde heute schon für das deutsche Brauchtum und die deutschen Glaubensvorstellungen besitzt, werden auch die Fragen des rassemäßigen Anteils an der bunten Erscheinungsfülle des deutschen Volkslebens ihre Klärung finden und damit eine „Volkskunde auf rassischer Grundlage" in den Bereich des Möglichen rücken. Diese Klärung aber ist nur möglich aus einem Hand-in-Hand-arbeiten, nicht aus einer Vermischung beider Disziplinen, und die Auflösung der Volkskunde zu einer Rassenkunde führt zu den gleichen wissenschaftlichen Unzuträglichkeiten wie es die umgekehrten Bemühungen tun.

Die dritte Abteilung „Volkssprache" bildet, theoretisch gesehen, nur ein bestimmtes Kapitel im System der Volkskunde, und die Bezeichnung „Volkssprache" ist aus der volkskundlichen Betrachtungsweise unseres Sprachlebens erwachsen. Doch schien bei der Umfänglichkeit und Eigenart ihres Arbeitsgebietes (das neben dem Deutschen Sprachatlas auch die Mundartenwörterbücher betreut) ihre Verselbständigung geboten. So jung die volkskundliche Betrachtungsweise der Sprache ist, die über die Mannigfaltigkeit der äußeren Sprachformen, und darum auch über die Mundarten hinaus in die Seele des Sprachträgers zielt, die an der Sprache den geistigen und seelischen Radius einer Sprachträgergemeinschaft ablest, so zukunftskräftig haben sich solche Fragestellungen auch jetzt schon in der Sprachwissenschaft im engeren

Digitized by Google

Sinne erwiesen. Für die Volkskunde aber ist die Sprache die unmittelbarste Ausdrucksform alles geistig-seelischen Volks- und Menschenlebens. Schließlich die letzte Abteilung der Reichsgemeinschaft der Deutschen Volksforschung, die Abteilung „Siedelung". Ihre Aufgabe ist es, die Grundlagen zu klären für die äußeren Bewegungen, Absplitterungen und Menschenvermischungen im volksdeutschen Raum. Sie unterstreicht die Bedeutung der Landschaft, des Heimatbodens und des Siedelungslandes und stellt die bedeutungsvollen Fragen der Volksstämme und Volksschläge in den Mittelpunkt ihrer Betrachtung. Eine gemeinsame Zeitschrift soll die Arbeitsergebnisse dieser fünf in der Reichsgemeinschaft zusammengeschlossenen Forschungsfächer zu der großen „Deutschen Volksforschung" zusammenschweißen.

Über die nächsten, konkreten Einzelaufgaben der Abteilung „Volkskunde" möchte ich mich an dieser Stelle nur ganz andeutend auslassen, schon weil noch alles in den ersten Anfängen und Planungen steckt. Jedenfalls beabsichtigt sich die Abteilung „Volkskunde" nicht zu einem sich selbst genügenden Forschungsinstitut auszubauen, vielmehr will sie in erster Linie das Rückgrat alles volkskundlichen Forschungslebens im Lande sein, die betreuende Mutter der deutschen Volkskundeforschung, die die zerstreuten Arbeitskräfte zusammenfaßt und dem gemeinsamen Ziele zuführt. Sie ist darum auch keine Subsidienstelle für alle möglichen Einzeluntersuchungen, wohl aber betrachtet sie es als eine ihrer Hauptaufgaben, die Sammelorganisationen in den deutschen Landen aufrechtzuerhalten und, wo es nötig werden sollte, neuzugestalten. Daneben führt sie den ihr eingegliederten und untergegliederten „Atlas der deutschen Volkskunde" nicht nur seinem Abschluß zu, sondern zugleich über ihn hinaus, indem sie den Atlasgedanken und die kartographische Darstellung der Erscheinungsformen auch nach der Beendigung dieses Einzelunternehmens weiter zu pflegen gewillt ist. Zugleich setzt sie durch Gewährung von Forschungsstipendien für junge Gelehrte mit bestimmten Einzelarbeiten an den Stellen ein, die auf Grund der Fragebogenergebnisse oder aus allgemeinen, zielmäßigen Betrachtungen heraus neue, besonders wertvolle Erkenntnisse versprechen. Auch leitet sie die Erschließung neuer Stoffquellen in Wort und Bild zur Klärung der geschichtlichen Abläufe der einzelnen Ausdrucks- und Erscheinungsformen des Volkslebens in die Wege. So betrachtet sie die Inventarisierung der archivalischen und handschriftlichen Belege volkskundlicher Art als gleich notwendig und unaufschiebbar wie die Aufnahme volkskundlich aufschlußreicher Bestände der Heimatmuseen und des entsprechenden Bildgutes in unseren öffentlichen wie privaten Sammlungen und hat dafür schon einzelne Arbeitskräfte einzusetzen begonnen. Das aus solcher Ausschöpfung gewonnene Bild- und Wortarchiv wird jeder ernsthaften wissenschaftlichen Arbeit und jedem Forscher zur Verfügung stehen, und die landschaftlichen Organisationen und Museen werden in einer zweiten Ausfertigung der Kartothekbelege den ihnen zunächst wichtigsten Belegstoff von der Zentrale erhalten. Schließlich ist (unter Ausbau der phototechnischen Stelle des Atlas der Deutschen Volkskunde und gemeinschaftlich mit verwandten staatlichen oder staatlich geförderten Organisationen) die Anlage eines Filmarchivs in die Wege geleitet, in dem in erster Linie

Digitized by Google

das deutsche Brauchtum sowie das Volksschauspiel festgehalten werden sollen.
Sie sehen: hier wie dort große Pläne, hoffnungsvolle Ansätze und teilweise Erfüllungen. Der Atlas der Deutschen Volkskunde seinem Ende zugehend, die Sammelorganisation der Landesstelle für Volksforschung und Volkstumspflege im NSLB, Gau Sachsen, als Vortrupp einer allgemeinen deutschen Dauerstelle zur Beobachtung und Erhebung der volkstümlichen Ausdrucksformen unserer Tage, die Reichsgemeinschaft der Deutschen Volksforschung als das zentrale Institut gesamtdeutschen Forschungswillens. Da erhebt sich die Frage: wird es uns endlich gelingen, zu den Zielen vorzustoßen, die sich die Volkskunde seit den Tagen Riehls gesetzt hat? Wir wissen es alle nicht, aber Gelingen oder Nichtgelingen, Umweg oder gerade Straße, hängen heute mehr denn je von der Willenskraft und der Beharrlichkeit eines jeden einzelnen Volkskundlers ab. Denn nur die Kräfte und Arbeitsleistungen vieler Einzelner erwecken das Vertrauen der Allgemeinheit zu einem Arbeitsfach. Aber der Glaube an den Wert volkskundlichen Schaffens verbürgt noch nicht allein den Erfolg, gesellt sich nicht zu ihm zugleich das allgemeine Vertrauen zur erkenntnistheoretischen, geisteswissenschaftlichen Forschung überhaupt. Und wie nur aus der Annäherung zweier entgegengesetzt geladener Pole der elektrische Funke entspringt, so leuchtet auch unser Leben erst da aus dem Dunkel empor, wo das Wissen um es und der Glaube an es sich zu einer einzigen, ewig lodernden Flamme verbinden. Was wir Einzelnen tun können, ist nichts anderes als unserer Arbeit die Treue zu halten und nicht den Glauben an sie zu verlieren, auch wenn manche heutzutage den Gang der Forschung als zu langsam, die Forschungswege als allzu sehr mit Problemen belastet finden.

Die Halloren

Von Bergrat Liebenam, Halle a. S.

Mit 4 Abbildungen im Text

Die „Halloren" bilden auch heute noch den Stamm der Arbeiterschaft in der Saline zu Halle, die sich jetzt im Besitz der Halleschen Pfännerschaft zu Halle a. S., Abteilung der Mansfeld-A.-G. für Bergbau und Hüttenbetrieb zu Eisleben befindet.
Der Streit, ob die ersten Halloren keltischen, wendischen oder deutschen Stammes (Hermunduren) waren, wird wohl niemals geschlichtet werden. Nach dem Aussehen ist in den Halloren auch heute noch etwas Fremdstämmiges enthalten, in treudeutscher Gesinnung aber lassen sie sich von niemandem übertreffen!
Die zur Zeit noch lebenden 44 Halloren sind in der „Salzwirker-Brüderschaft im Thale zu Halle a. d. Saale" zusammengefaßt. Leider sind urkundliche Beweise über die Gründung der Brüderschaft, die vermutlich weit vor dem Jahre 1000 liegt, nicht vorhanden. Die erste Urkunde stammt aus dem Jahre 1509, ihr folgen in großer Zahl historische Belege über Leben und Treiben der Brüderschaft und der Halloren. Die Salzwirker-Brüderschaft stand und

Digitized by Google

steht heute noch unter dem besonderen Schutz von „Salzgrafen", deren Namen — 62 an der Zahl — uns seit dem Jahre 1145 bekannt sind. Sie hat ihr eigenes Gesetz: „Die Brüderordnung".

> Schon anno domini 1509 am 27. Juli hat Ernestus, Erzbischof von Magdeburg, Primas in Germanien, Administrator des Bisthums Halberstadt, Herzog zu Sachsen, Landgraf zu Thüringen und Markgraf zu Meißen „die Brüderschaft der Bornknechte über dem Gutjahr-Brunnen im Thal zu Halle confirmieret und ihre Satzungen bestätiget".

Die älteste bekannt gewordene eigentliche „Brüderordnung", die die gesamte Arbeiterschaft der Saline, insbesondere aber die Salzsieder umfaßt,

Abb. 1. So schenkt man das Halloren-Bier aus der Spritzkanne in den silbernen Becher. (Phot. Kurzhals, Halle a. S.)

stammt aus dem Jahre 1699 und ist von dem Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg bestätigt.

Die zweite „Brüderordnung", unterschrieben vom König Friedrich Wilhelm III., ist 1843 erlassen. Sie hat einer neuen, den Zeitverhältnissen angepaßten „Brüderschafts-Ordnung" Platz gemacht, die am 15. November 1929 vom Preußischen Staatsministerium als Rechtsnachfolger des preußischen Königshauses genehmigt worden ist. Man hat sich bemüht, in der neuen Brüderschafts-Ordnung den Geist der früheren Zeit aufrecht zu erhalten und den Eigenarten und überlieferten Gewohnheiten der Halloren Rechnung zu tragen. — Die Rechte und Pflichten der Vorsteher, insbesondere des „Regierenden Vorstehers" und der „Beutelherren" sind in dieser Brüderordnung ebenso fest umrissen, wie die Rechte und Pflichten des zum Schutze der Brüderschaft berufenen und mit der Wahrnehmung der Geschäfte des „Salzgrafen" betrauten staatlichen Bergbeamten, d. i. der Bergrevierbeamte für das Bergrevier Halle. Besondere Abschnitte befassen sich mit den „wohlerworbenen

Digitized by Google

Rechten" der Brüderschaft, mit dem Recht, sich „Halloren" zu nennen, mit dem Recht und der Verpflichtung, die altüberlieferte „Hallorentracht" zu tragen, mit dem „Pfingstbierfest" und den „Schwagern".
Die „Wohlerworbenen Rechte" werden mit großer Zähigkeit verteidigt, nachdem namentlich in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts so manches von ihnen verloren gegangen ist, wie das Recht des freien Vogelfanges, das Recht am Talamtsarmenbeutel, das Recht des Wursträucherns u. a. m. Heute noch haben die Halloren ein Recht auf Arbeit in der Saline Halle, das Recht des freien Fischfanges in der Saale, das Recht zur Ausführung von Beerdigungen in der Stadt Halle, das Recht auf einen Hospitalplatz, ein ihnen gerade in der letzten Zeit strittig gemachtes Rentenrecht als Abfindung von Naturalrechten u. a. m.

Abb. 2. Der 70jährige Hallore Karl Moritz VII beim Fahnenschwenken

Mit diesem Naturalrecht hat es eine eigene Bewandtnis. Zur Zeit schlechten Salzabsatzes und deshalb wegen mangelnden Verdienstes erhielten in früheren Jahrhunderten die Salzwirker eine Art Arbeitslosenunterstützung in Form von Bier, Brot, Käse, Heringen und anderen Gaben, die später bei besonderen festlichen Anlässen, insbesondere dem „Pfingstbierfest", zur Erhöhung des Festgenusses verwendet wurden. Die Ablösungsgeldrente, die seit etwa 80 Jahren gewährt wird, bildet eine der Haupteinnahmequellen des „Beutels" der Brüderschaft. Durch sie wird, z. T. wenigstens, das alle zwei Jahre stattfindende „Pfingstbierfest" finanziert. Bei diesem Feste fehlt kein Hallore, gilt es doch, nicht nur zu feiern, sondern in großzügiger Weise die Brüderschaft zu repräsentieren. In großer Zahl ergehen Einladungen an prominente Bürger der Stadt Halle, insbesondere aber an studentische Korporationen. Man will bei ihnen die Gastfreundschaft erwidern, die die Studentenverbindungen den Halloren bei vielerlei Gelegenheit zuteil werden lassen. Zwischen Studenten und Halloren hat stets ein gutes Verhältnis be-

Digitized by Google

standen, das in der gegenseitigen Anrede „Schwager" auch äußerlich seinen Ausdruck findet. (Abb. 1.)

An Stelle des Pfingstbierfestes tritt in jedem zweiten Jahre der Tag des „Sonnens" der Becher und Fahnen, der ebenfalls ausreichend Gelegenheit zum Feiern und Fröhlichsein gibt, nur etwas weniger zwanglos verläuft als das Pfingstbierfest. Aber auch die früher sorgfältig innegehaltenen Formen des Pfingstbierfestes haben sich nicht mehr voll erhalten. Es gibt zwar auch jetzt noch feierliche Ansprachen, insbesondere die Begrüßung der Gäste und Schwager durch den regierenden Vorsteher, den Umzug der Halloren auf dem Festplatz, das Fahnenschwenken und den Hallorentanz. Die im Namen des Königs ausgesprochene Bestätigung des neugewählten Vorstandes durch den Salzgrafen nach Einholung desselben vom Talamt, d. i. die Verwaltungs- und Gerichtsstätte, ist jedoch dem Wandel der Zeiten erlegen. Ist doch auch die Stellung des Salzgrafen, der früher in einem großen Teil von Halle oberster Gerichtsherr war, inzwischen eine andere geworden. Er hatte früher bei dem Pfingstbierfest „einen Frieden zu würken", d. h. er erließ an die Halloren ein feierliches Gebot, „daß sie nicht zanken, raufen, schlagen oder sonst Unfug verüben"[1]).

Abb. 3. Die Hallorenbraut und zwei Halloren mit den beim Fischerstechen gebrauchten Lanzen. (Phot. Molsberger, Halle a. S.)

Rauh, aber herzlich ist der Ton auf den Hallorenfesten wohl immer gewesen. Wenn der Einleitungstanz des Salzgrafen mit „des ältesten Vorstehers mannbarer Tochter" vorüber war und der Salzgraf sich nach dem eigenartigen Tanz der Platzknechte, bei dem einer den anderen umzustoßen versuchte, zurückgezogen hatte, dann bekamen die „Platzknechte", die für Ordnung zu sorgen hatten, mancherlei zu tun, um die Wogen der Begeisterung zu glätten. Ohne eine interne Nachfeier am folgenden Tage pflegte kein Pfingstbierfest seinen Abschluß zu finden.

Selbstverständlich erscheinen die Halloren beim Pfingstbier, auf den Studentenkneipen und bei besonderen Gelegenheiten in ihrer altüberlieferten Tracht. Lange Röcke (schwarz, rot oder blau), Kniehosen, weiße oder blaue Strümpfe, Schnallenschuhe und eine Art Dreimaster bilden ihre Bestandteile. Das Wichtigste aber sind die buntgeblümten seidenen Westen mit

[1]) Vgl. Dr. Freydank, Die Hallische Pfännerschaft 1500 bis 1926. — Seite 314ff.

Digitized by Google

18 großen, echt silbernen Kugelknöpfen, die sich von Generation zu Generation forterben.
Auf dem Pfingstbierfest werden die „Becher" wacker geschwungen! Es sind z. T. sehr schöne und kostbare silberne Becher. 46 nennt die Brüderschaft ihr eigen! Seit Jahrhunderten ist dieser Silberschatz zusammengetragen. 16 Becher sind Geschenke von Fürstlichkeiten. Jeder preußische Herrscher der letzten 300 Jahre ist in dem Silberschatz der Halloren mit einem Becher vertreten.
Von den gleichzeitig geschenkten Fahnen sind nur noch einige erhalten. Immerhin werden in dem kleinen Hallorenmuseum bei der Saline zu Halle noch 7 Fahnen, die älteste aus dem Jahre 1608, und 6 Fahnenspitzen verwahrt.

Abb. 4. Die Abordnung der Halloren mit dem Salzgrafen vor dem Haus des Reichspräsidenten nach der Neujahrsbeglückwünschung

Der große Verschleiß der Fahnen ist darauf zurückzuführen, daß man sie häufig zum kunstvollen Fahnenschwenken benutzt, das nach einem besonderen Liede von dem Fahnenträger mit Kraft und Geschicklichkeit vorgeführt wird. Trotz seiner mehr als 70 Jahre hat es bis zum vergangenen Jahre der Hallore Moritz 7 — die Namen kehren seit Jahrhunderten immer wieder — sich nicht nehmen lassen, nach alter Landsknechtsitte das Fahnentuch durch die Luft zu wirbeln, wie er es 35 Jahre lang getan hatte! (Abb. 2.)
So mancher alte Brauch ist leider im Laufe der Jahre in Vergessenheit geraten oder außer Übung gekommen, wie das Fischerstechen auf der Saale. Es bestand darin, daß auf 2 flachen Kähnen stehende Halloren versuchen mußten, beim Vorüberfahren sich gegenseitig mit Hilfe einer Art Lanze in die nasse Flut zu stoßen. Die Sicherheit der Halloren an, auf und in dem Wasser hat dazu geführt, daß früher wie heute noch die Halloren als „Badehalloren" in vielen Badeanstalten Deutschlands Beschäftigung finden.
Leider sieht man nur noch selten die Frauentracht der Halloren, bestehend aus einem weißen Blusenhemd, hellblauem Seidenmieder und gleichfalls

Digitized by Google

hellblauem, wattierten Rock mit weißer Spitzenschürze und hübsch verziertem Silbergürtel. (Abb. 3.)
Bei besonderen feierlichen Anlässen, wie beim Festzuge am Pfingstbierfest, tritt die Hallorenbraut mit dem Hallorenbräutigam auf. Die Braut hat ein Krönchen auf dem Haupt, bestehend aus vergoldeten Gewürznelken, der Bräutigam einen Blumenkranz mit langen blauen Bändern. Ein Tanz des Brautpaares um die Fahne gehört zu den offiziellen Angelegenheiten.
Auf Formen wird sehr gesehen, sei es bei den Ansprachen, Beglückwünschungen, sei es bei den „Festivitäten". Formgewandtheit kann man den Halloren nicht absprechen. Gewohnheit und Vererbung haben hierzu das Ihre beigetragen. Mit außerordentlicher Sicherheit haben sich die Halloren stets auf dem Hofparkett bewegt! Alljährlich zum Neujahrsfest pflegte bis zum Jahre 1914 eine Abordnung der Halloren dem preußischen Herrscherhause die Neujahrsglückwünsche darzubringen. Sie überreichten eine mit Soleiern besteckte Salzpyramide und eine Wurst und verlasen nach feierlicher Ansprache „den" Glückwunschcarmen! 10 bis 15mal waren einzelne Halloren der von ihnen als eine besondere Bevorzugung empfundenen Ehre teilhaftig, vor ihrem Kaiser und Könige stehen und in selbstbewußter Haltung die Treuversicherung abgeben zu können! In Anlehnung an diese alte Tradition haben die Halloren am 1. Januar 1932 dem Herrn Reichspräsidenten von Hindenburg die Neujahrsglückwünsche ausgesprochen und so zu dem Schatz ihrer Erinnerungen ein neues Erlebnis hinzufügen dürfen! (Abb. 4.)

Stand und Aufgaben der Flurnamenkunde in Sachsen

Von Dr. Johannes Leipoldt, Dresden

> „Mit größtem Fug nimmt man bei Forschungen über das deutsche Altertum und die Sprache der Völker auf die Eigennamen Bedacht, und keinem anderen Volke fließt die Quelle der reichhaltigsten Aufschlüsse lauterer als dem deutschen."

Als Jacob Grimm, der vielseitige geniale Wegbereiter der deutschen Sprachwissenschaft und Altertumskunde, im Jahre 1840 diese Worte schrieb, eilte er mit dieser Erkenntnis seiner Zeit weit voraus. Hatte man sich bis dahin wohl nicht selten der Orts-, Berg- und Flußnamen zu geschichtlichen und sprachgeschichtlichen Aufschlüssen bedient, so hielt man die Flurnamen damals — soweit man überhaupt von ihrem Bestehen Notiz nahm — doch für zu unbedeutend, als daß sie etwa zu wissenschaftlichen Zwecken für würdig erachtet wurden. Doch auch Jacob Grimm hat die große Bedeutung der Flurnamen für die Erkundung der Geschichte des Volkstums und des Volksbodens unseres Volkes in dem ganzen Umfang, in dem wir sie heute umfassen und begreifen, nicht ahnen können. Und als Buck 1880 sein noch heute bekanntes „Oberdeutsches Flurnamenbuch" herausgab, in dem der philologische Kleinkram nur selten einmal einen Blick auf die volksgeschichtlichen Leitlinien, die uns heute die Flurnamen erkennen lassen, gestattete, war man noch himmelweit davon entfernt, die Probleme in ihrem ganzen Umfange ermessen zu können.

Digitized by Google

Erst der denkwürdige Erfurter Appell des Gesamtvereins der deutschen Geschichtsvereine im Jahre 1903 — zweifellos die wichtigste Etappe auf dem Wege flurnamenkundlichen Fortschritts — fand in der Fachwissenschaft, noch mehr in den weiten Kreisen heimatkundlich begeisterter Laien, eine verständnisvolle Haltung und lebhaften Widerhall.

Damals — so stellt es sich uns heute rückschauend dar — wurde die bisher vorwiegend von sprachlichen Gesichtspunkten betriebene Flurnamenforschung mehr und mehr auf das Gebiet der geschichtlichen Arbeit und Arbeitsweise gelenkt. Das war vor allem das Verdienst Hans Beschorners, der als Anreger und Organisator schon seit mehr als drei Jahrzehnten unermüdlich regsam ist. In den letzten Jahren nun macht sich innerhalb der Flurnamenkunde mehr und mehr der Zug zu volkskundlicher Einstellung hin bemerkbar. Das ist nicht etwa nur als ein Zeichen der Zeit, die die Volkskunde weit in den Vordergrund volks- und landesgeschichtlicher Arbeit geschoben hat, anzusehen, sondern erscheint uns vielmehr als Besinnung auf die eigentlichen Wurzeln der Flurnamen, die im Volke liegen, auf die Erzeuger und Träger des Flurnamengutes als dessen, was in den Mittelpunkt einer rein flurnamenkundlichen Betrachtung zu treten hat.

Flurnamen sind vorwiegend nicht bewußte Schöpfungen einer „Oberschicht" im Volksganzen, andererseits auch nicht Erzeugnisse von bestimmten und als solche gekannten Personen, sondern sie sind unbewußte, „spontane" Bildungen der Gemeinschaften von Menschen (Dorfgemeinden, Berufsverbänden, wirtschaftliche Genossenschaften, Familien usw.). Sie gehören somit zum geistigen Eigentum des breiten Volkes, sind „der Ausdruck lebendiger Beziehungen zwischen Boden und Menschen", also „eine Art geistiger Auseinandersetzung des Menschen mit seiner geographischen Umwelt". So steht der schlichte Mensch mit seiner Vorstellungswelt und Denkart als Mitglied der Gemeinschaft im Mittelpunkt auch der Flurnamenkunde. Da jeder Flurname irgendwie an einem Stück Boden hängt und ihn unterscheidend bezeichnen und kennzeichnen soll, so ergibt es sich notwendig von selbst, daß sich dieser Boden, seine Eigenart und wirtschaftliche Benutzung in den Flurnamen widerspiegelt. Die Auseinandersetzung des Menschen mit dem Boden ist ja vor allem ein wirtschaftlicher Vorgang; Wirtschaft und rechtliche Gemeinschaftsformen werden sich somit in weitem Maße in den Flurnamen ausdrücken. Alles das — wie alles menschliche Tun — ist dem Wandel der Zeiten in der ganzen organischen Verwurzelung mit den Dingen der Welt und Umwelt des Menschen unterworfen, so auch diese kurz gekennzeichneten Beziehungen. In dem Namenschatz, der nicht selten von zäher Dauer ist, können wir die Verschiebungen, die Entwicklung, die die namenschöpferisch wirksamen menschlichen Gemeinschaften und ihre Werke verschiedenster Art durchmachten, und andererseits die Veränderungen des Landes, des Landschaftsbildes erkennen. Da die Namen ein Stück sprachlichen Ausdrucks sind, ist es selbstverständlich, daß sie uns ferner auch außerordentlich wichtige sprachkundliche Aufschlüsse bieten können.

Die Beziehungen der Flurnamenkunde zu Sprachwissenschaft, geographischer Landschaftskunde, Geschichtskunde verschiedenster stofflicher Prägung usw.

Digitized by Google

sind also unbestreitbar eng und außerordentlich bedeutsam. Doch müssen wir bedenken, daß die Flurnamen für diese Gebiete eigentlich nur Hilfsmittel, nicht Selbstzweck bedeuten, wenn auch unter Umständen ihr Wert für diese Gebiete der Forschung die Bedeutung für den volkskundlichen Aufgabenkreis im Endergebnis vielleicht übersteigen wird. Will man aber der Flurnamenkunde stofflich und methodisch eine gewisse Eigenständigkeit zubilligen — und das darf man wohl —, dann kann es nur innerhalb der Begriffswelt und Arbeitsweise der Volkstumskunde geschehen. Das ist die Lage, die die wissenschaftliche Flurnamenkunde heute vorfindet, und wir müssen ihr bei unserer wissenschaftlichen Arbeit Rechnung zu tragen versuchen.

* * *

In Sachsen sind die Voraussetzungen zu einer ausgiebigen Flurnamenforschung, soweit sie auf der Grundlage einer möglichst umfassenden Sammlung der Namen beruhen, dank der unermüdlichen Arbeit Hans Beschorners bestens gegeben[1]). Und überblicken wir die Menge des Schrifttums innerhalb Sachsens, dann erkennen wir unbedingt eine beträchtliche Regsamkeit auf flurnamenkundlichem Gebiete. Vor allem Orts- und Heimatgeschichte haben sich der Flurnamen angenommen und aus ihnen sehr großen Nutzen ziehen können. Ein liebevolles Versenken in die Vergangenheit der kleinen, aber in allen Winkeln vertrauten Heimatscholle bringt es ohnehin von selbst mit sich, auch den Namen der heimatlichen Siedlungen und ihrer Fluren Beachtung zu schenken. Für den heimatkundlichen Unterricht in der Schule sind die Flurnamen zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel geworden. Aber auch schon bei dieser Beschäftigung mit den Flurnamen auf engem Boden sollte, soweit sie auf Wissenschaftlichkeit Anspruch erhebt, der Zusammenhang mit den Problemen, die die Wissenschaft irgendwie bewegen, mehr als bisher gewahrt bleiben oder angestrebt werden. Bei einer Behandlung der Flurnamen einer Gemeinde oder eines kleinen Gebietes, die mehr als nur eine Stoffsammlung sein will, genügt es heute nicht mehr, den Namenschatz säuberlich zu rubrizieren in Kultur- und Naturnamen, Formnamen, Hinweise auf nassen Boden und solche auf trockenem Boden, Pfarrbesitz und Adelsbesitz und dergleichen mehr. Das ist eine notwendige Vorarbeit, die aber im Äußerlichen haften bleibt. Wir dürfen aber nicht immer nur dabei stehen bleiben, zu fragen, was ein Name „bedeutet", also was uns der Name über den Gegenstand der Benennung aussagt, sondern wir müssen uns vor allem auch bemühen, vom Namen auf den Namenschöpfer bzw. Namenträger zu schließen. In welchen Familien des Ortes ist der Name bekannt? Ist er auf einzelne Gesellschaftsschichten oder bestimmte engere Gemeinschaften beschränkt? Wie stehen die Altersschichten zu dem Namengut im einzelnen? In welchen Umkreisen sind gewisse Namen bekannt? Die Frage des Geltungsbereiches der einzelnen Namen in der Flur, der Veränderungen dieses Bereiches, des Zusammenhanges zwischen dem wirklichen Befund des benannten Flurteiles mit dem im Namenwort ausgedrückten Sachverhalt und manche andere ähnliche lassen

[1]) Vgl. den Aufsatz von Rudolph, Heft 1/2. Seite 30—37 der Zeitschrift und die Flurnamenberichte im „Sächsischen Flurnamen-Sammler", Heft 1—4 (1930—1933).

Digitized by Google

sich vor allem im engen Umkreis der heimatlichen Gemeindeflur verfolgen. Notwendig ist ferner, von der Art des Namenschatzes auf die Weite und das Gefüge des geistigen Umkreises der dörflichen oder sonstigen Gemeinschaft zu schließen. Wie steht der Mensch des Volkes überhaupt zum Namen? Wie weit ist die geistige Objektivierung der ihn umgebenden Flurnamen schon gediehen? Ist der Umgang mit ihnen noch gänzlich innerhalb des Unbewußten geblieben?

Selbstverständlich sind solche Fragen für einzelne Fluren kaum selbständig zu entscheiden; das richtet sich ganz nach der Lagerung und dem Erhaltungszustand des Namenstoffes. Aber andererseits sind es gerade diese Gesichtspunkte, die vor allem der Bearbeiter von Einzelfluren mit seiner besseren Ortskenntnis und den innigeren Beziehungen zum Boden und zum Menschen mit einigem Erfolg klären kann. — Für eine ortsweise und heimatkundliche Betrachtung sollten auch die Gesichtspunkte beachtet werden, die für eine räumlich weitergreifende Behandlung der Flurnamen unseres Landes in Betracht kommen und nun kurz besprochen werden sollen.

Äußerst wichtig für alle Beziehungen der Flurnamen zu den Forschungsgebieten, die aus ihnen Nutzen ziehen, wie auch für ihre volkskundliche Betrachtung im besonderen ist es, ihre Dauer und die Zeit ihrer mußmaßlichen Entstehung und ihres Vergehens festzustellen. Wir gewinnen aus solchen Feststellungen wertvollste Einblicke in die Lebensgesetze der Flurnamen überhaupt und damit wieder eine gute Grundlage zur Beurteilung des Quellenwertes der Flurnamen. Das haben zwei Einzelstudien bewiesen, die 1930 auf hessischem und 1934 auf oberfränkischem Boden durchgeführt wurden[1]). Über einen weiten Namenstoff hin muß einmal der Anteil der künstlichen Namengebung festgestellt werden, wobei die These Hans Naumanns von dem „gesunkenen Kulturgut", die Stellung des „Oberschichtigen" zum „Unterschichtigen", die vor einigen Jahren ein Schüler Naumanns in unglücklicher Weise und sehr einseitig behandelt hat[2]), — eine ureigentlich volkskundliche Fragestellung — zu prüfen ist. Wenn man den Flurnamenschatz einer Stadtflur oder eines kleinen Industrieortes mit der einer rein bäuerlichen Dorfflur in seinem Bestand überprüft, oder unter Umständen den einer Altsiedlung (etwa Gewannflur) mit einer spätkolonialen Waldhufenflur, dann stellen sich in deren Zusammensetzung vielleicht — auch außerhalb der reinen Wirtschaftsflurnamen — Unterschiede heraus. Man käme dann zu einer flurnamenkundlichen Typenbildung, die vielleicht Stoff zur soziologischen Gefügeforschung der Volkskunde beitragen könnte.

An verschiedenen Stellen des deutschen Volksgebietes hat man die Flurnamen zur Erfassung des früheren Landschaftsbildes, also zur historischen Landschaftskunde, herangezogen oder es doch wenigstens versucht[3]). Moor-

[1]) Wilhelm Will, Die zeitliche Schichtung der Flurnamen, in „Rheinische Vierteljahrsblätter", I (1931), 250—299. — Hans Strobel, Die Flurnamen von Heinersreuth. Erlangen 1934.

[2]) Walter Best, Flurnamenforschung im Rahmen der modernen Volkskunde, in „Hess. Blätter f. Volksk.", XXVIII (1929), 1—42.

[3]) Otto Schlüter, Die vorgeschichtlichen Siedlungsflächen Mitteldeutschlands, in „Beiträge z. Landesk. Mitteldeutschlands", Braunschweig 1929, S. 138—160.

Digitized by Google

forschung und Florengeschichte[1]) können unter Umständen reichen Gewinn aus einer planmäßigen Durchmusterung eines möglichst vollständigen Flurnamenschatzes haben. Um ein Beispiel zu nennen: man wird so ohne größere Schwierigkeit aus den Flurnamen eine geschichtliche Landschaftskunde der Elbtallandschaft zwischen Dresden und Meißen östlich des Flusses, die geographisch außerordentlich interessant ist, aufbauen können.

Das leitet hinüber zu den siedlungsgeschichtlichen Aufgaben der Flurnamenkunde, die für unser ostmitteldeutsches Gebiet von besonders großer Bedeutung zu sein scheint[2]). Die Namenkunde hat zunächst einmal die Aufgabe, etwaigen Spuren der germanischen Vorbesiedlung des Landes nachzugehen — sei es nun in den Namenwörtern, sei es in der durch die Namen überlieferten Begriffswelt. Es sei auch hier nachdrücklich betont, daß auf diesem schwierigsten Feld der Namenforschung nur mit größter Vorsicht und guter Kenntnis gearbeitet werden darf. Ein Erfolg ist in dieser Richtung bisher noch kaum erreicht, und wir wissen heute noch nicht, ob uns hier ein solcher überhaupt beschieden sein wird. Schmerzlich empfinden wir weiter in Sachsen das Fehlen einer wissenschaftlich einwandfreien Behandlung der slawischen Flurnamen[3]), die zwar außerhalb des Lausitzer Wendengebietes an Zahl nicht stark, aber siedlungsgeschichtlich sehr bedeutsam sind.

Mindestens ebenso wichtig ist es, die Flurnamen planmäßig für die Erkenntnis des großen Vorganges der deutschen Wiederbesiedlung unseres Landes heranzuziehen. Das kann nach verschiedenen Seiten hin geschehen. Vor allem steht hier die Frage nach der stammesmäßigen Zusammensetzung der Siedlerströme, die ins Land kamen. Die Flurnamen versprechen dafür gute Aufschlüsse[4]). Die Flurnamengeographie Sachsens, die in erster Linie zu diesem Zweck betrieben wird, wird noch in diesem Jahre eine großzügige Bearbeitung finden. Auch im Rahmen einer vom deutschen Flurnamenausschusse beschlossenen ähnlichen flurnamengeographischen Arbeit für das gesamte deutsche Sprachgebiet wird sie gebührend berücksichtigt werden. Für die siedlungsgeschichtliche Auswertung werden auch die schon genannten Feststellungen über zeitliche Flurnamenschichten und über bestimmte Typen des Flurnamenschatzes verschiedener Fluren wichtige Aufschlüsse geben[5]).

Aber auch auf anderen geschichtlichen Forschungsgebieten hat die Flurnamenkunde wichtige Hilfsarbeit zu leisten. Einzelarbeiten über die Verbreitung und besondere Lagerung der Dreifelderwirtschaft oder über die Rechtsformen des bäuerlichen Landbesitzes (z. B. Namen wie Lehen, Erbe, Laßäcker, Kabeln)

---

[1]) Lipser, Die Bedeutung der alten Flurnamen für die Florengeschichte, in „Natur u. Heimat", Jg. 1934, Heft 2.

[2]) Johannes Leipoldt, Die siedlungsgeschichtliche Bedeutung der Flurnamen in Sachsen, in „Politische Erziehung", I (Dresden 1934), 381 ff.

[3]) Hier sei Ernst Schwarz, Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle (München 1931) genannt — ein Buch, das auch für Sachsen von großem Wert ist.

[4]) Vgl. Johannes Leipoldt, Flurnamengeographie, im „Nachrichtenbl. f. deutsche Flurnamenkunde", Jg. 1934, S. 1—4.

[5]) Das hat die Arbeit von Max Bathe, Die Besiedlung der Kreise Jerichow usw. (Halle 1932) erwiesen.

Digitized by Google

oder über andere Rechtsverhältnisse[1]) und viele andere versprechen reichen Ertrag. Hohe Zeit ist es, daß in Sachsen einmal die geschichtliche Straßenforschung in Angriff genommen wird; das kann nur unter ausgiebiger Heranziehung der Flurnamen geschehen[2]).

Noch kaum irgendwie planmäßig ausgewertet ist der sächsische Flurnamenstoff für vorgeschichtliche Forschungen[3]). Die vor einigen Jahren in Ostdeutschland durchgeführte Aufnahme der Wall- und Wehranlagen hatte sich beispielsweise mit gutem Erfolg auch der Flurnamen bedient, jedoch ohne wegen der Stoffülle planmäßig und umfassend vorgegangen zu sein. Hier liegt freilich der Antrieb des Forschens weniger bei der Flurnamenkunde als vielmehr bei der Vorgeschichte selbst.

Die schon kurz gestreifte Flurnamengeographie hat nicht allein für siedlungsgeschichtliche Zwecke größten Wert, sondern auch für die Sprachgeschichte. Eine umfassende Behandlung des Flurnamenstoffes nach dieser Richtung ist dringendes Gebot. In den Flurnamen erkennen wir nicht selten ausgestorbene Wortsippen und können mit ihrer Hilfe heute ihre ehemalige Verbreitung feststellen. Überhaupt läßt ein Vergleich der wortgeographischen Karten, die gegenwärtig von mehreren deutschen Mundartstellen (auch von der sächsischen in Leipzig) bearbeitet werden, mit den Flurnamenverbreitungskarten überraschende Ergebnisse erwarten[4]). Völlig unausgewertet ist auch noch das Thema „Flurnamen und Mundart". Die slawischen Flurnamen sind — neben den slawischen Ortsnamen — aufschlußreich für die Frage der Zeit ihrer Übernahme, deren Beantwortung gute Blicke in Sprach- und Volkstumsgeschichte gewähren kann. Für die Kenntnis der slawischen Lehnwörter im deutschen Sprachgebrauch sind die Flurnamen besonders aufschlußreich — aber nur dann, wenn die Untersuchung über größere Räume hin durchgeführt wird.

Schließlich sei auch noch auf ein Ziel allgemeiner Art, das die sächsische Flurnamenkunde anstreben muß, hingewiesen; das ist die Schaffung eines sächsischen oder mitteldeutschen Flurnamenbuches. Freilich kann sich bisher nur ein einziges deutsches Land rühmen, eine landschaftliche Überschau über den gesamten Namenstoff zu besitzen — nämlich Bayern[5]) —, aber die Forderung, solche Werke zu bearbeiten, besteht grundsätzlich für alle deutschen, volklich einheitlichen Stammesgebiete. Freilich sind wir in Sachsen — wie auch in anderen Ländern — heute von der Möglichkeit, ein solches Namenlexikon zu schaffen, noch weit entfernt. Dazu bedarf es einer eingehenden Durchforschung des riesigen sächsischen Namenstoffes. Erforderlich ist es, daß wichtige, in ihrer sprachlichen und sachlichen Bedeutung noch nicht recht geklärte

[1]) E. v. Künßberg, Flurnamen und Rechtsgeschichte, in der „Zeitschr. der Savigny-Stiftung f. Rechtsgesch.", German. Abt., LI (1931), 93—100.

[2]) Hierfür richtungweisend kann die Arbeit von Christian Müller, Alte Straßen und Wege in Oberhessen, in Mitt. d. Oberhessischen Geschichtsvereins N. F. XXVIII (1928) 1ff.

[3]) Wie das geschehen kann, zeigt gut Herm. Strunk, Flurnamen und Vorgeschichte, in „Altpreuß. Forschungen", VII—IX (1930—1932).

[4]) Dazu berechtigt Elisabeth Westphal, Flurnamen und Kulturkreisforschung, in den „Rhein. Vierteljahrsbl.", IV (1934), 1—53.

[5]) R. Vollmann, Flurnamensammlung. IV. Aufl., München 1926.

Digitized by Google

Namen und Namengruppen in wirklich eindringlichen Einzelforschungen untersucht werden. Wir haben auch für Sachsen schon mehrere gute Beispiele dafür aufzuweisen[1]), die es rasch zu vermehren gilt. Der „Sächsische Flurnamensammler" soll auch gerade hierbei der Ort zur Veröffentlichung solcher Studien sein.
Überall, wohin man blickt, öffnen sich weite Felder der Betätigung auf dem Gebiete der Flurnamenkunde Sachsens. Verheißungsvolle Ziele locken und werben dafür. Aufgaben stehen vor uns, die eine Inangriffnahme zum Besten unserer Wissenschaft, an die wir heute mehr denn je fest glauben, fordern. Daß man dabei von einer volkskundlichen Aufgabestellung und Durchdringung des Stoffes ausgehen muß, glaubt dieser Aufsatz, der nur Andeutungen geben konnte, gezeigt zu haben. Nun wollen wir uns regen und dafür sorgen, daß ein Berichterstatter über das gleiche Thema in Jahren melden kann, daß einige dieser Aufgaben ihre Erfüllung fanden!

Sitte und Brauch in der Ernte im Kreise Rochlitz

Mit 1 Abbildung im Text

Bereits 1933 bearbeiteten die Volkstumswarte des Kreises Rochlitz auf Veranlassung des Kreisvolkstumswartes Dir. Beil (Taura) das Erntebrauchtum. Auf Grund seiner ausführlichen Anweisungen beschränken sich die Aufnahmen nicht auf rein volkskundliche Erscheinungen, sondern suchen möglichst alle Vorgänge auch rein wirtschaftlicher Art zu erfassen. Aus der Reihe der ganz ausgezeichneten Berichte sei die Arbeit des Volkstumswartes Walter Dölling (Zettlitz) zur Veröffentlichung ausgewählt, da sie fast alle Erscheinungen berücksichtigt und durch vielfache Verwendung von Ausdrücken der Volkssprache recht lebendig wirkt.
Sie stützt sich nicht nur auf die Angaben aus dem Schulorte Zettlitz, sondern erfaßt auch die zum Kirchspiel gehörigen Dörfer Arnsdorf, Ceesewitz, Sperndorf, Methau und Zschaagwitz.

Beginn der Ernte. In den letzten Wochen vor der Ernte geht der Bauer wiederholt besorgt durch seine Fluren. Sonntags führt er Gäste hinaus. Wenn ihm dann jemand sagt: „Das Getreide steht gut!", so antwortet er wohl: „Beschreit mirs nicht, 's is noch nicht rein!"
Der Beginn der Ernte richtet sich nach verschiedenen Anzeichen, wie nach dem Lager, nach der Saatzeit, ob es Sommer- oder Winterlehne ist, ob es „espriche", auch „esporche", d. h. eifrige Leute waren, die anfingen, oder „Mährsäcke". Bei uns hieß es, „die Ernte kummt von unten ruff". Damit waren die Orte Seupahn, Kralapp und Penna gemeint. Hieb einer ein, dann ließen

[1]) Alfred Meiche, Zuckmantel, in „Deutsche Geschichtsblätter", IX (1910) 201ff. u. 225ff. — Walter Frenzel, Die Hutberge in der Oberlausitz, „Bautzener Geschichtshefte" V (1927) 192ff. — Hans Beschorner, Was besagt der Flurname „Oberschar"?, in „Sächs. Flurnamensammler", Heft 2 und 3 (1930 und 1931). — Herm. Löscher, Der Flurnamen „Vorhaupt", im „Nachrichtenbl. f. dt. Flurnamenkunde", Jg. 1932, S. 21—24. — J. Leipoldt, Die „Sorge", im „Sächs. Flurnamensammler", Heft 4 (1933), S. 2—12.

Digitized by Google

sich die anderen meist nicht halten. Durch zeitiges Säen (vielleicht schon Mitte September) und durch besonderes Düngen ist der Unterschied im Anfangen nicht mehr so groß. Der Bauer sagt wohl: „Mr müssen haun, s' Stroh wärd alle!" oder „Wünsch macht een Notschnitt, or hatt kee Stroh". Die Reife des Getreides wird durch die Nagelprobe festgestellt. Wenn sich ein Korn über den Fingernagel biegt, darf keine Feuchtigkeit mehr herauskommen. Gelbreife richtete sich nach dem Stroh oder nach dem Herunterbiegen der Ähren. Nun kann's losgehen. Aber ja nicht Freitags, das ist ein Unglückstag. (Es würde sonst jemand krank.) Liebers in Methau haben mal Freitags angefangen und hatten deshalb verschiedenes Pech. Der Bauer sagte: „Ich mach's nie widder!"

Meist wird Donnerstags oder Sonnabends angehauen, und wenn bloß eine Puppe gesetzt wird: „M'r ham angefang"!

Ehe es zum Hauen hinausgeht, steckt jede Rafferin ihrem Hauer ein Sträußchen an. Mit einem „Walt's Gott!" wird eingehauen. An welcher Stelle, das richtet sich nach dem Lager, nach der Windrichtung, damit nichts über die Sense fällt.

Die Kleidung der Schnitter ist Bluse und Hose; manche tragen helle Hosen, gediente Soldaten das Koppel, meist Mütze, weniger Strohhüte. Die Rafferin trägt Raffärmel und eine Sackschürze, oft auch nach vorn gestülpte Strohhüte oder das Kopftuch. Manche junge Schnitter tragen nur die Hose. „Früher hätten se sich geschaamt!" meint die alte Wünsch-Mutter.

Beim Sensenhauen wird folgende Reihe eingehalten: Voran schreitet der Vormäher, das ist meist ein Häusler aus dem Ort, dann folgen der Großknecht und der Kleinknecht. Wenn's halbwegs geht, wird jetzt der Binder genommen. Da werden Leute erspart. Es braucht nur noch aufgepuppt zu werden. Der Selbstbinder wurde meist zur Zeit der Leutenot (1927—1930) hier eingeführt. Da er bei Roggen nur selten genommen werden kann (da das Lager zu lang ist), so sät man bedeutend mehr Weizen.

Früher wurde mehr mit der Sense gehauen. Bei den Mähern, die gut „durchhieben", ging das Raffen gut, bei „schlechten Durchhauern hing's", die „brachten nicht viel fertch". Die von der Rafferin gleichlang zusammengeschobenen Halme heißen in unserer Gegend „Gläden". Wintergerste oder Hafer werden „breit" gehauen, viele binden den Hafer aber gleich und puppen ihn auf. Was breit liegt, wird mit der Sichel gelockert und mit dem Rechen gewendet.

Beim Weizenmähen ging früher ein Kind oder ein Größeres mit einem Arm voll Schüttstroh zu jeder Rafferin und legte eine Hand voll Schüttstroh hin zum Binden der Garben, jetzt wird gleich mit ein paar Halmen gebunden. Vor 60—70 Jahren war noch das Binden mit dem Knebel üblich, jetzt findet man es nirgends mehr.

Kommt einer mit der Sense zu tief in den Dreck, so sagt man: „Der sticht 'n Regenwürmern die Oogen aus!" Kommt er an einen Stein: „Hier kommt schon widder e Wetzsteen!" Manchmal findet sich eine Stelle im Getreide, wo sich ein handbreiter Streifen von abgebissenen Halmen durch das Feld zieht. Das hieß der „Billenschnitt". Abergläubische dachten hier an das Wirken

Digitized by Google

des Teufels oder sagten: „Der hat 'n Drachen!" Es handelt sich aber um Kaninchenfraß.

Jeder Schnitter ist stolz, wenn er eine Doppel- oder Glücksähre findet, die wird an die Mütze oder daheim an den Spiegel gesteckt. Kommen rechte Distelflecke, so wird auf die Mägde geschimpft: „Ihr seid faule gewesen beim Distelstechen!" Die Disteln heißen auch „Rosemarienstengel".

Vom Essen und Trinken: In der Ernte gibt es kräftigeres Essen. Zum Frühstück gibts „Bemmen" mit Wurst und Schinken, zum Kaffeetrinken meist nur Bemmen. Früher wurde beim Zulangen streng auf eine bestimmte Reihe gesehen. „Der Große" griff zuerst zu. Hier und da kommt Erntebier, Halbbier, mit aufs Feld, sonst Zitronenwasser oder Himbeerwasser, früher auch Essigwasser. Die „Lase" wird in eine Puppe gestellt. Geht einer recht oft hin, so sagt man: „Mach dr doch een Strick um dn Hals un häng de Lase dran!" Meist wurde aus dem Lasendeckel getrunken. Am Spätnachmittag kam „dr Sechszug" mit raus, das war eine Flasche mit Kornschnaps. „Zu Mittge" gab es erst „Biermährde" oder Semmelmilch, abends Biersuppe (Warmbier).

Vom Puppen: Seit einigen Jahren wird fast alles Getreide aufgepuppt (Arbeitsersparnis). 6 Geschwade gehören zu einer Puppenreihe. Sind genug Leute da, so folgen den Mähern sofort 2 Pupper. Fehlt's an Leuten, dann wird mittags beim 1/2 12 Uhr-Läuten („Mittgläuten") zusammengegriffen und aufgepuppt. Manche benutzen einen Puppenhalter. Richtige Binder haben die Griffe weg: „Staucht se richtg auf!" Bei krummen Garben heißt es: „Drück 'n Bauch mitn Knie nei!" Zuerst wird ein Bock gestellt (4 Garben), dann kommt in jede Lücke eine, also gehören zu einer Puppe 8 Garben. Manche setzen 9, eine Garbe kommt in die Mitte. Unter den Ähren wird ein Seil herumgebunden. Knoten dürfen nicht nach Westen zeigen wegen des Wetters, da sie schlecht austrocknen. „Akkurate" Bauern halten viel auf Richtung der Puppenreihen. Die „Mähter" (Methauer) haben da was los. Ein „Neuer" (zugezogener Bauer) wurde da mächtig „madch" gemacht, wenn er's nicht wie die Einheimischen machte. Der alte Pfau (genannt Bismarck) warf die krummen Puppen wieder um. Wer gescheit ist, puppt in der Richtung einer Drillreihe oder legt eine Richtungsgarbe. Bindergarben werden oft nur 4—5 gesetzt, weil sie stärker sind. (Nur bei Weizen oder Hafer!) Andere „mandeln" den Weizen. Da werden 7 Garben rechts und 7 links gegeneinandergstellt und hinten und vorn je eine Schlußgarbe gesetzt (also 16). Die Puppen dürfen nicht so weit auseinanderstehen, damit man beim Einfahren nicht so weit und so oft fortzurücken braucht. Lieber läßt man größere Lücken. „Gott sei Dank, nu kommt der letzte Hieb!" Aber ein paar Ähren läßt man in der Ecke des Feldes stehen, die „Kornscheune". Oben wird sie mit einem Sträußchen zusammengebunden, unten hinein kommen bei einigen Bauern Körner aller Art. Über den Sinn dieser Handlung wußte niemand etwas zu sagen. Vor 20 Jahren war es bei einigen noch Sitte, die Puppen eines abgemähten Feldes zu zählen und in Schock umzurechnen. Ein Bauer führte darüber genau Buch (M. Spreer, Zettlitz).

Das Einfahren: Bansel und Tenne sind gekehrt. In den Lehmbanseln werden in die Ecken Holunderzweige ode ein Holzkreuz (gegen Mäuse) gelegt, manche

Digitized by Google

legen zuerst eine Schicht Schüttstroh. Nun fährt der Erntewagen hinaus aufs Feld. Der „Gabler" fährt seinen Wagen möglichst so an die Garben, daß er mit dem Wind aufgabelt. Gabler und Lader haben auf mancherlei zu achten. Auf die Leitern kommt die erste Schicht, die Mitte wird ausgelegt, dann folgt die zweite, dritte, auch vierte Schicht. Zuletzt wird die Mitte voll ausgelegt und der Lader springt herab oder steigt auf der Leiter herunter. Der Lader darf nicht an den Leiterbaum treffen, sonst heißt es: „Ihr drescht glei ofn Felde aus!" Beim Einfahren heißt es aufpassen, daß nichts „verschütt" wird, sonst muß der Lader beim Erntefest tüchtig bezahlen. Ist ein Feld leer, dann wird möglichst bald „gekecht". Die Ränder des Feldes werden mit dem Handrechen hineingerecht, und der Auszügler spannt ein ruhiges Pferd in den Kechrechen, besteigt ihn und kecht streifenweise. In der Mitte hebt er aus, und so entsteht die Kechzeile. Die Zeilen werden mit der Gabel zusammengeschoben und aufgeladen. Das Kech wird durch das Balkenloch gesteckt und kommt gleich neben den Dreschtisch. Wer wenig Platz in der Scheune hat, sieht's gern, wenn's mal regnet, damit er's Kech dreschen („runterlassen") kann.

Hafer wird zuletzt eingefahren. Bei einigen Bauern besteht die Sitte, die letzte Garbe auf dem „Buckel" hereinzutragen. Ist die letzte Garbe in die Scheune hinein, dann schicken manche den „Kleenen" mit einem Sträußchen zur Frau ins Haus. Der sagt: „'s letzte is rei!" In Methau herrscht der Brauch, auf das letzte Fuder eine Birke zu stecken. Einer sitzt mit der Ziehharmonika („Zerrwanst") auf dem Wagen und spielt feste.

Zum Abladen werden ein Ablader, ein Bansler und ein paar Zuwerfer gebraucht. Der Bansler bekommt meist ein Paar Hosen und eine Schürze, weil es beim Abladen tüchtig über die Kleider geht. Kommt ein Fuder vom Felde, dann springt er vom Balkenloch aufs Fuder, sticht ab und steckt die einzelnen Garben zum Balkenloch hinauf. Er trägt einen breiten Hut, damit ihm keine Körner in den Hals fallen. Die ersten Fuder werden in die Bansel geworfen. Dort drückt der Bansler eine Garbe an die andere, die Ähren nach oben, und es entsteht die erste Schicht. So geht es immer weiter hinauf, dann werden „die Balken ausgelegt", zuletzt geht's „in de Hahnebänner" (Raum unter dem Dachfirst). Am Balkenloch nimmt jemand mit der Gabel die Garben weg. Die Zuwerfer sind oft Kinder. Sie müssen aufpassen, daß sie dem Bansler griffbereit zuwerfen, sonst „verkommt er nicht". Wills gar nicht klappen, so gibt's die Redensart: „'s geht voch keene Elle Band!" Hören die oben den Ablader die Sperrketten aufmachen, dann atmen sie auf, sie sagen: „Nu komm' bloß noch de Lettern." Bauschen die Garben recht auf (bei Lagergetreide), dann müssen die Zuwerfer „dämmeln". Seit 1924 ließen sich eine Anzahl Bauern Höhenförderer (Elevatoren) in die Scheune einbauen.

Das Dreschen: Sollte es einige Tage in der Ernte regnen, so drischt man zuerst das Kech. Im allgemeinen beginnt man Anfang Dezember zu dreschen. Jeder beeilt sich, zu Weihnachten fertig zu sein. Manchem gelingt es auch, besonders wenn Schnee liegt, denn da kann man nicht aufs Feld. Vor 1870 wurde überall mit dem Flegel gedroschen. Da ging das „Geklappere" schon früh um 4 Uhr los. Zum Kaffeetrinken gab's „Bornbrei" (Wasser und Mehl)

Digitized by Google

oder „Bornsuppe“ (Wasser, Brot und Milch). Es wird erzählt, daß auch Schulkinder vor der Frühschule mit dreschen mußten.
Einzelne Gutsauszügler erzählen, daß früher der Hafer ausgeritten wurde. Vor dem Dreschen wurde erst die Tenne gefegt, dann kamen die Scheunenschutze hin, die Garben wurden heruntergeworfen. 60 Garben wurden angelegt, d. h. sie wurden in zwei Reihen, die Ähren nach der Mitte zu, hingelegt und aufgebunden. Hafer wurde fast aufgestellt. Nun ging's „Klaftern“ — Dreschen — los. Zuerst wurde „gefurchelt“, einmal hin und her gedroschen, dann wurden die Garben ein wenig ausgeschüttelt. Die Körner wurden mit dem Rechen an den Scheunenschutz gerecht oder in die Getreidekammer geschaufelt. Nun wurde „reine gedroschen“; mit den Händen gewandt, nochmals gedroschen und Schütten geknebelt. Kamen die Kleinknechte nicht nach, dann schmiß der Große das Ungebundene hinaus. „Du kannst nu draußen binden.“ Manche „fänsten“ — weinten — dann. Schüttstroh wurde „ausgeschebt“, d. h. mit der Hand ausgeschüttelt. Dabei fielen die halblangen Halme heraus. Das war die „Bucht“. Diese wurde nochmal ausgedroschen, gebunden und als Bettstroh aufgehoben. Früher hielt man sehr auf gutes Schüttstroh, weil es die Geringswalder Stuhlbauer kauften und weil man gute Seile machen wollte. (Seile wurden nach dem Dreschen bei Kälte im Kuhstall gemacht.)
Beim Flegeldreschen mußte der Große den Flegel „neinwärtsdrehen“ und „rumwäng“ — rumdrehen, damit die „Kleenen“ nicht draufhauten. Wer nur Aushilfsdrescher war, kriegte den Flegel, der oben locker war, sich drehte. Wer den letzten Schlag tat, mußte das „Fäßchen auslösen“ oder kurz, der hatte das „Fäßchen“ auch „Fetzchen“. Der mußte ein Schock Brezeln oder Warmbier oder ein Fäßchen zum besten geben. Bei einigen besteht die Sitte, beim Dreschen des letzten Schüttenbundes der Frau einen Strohwisch ins Haus zu schicken und zu sagen: „'s ist fertg mit 'n Dreschen!“ Dann spendiert die Frau einen großen Topf Kakao. Ein Neuling wird auch manchmal nach dem „Banselräumer“ mit einem großen „Spraukorb“ (Spreukorb) zum Nachbar geschickt. Der lacht sich eins und schickt ihn mit Steinen gefüllt zurück.
Das Erntefest: Ein paar Tage vorher wird gebacken und reine gemacht. Die Mägde binden heimlich den Erntekranz mit Beeren, Früchten, Getreide aller Art. Eine große Erntefschleife mit einem frommen Spruch wird dazu gekauft. Am Sonntagmorgen, wenn die Leute aus der Kirche kommen, hängt er über der Tür. Am Sonnabend vorher gehen die Kinder des Bauern ins Dorf und tragen „eine Hucke Kuchen“ zu jedem Erntearbeiter oder zu jedem, der in der Ernte mitgeholfen hat. Sie sagen: „Kommt ooch morchn zum Assen!“ Am Sonntag, nach dem Essen, werden diese Helfer dann bezahlt. Das Gesinde bekommt ein Erntegeschenk — „de Bierrede“. Bei den Burschen besteht dieses Geschenk meist in Geld, bei den Gehilfinnen in Wäsche. Abends geht dann alles zum Erntetanz.
Zum Ernteumzug in diesem Jahre (1933) rückten die Einwohner unserer Dörfer in ihrer Arbeitstracht und in bunten Gruppen heran. Die Methauer stellten die Gruppe „Vom Säen zur Ernte“, voran ein großes Hakenkreuz aus Eichenlaub gewunden, die Spernsdorfer Burschen stellten Schnitter, die

Digitized by Google

Mädels Schnitterinnen dar. Die Ceesewitzer Frauen butterten an einem alten Butterfaß. Jäger mit Hunden, Flegeldrescher, Fuhrleute, Holzfäller folgten in bunter Reihe. Die Schulkinder zeigten Kuhhirten, Maulwurfsfänger, Mäusefänger, Kartoffelstoppler, Ährenleser und Kuchensinger. Vor 50 Jahren wurde nach dem Erntefest noch der folgende Montag, „dr gute Montch", gefeiert. Walter Dölling, Volkstumswart, Zettlitz

Zu einigen bedeutsamen volkskundlichen Erscheinungen seien Ergänzungen aus anderen Berichten angefügt.

Das Einhauen: Über die Zeit des Einhauens sind die Angaben aus dem Kreis recht abweichend. Da sie nur aus der reichlichen Hälfte der 73 Arbeitsstellen vorliegen, würde auch die kartographische Überschau keine gültigen Aufschlüsse ermöglichen. Deshalb sei auf dieses Hilfsmittel verzichtet.

In den meisten Orten vermeidet man es, sowohl am Montag, wie am Freitag zu beginnen. Der Freitag gilt als Unglückstag. „Freitags Freier holt der Geier" sagt man. Auch Krähentag nennt man ihn. Die an diesem Tage begonnene Ernte würde stark unter Krähenfraß zu leiden haben. Auch der Mittwoch ist „kein Tag". Beginnt man an diesem Tage, so werden bald die Scheunen voller Mäuse sein, während als Folge des Donnerstagsbeginnes Blitzschlag in die Scheune zu befürchten ist. Fast in allen Orten heißt es, die Ernte solle am Sonnabend und möglichst nachmittags begonnen werden. Es braucht dabei nur soviel gehauen zu werden, daß es für eine Puppe reicht. Den ersten Sensenschnitt beginnt der Bauer mit einem „Walt's Gott" oder „Gesegnets Gott!" oder „Gut Glück!" (früher mit einem längeren Gebet).

Während der Freitagsbeginn meist streng vermieden wird, heißt es in einigen Orten, daß am Ende der Woche, also auch Freitag oder Sonnabend, begonnen werden soll; in anderen wieder erfolgt das Einhauen am Donnerstag. Der erste richtige Erntetag aber ist der Montag. Der „moderne Landwirt" aber kümmert sich nicht um „abergläubische Meinungen". Er beginnt am Montagmorgen, auch an das „Walt's Gott!" denkt er nicht mehr. So wird mehrfach aus Dörfern in der Nähe der Städte berichtet.

Die Feldscheune: „Auf dem letzten Felde, in der äußersten Ecke läßt man ein Büschel Ähren stehen, das man die „Feldscheune" oder auch die „Bansendame" nennt. Es wird mit „Kech" ausgestopft, mit einem Strohseil umwunden und mit Feldblumen geschmückt. So erhält es das Aussehen einer Krinoline." (Vom Volkstumswart von Klostergeringswalde berichtet.) Der Brauch ist im Kreis noch weitverbreitet. An anderen Orten heißt die Kornscheune (man baut sie nur auf dem Roggenfelde!) auch Feldscheune, Banselhahn oder Tempel.

Die Erntebirke: „Beim Einfahren des letzten Fuders stellen manche Bauern ein Birkenbäumchen hinauf, das sie im nahen Hölzchen schlugen. Möglichst alle Angehörigen, Leute und Kinder, sind zur letzten Fuhre auf dem Felde, erklettern den Erntewagen, und mit „Hallo!" geht's heimwärts. Die Birke bleibt ein Jahr in der Scheune." (Der wohl selten gewordene Brauch wird aus Altmittweida berichtet.)

Digitized by Google

Der Banselhahn: Wer den letzten Schlag tut, hat den „Banselhahn" erschlagen. Er muß zur Buße ein Schock Brezeln, einen Kasten Bier oder Pfannkuchen spendieren. (So wird ziemlich einheitlich aus fast allen Orten berichtet.)

Der Banselräumer: „Ist die letzte Garbe gedroschen und sind die Bansen leer, so wird der Kleinknecht (meist ein Osterjunge) oder sonst ein „Dummer" zum Nachbar geschickt, um den „Banselräumer" zu holen. Er erhält ein „Pehnert" (einen braunen Handkorb mit Henkel) oder einen Heukorb (mit 2 kleinen

Ein alter Bauernbrauch lebt wieder auf. — Junges Bauernmädchen überreicht dem Bauer den Erntekranz, wenn die Ernte herein ist und der letzte Erntewagen entladen wurde. (Phot. Koch, Dresden.)

Griffen) so schwer mit Steinen, altem Eisen und Scherben, die mit alten Lappen oder Heu zugedeckt sind, beladen, daß er ihn kaum nach Hause zu schleppen vermag, wo er mit lautem Gelächter empfangen wird. Ein zweites Mal läßt er sich nicht anführen, da muß wieder ein anderer dranglauben." Dieser Bericht aus Schönborn schildert einen Brauch, der ebenfalls in fast allen Dörfern noch lebendig ist, nur sagt man hier und da auch „Banselräuber" oder schickt nach „Flegelschabe" und „Flegelschmiere".

Der Erntekranz: „Im Hausflur des Bauern hängt, wenn er am Morgen des Erntedankfestes aufsteht, der Erntekranz, hergestellt aus Getreide, oft auch aus gefärbten Hobelspänen, Heidekraut oder Fichtenreisig. Die Dienstleute und Helferinnen bei der Ernte haben ihn gewunden". (Altmittweida.) Nur hier und da, besonders auf großen Gütern, wurde er dem Gutsherrn feier-

Digitized by Google

lich überreicht. Eine Erntekranzschleife aus Mohsdorf vom Jahre 1879 trägt folgende Inschrift:

Zum Dank ist dieser Kranz gebunden,
den wir bringen froh und gern
aus goldnen Ähren schön gewunden
unserm hochverehrten Herrn.
Und bitten Gott für ihn um Segen
auf allen seinen Schicksalswegen.

Heute lebt der Brauch an vielen Orten wieder auf.

Dreschersprüche: Wenn vor Jahrzehnten noch aus allen Scheunen das lustige Geklapper der Dreschflegel erklang, so beschränkt man sich heute, aber auch nur in kleinen Betrieben, auf den Ausdrusch des Saatgutes mit dem Flegel. Damit werden wohl auch die lustigen Dreschersprüche mehr und mehr verschwinden. Schon jetzt berichten einzelne Mitarbeiter, daß im Ort keine mehr bekannt sind.

So sei hier eine Anzahl festgehalten.

Das Dreschen zu zweien ist langweilig. Drum weiß man dem Zweischlag immer nur einen Wunsch unterzulegen, den Ruf nach dem dritten Helfer: „Komm doch! Komm doch!“ Froher klingt dann der Dreischlag: „Bie schu do! Bie schu do!“ Und gar zu viert: „Itz geht's besser! Itz geht's besser!“
Man legt wohl auch den Namen Barthel unter, den man mit jedem weiteren Schlag um eine Silbe verlängert. Barthel — Bartholo — Bartholomä — Bartholomäus.

Neben der Freude an der Arbeit bringen die Verse besonders zum Ausdruck, daß die Gedanken des schwerarbeitenden „Scheunendreschers“ gern um Essen und Trinken kreisen. Der Gedanke an die schlecht entlohnte Arbeit mag wohl auch die Herübernahme alter Weberverse mit erklären.

Dreischlagverse: Koch Kaffee! Koch Kaffee!
Das geht schlecht! Das geht schlecht!
Das geht gut! Das geht gut!
's geht sauer! 's geht sauer!
Kumm doch bald! Kumm doch bald!
Perlicke! Perlacke!
Deck's Bett uff! Deck's Bett uff!

Vierschlagverse: Immer feste! Immer feste!
's geht schon besser! 's geht schon besser!
Itz geht's besser! Itz geht's besser!
Mahd schütt Supp aus! Mahd schütt Supp aus!
Topp un Tiegel! Topp un Tiegel!
Koch Supp un Bapp (oder Brei)! Koch Supp un Bapp!
Steck Wurscht in Topp! Steck Wurscht in Topp!
Nimm Sack un Pack! Nimm Sack un Pack!
Lampenputzer is mei Vater!

Digitized by Google

Fünfschlagverse: Komm her und hilf mit! Komm her und hilf mit!
Mutter koch Kaffee! Mutter koch Kaffee!
Drei Scheffel ein Korn! Drei Scheffel ein Korn!

Sechsschlagverse: Nimm Sack un gieh batteln! Nimm Sack un gieh batteln!
Wie die Sachsen fressen! Wie die Sachsen fressen!
Itzt holt uns dr Teifl! Itzt holt uns dr Teifl!

Fritzsch

Nachrichten

Zwei volkskundliche Tagungen

Lager der Kreisvolkstumswarte in Ostrau. Nach der bedeutsamen Kamenzer Tagung im Ostermond vorigen Jahres, die durch das Frühlingsspiel unseres Hans Steglich zum unvergeßlichen Erlebnis wurde, vereinte die Kreisvolkstumswarte fast während der gleichen Tage in diesem Jahre ein dreitägiges Lager im schönen Lehrerheim zu Ostrau. Aufgabe war, in gemeinsamer, kameradschaftlicher Zusammenarbeit mit den neuernannten Kreissachbearbeitern für Volkstumspflege (Fest- und Feiergestaltung) den planmäßigen Aufbau der praktischen Volkstumsarbeit, wie er in seinen Gründzügen von Gausachber. H. Steglich im 1./2. Heft dieser Zeitschrift dargelegt wurde, zu beraten.

In der Sondersitzung für die Aufgaben der Forschung wurde von K. E. Fritzsch und A. Walz an der Hand von Karten das zahlenmäßige Ergebnis der Arbeiten in der Landesstelle gegeben und damit ein Bild vom Arbeitsstand in den einzelnen Kreisen aufgezeigt. Referate und Besprechungen galten der Bearbeitung der Sammelergebnisse, der kommenden Jahresaufgabe, Sondergebieten wie Flurnamenkunde, Ortsgeschichte, Familienkunde, Einrichtung von Heimatzimmern, Erfassung des gesamten Heimatschrifttums, Mitarbeit an der Bearbeitung des heimatkundlichen Kartenwerkes, neueste volkskundliche Literatur.

Rudolf Irmscher führte seine reizvolle Lichtbilderreihe: Primitives Kinderspielzeug vor.

Der letzte Tag wurde nach einem Bericht von Arno Walz über die Denkschriften: „Volkskunde im Unterricht", den Teilnehmern zum besonderen Erlebnis durch die tiefgründigen Vorträge von Friedrich Sieber (Löbau) über „Erziehungsziele des volkskundlichen Unterrichts" (1./2. Heft dieser Zeitschrift, S. 11—22) und von Dozent Richard Vogel (Dresden) über „Volkskunde in der Ausbildung des Volksschullehrers". Dr. Erh. Fritzsche betonte in einem Schlußvortrag als Leiter des Deutschen Volksbildungswerkes im Gau die Notwendigkeit reibungsloser Zusammenarbeit aller Forscher, Pfleger und Künder des deutschen Volkstums für den Aufbau einer nationalsozialistischen Volkskultur. Er erbat die Mitarbeit aller berufenen und geeigneten Kräfte an der deutschen Heimatschule.

4. Sächsische Volkskundetagung in Plauen i. V. 15./16. Brachet 1935. Der Sächsische Verband für Volkskunde gliederte sich nach seiner Bautzener Tagung 1933 in den Reichsbund Volkstum und Heimat ein. Damit war eine Auflockerung der rein ideellen Arbeitsgemeinschaft verbunden, denn es mußte auf den organisatorischen Anschluß der Geschichts- und Altertumsvereine, wie auch der Verbände außerhalb der Gaugrenzen verzichtet werden. Der Kern, die Volks- und Heimatkundevereine, bildeten nach der Auflösung des Reichsbundes im Hornung d. J. die Gaufachstelle für Volkskunde in der Abteilung Volkstum und Heimat der NS-Kulturgemeinde. Von ihr wurde die bereits für 1934 vorgesehene Tagung nunmehr in Plauen durchgeführt. Von Dr. Pietsch in umsichtiger Weise vorbereitet, wurde sie jedoch im wesentlichen eine Angelegenheit der westsächsischen, insbesondere vogtländischen Volkskundler, da wegen des großen Reiseweges nur wenigen ostsächsischen Vertretern die Teilnahme möglich war. Die Plauener Bevölkerung zeigte durch starken Besuch des Heimatabends eine außerordentlich rege Anteilnahme.

Dr. Pietsch wies in seinen Begrüßungsworten auf die bedeutsame volkskundliche Arbeit hin, die seit Jahrzehnten im Vogtland geleistet wurde und feierte eine Anzahl verdienter Mitarbeiter als Vorkämpfer für den Volkstumsgedanken. Dr. Falck erbat die allseitige Unterstützung eines wichtigen Unternehmens, der Schaffung von Stammreihen aller vogtländischen Familien.

Digitized by Google

In seinem Gesamtverlaufe ließ der Abend vogtländische Art anschaulich und treffend lebendig werden. Die Elsterberger Trachtengruppe gab mit ihren Liedern und Tänzen den frohen, bunten Rahmen, die Spiel- und Singgruppe Vater Mückenbergers sorgte für die rechte fröhliche Stimmung.

Karl Ziegners Sprechkunst ließ, allseitig bejubelt, vogtländische Heimatdichtung zum köstlichen Erlebnis werden.

Der Glanzpunkt des Abends aber war das prächtige Spiel des Boneskyschen Puppentheaters: Der Lindwurm zu Kürbitz. — Ein vorbildlicher Volkstums- und Heimatabend, zu dessen gutem Gelingen wir unseren Dr. Pietsch besonders beglückwünschen!

Die öffentliche Sitzung am Sonntag war trotz eines gleichzeitig stattfindenden amtlichen Rassekurses ebenfalls erfreulich gut besucht. Dank und Anerkennung sei besonders den Volkstumswarten ausgesprochen, die zahlreich auch aus den oberen Kreisen Auerbach und Oelsnitz kamen. Die Würdigung der volkskundlichen Arbeit durch Vertreter der Regierung, der Stadt und der Reichswehr wurde mit besonderer Freude begrüßt.

In seinem Hauptvortrag gab Prof. Spamer in seiner gedankentiefen, sprachlich vollendeten Art einen umfassenden Überblick über die bestehenden Forschungsorganisationen der deutschen Volkskunde (Vortrag S. 97—105 des vorliegenden Heftes). Auch die Ausführungen unseres Mitarbeiters Arno Walz über „den Vogtländer", die in den Grundzügen unseren Lesern durch das Sonderheft bekannt wurden, fanden starken Beifall und gaben Anregung zur forschenden Weiterarbeit. Über die Arbeitsergebnisse der Volkstumswarte berichteten die Kreisvolkstumswarte der 3 vogtländischen Kreise. Fritz Wohlrabe zeigte für Plauen kartenmäßig belegt die Vielseitigkeit der Beantwortung einer Frage (Versehen der Wöchnerin). Fritz Groh berichtete anregend und aufschlußreich über das Hochzeitsbrauchtum und Ewald Schrage ließ das Brauchtum vom Tod und Begräbnis in einer Wohngemeinschaft (dem köstlichen Dorfe Raun) lebendig werden.

Dr. Pietsch forderte durch eine sorgsam gewählte Ausstellung und kurze Erläuterungen zu Bildern und Zeichnungen zur Mitarbeit an der Lösung einer bedeutungsvollen Aufgabe auf, der bildlichen und kartographischen Erfassung vogtländischer Bauernhaustypen.

Nachdem Dr. Radig in gedrängter Kürze über die Burgwälle Ostthüringens berichtet hatte, war es Prof. Spamer möglich, die von ihm in vorbildlicher Weise geleitete Tagung pünktlich zu schließen.

Unvergeßlich ist allen Teilnehmern die abschließende, wundervolle Fahrt zur vorgeschichtlich bedeutsamen Wallburg auf dem Eisenberg und die köstliche Überraschung beim Kaffee in Jocketa: Vogtländische Rundas, gesungen von einem einheimischen Hirten!

Der Wunsch und Wille, daß die Gaufachstelle auch fernerhin Sammelpunkt aller Verbände und Vereine sein soll, die an der Volkstumsarbeit teilnehmen, auch wenn sie nicht organisatorisch angeschlossen sind, kam während der Tagung, auch im Auftrag des Abteilungsleiters v. Wilsdorff, zum Ausdruck. Möglichkeiten zu fruchtbarer Zusammenarbeit bieten die „Mitteldeutschen Blätter für Volkskunde" und die alljährliche Tagung, die im kommenden Jahre Sachsens Volkskundler ins schöne Erzgebirge führen wird. Fr.

Jahresbericht des Geschichts- und Altertumsvereins zu Leisnig auf das Vereinsjahr 1934/35. Der 1. Vortragsabend am 23. April 1934 wurde als Werbeabend durch den überaus zahlreichen Besuch von Gästen und Vertretern der Behörden zu einem ideellen Erfolg für den Verein. Der Burgherr von Einsiedel auf Gnandstein hielt einen Lichtbildervortrag über seine Burg, die schon seit Jahrhunderten im Besitz seines Geschlechts ist. — Am 28. Mai 1934 hielt Pfarrer i. R. Ostermuth einen Vortrag über Familiennamen und über das Bad Mildenstein. — Am 3. Juni 1934 besuchte die geschichts- und altertumsforschende Gesellschaft des Osterlandes (Vorsitzender Börries von Münchhausen) das Museum. — Am 13. Juni 1934 unternahm der Verein eine Studienfahrt nach Wurzen und Eilenburg unter Musikdirektor Naglers genialer Führung. — Am 24. September 1934 sprach der Schriftführer über das Marktwesen Leisnigs in Vergangenheit und Gegenwart. — Am 29. Oktober 1934 hielt Oberstudienrat Prof. Jäger einen Vortrag über: Deutsche Muttersprache und sächsischer Dialekt. — Am 26. November 1934 berichtete Schriftsetzerfaktor Grimmer über die in den Grüften unserer Gottesackerkirche ruhenden Bürgermeister. Der Verein bewilligt für die Stiftung eines Fensters in der Gottesackerkirche einen größeren Betrag. — Am 28. Januar 1935 hielt Pfarrer i. R. Ostermuth einen Vortrag über den tönernen Schatz von Sebschütz bei Meißen und das Bornkindl. — Am

Digitized by Google

26. Februar 1935 Lichtbildervortrag des Familienforschers Sprotte: „Was eine Ahnentafel von Leisnig erzählt". — Am 25. März 1935 fand vor geladenen Gästen ein Vortrag des Lehrers Schmole über Bach und Händel mit musikalischen Darbietungen statt.

Kühn, Schriftwart

Dresden. Verein für Volkskunde. Sonntag, 15. September, Fahrt nach Coswig i. S. Ankunft Bahnhof Coswig 13^{45} Uhr. Führung: Lehrer Paul Schulze. — Sonntag, 20. Oktober, Fahrt nach Meißen. Führung Studienrat Emil Zöllner. — Sonnabend, 16. November, Lichtbildervortrag Studienrat Emil Zöllner: Meine Freunde, die Elbschiffer. Ferner Film: Schifferfastnacht in Wehlen. Voraussichtlich im Hörsaal der Sächsischen Landesbildstelle, Zirkusstr. 38. Beginn 19^{30} Uhr. — Sonnabend, 14. Dezember, Kurt Arnold Findeisen: Das Weihnachtsschiff u. a., Weihnachtsliedgeschichten. Weihnachtslieder, gesungen vom Dresdner Volksliedchor. Kurhaus Blasewitz. Beginn 20 Uhr.

A. Zirkler

Persönliches

Unser Mitarbeiter, Dr. Siegfried Sieber (Aue), vollendete kürzlich das 50. Lebensjahr. Er wurde am 29. März 1885 in Oschatz als Sohn des Musikdirektors F. G. Sieber geboren, war Alumnus des Dresdner Kreuzgymnasiums und studierte in Leipzig und München. In den Seminaren der Professoren Karl Lamprecht und Eugen Mogk entstand seine Doktordissertation „Volksbelustigungen bei deutschen Kaiserkrönungen", die 1910 im Druck erschien und schon seiner besonderen volkskundlichen Neigung Ausdruck gab.

Uns Volkskundlern ist Dr. Siebers Schaffen vor allem durch sein Buch „Das Erzgebirge, Landschaft und Menschen" bekannt und vertraut geworden. Wir lernten den Verfasser durch das 1929 erschienene, prächtige Werk als den besten Kenner der Geschichte und Volkskunde des erzgebirgischen Volksschlages schätzen. Ein besonderes Verdienst um die gesamte sächsische Volkskunde erwarb er sich mit seinem Beitrag zum Grundriß der sächsischen Volkskunde „Die städtische Gemeinschaft", der nach einhelligem Urteil der Fachgenossen bahnbrechend für die weitere Forschung sein wird.

Allen seinen Werken eigen ist eine tiefgründige, ernste Wissenschaftlichkeit, verbunden mit feinsinniger, flüssiger Sprachgestaltung. Das macht ihn über den Forscher hinaus zum vorbildlichen Künder des Volkstums- und Heimatgedankens und damit zum anerkannten Führer der gesamten Volkstumsarbeit in seiner Landschaft.

Seit vielen Jahren betreut er die „Westerzgebirgische Heimatforschergruppe", deren Gründung auf seine Anregung zurückgeht. Seine besondere Liebe aber gilt dem Aufbau des großen westerzgebirgischen Heimatmuseums, dem wir mit ihm bald eine befriedigende räumliche Unterbringung wünschen. Als staatlicher Pfleger für Vorgeschichte leitet er die Ausgrabungen auf der Isenburg.

Mit dem Aufbau der Landesstelle für Volksforschung wurde er als Kreisvolkstumswart der Organisator der gesamten volkskundlichen Forschung seines Kreises.

Sachsens Volkskundler wünschen dem Jubilar ein recht erfolgreiches Weiterschaffen auf seinem so vielseitigen Arbeitsgebiete. Sie freuen sich, im kommenden Jahre unter seiner Leitung die 5. sächsische Volkskundetagung im schönen Erzgebirge erleben zu können!

Fr.

Digitized by Google

Bücherschau

Schmidt-Rohr, Georg, Mutter Sprache. Vom Amt der Sprache bei der Volkwerdung. (Schriften der deutschen Akademie, Bd. 12.) 2. Aufl. Jena, Eugen Diederichs, 1933. 437 S. Geh. 9,80 RM., geb. 12,50 RM.

Mit dem Titel „Mutter Sprache" wird gesagt, daß das inhaltreiche Buch sich nicht nur an den Sprachwissenschaftler wendet, sondern Wege weisen will für die Arbeit am Volkstum. Im allgemeinen vermeidet es die Wissenschaft, mit umfassenden Begriffen, wie „Muttersprache" zu arbeiten. Aber es ist gerade das Bemühen der gegenwärtigen Volksforschung, solche weitgehenden Begriffe zu klären. In diesem Sinne ist auch dieses Buch bestrebt, die treibenden sprachschöpferischen Kräfte der Gegenwart zu erkennen. Der Begriff „Muttersprache" ist, ebenso wie der Begriff Heimat, durchtränkt von einem Gefühlsgehalt, und kann schon deshalb nur auf das Gegenwärtige bezogen werden.

Die Gedankengänge des Verfassers, die von der Spracherhaltung zur Volkstumsstärkung gehen, die „Volk" nur als „Sprachvolk" aufgefaßt wissen wollen, werden unter Verzicht auf einen wissenschaftlichen Apparat entwickelt. Das ist für das Buch ein außerordentlicher Vorteil, der ihm die Wirkung auf einen weiten Leserkreis sichert.

In seiner steten Betonung der Verbindung von Sprache und Sprecher, als dem Sprachträger, trifft sich das Buch mit den Bestrebungen der Volkskunde, nicht den volkskundlichen Gegenstand an sich, sondern ihn immer nur in bezug auf seinen Träger zu behandeln.

Noch gibt es keine ähnlichen und umfassenden Abhandlungen über das Verhältnis des Volkes zu seiner Musik, zu seinem ihm eigentümlichen Tanz, zu seiner von ihm geschaffenen Gebrauchskunst, die ebenso aus einer Ganzheitsbetrachtung des Volkes heraus geschrieben sind und die zu methodischen Vergleichen für eine Kritik herangezogen werden könnten.

Schmidt-Rohr zeigt Wege zu einer allseitigen Erfassung des Volksmenschen, und darin liegt die bleibende Bedeutung seines Buches. Erich Röhr

Zaunert, Paul, Die Stämme im neuen Reich. Jena, Eugen Diederichs, 1933.

Der Herausgeber der Sagensammlung „Stammeskunde deutscher Landschaften" baut sein Buch, das auf Grund langjähriger Arbeit entstand, auf der deutlichen Gegenüberstellung von Alt- und Neustämmen auf. Die Neustämme erhalten ihren Charakter aus der Verschiedenartigkeit der Blutmischung, jedoch modifiziert durch die Einflüsse des Bodens und durch historische Schicksale. Auch die Altstämme sind keine direkten Weiterführungen der germanischen Stämme, die uns Tacitus nennt, sind also, von dort her gesehen, ebenfalls „Neustämme". Im Anfang war nicht der Stamm, sondern das Volkstum, das dem Stamm übergeordnet ist und bleibt. Ein Bild der Stammesart erhalten wir am besten aus der unbewußten Selbstcharakteristik des Stammes, die uns Mundart, Brauch, Sachgut, Volksdichtung, vor allem die Sage vermitteln, in deren Auswertung für die Stammescharakteristik der Verfasser ja selbst Meister ist.

Diese Hauptgedanken des Buches werden nicht so sehr in Form einer streng fortschreitenden Untersuchung, sondern mehr in einer lockeren Schreibart dargeboten, die oft von charakterisierenden Erzählungen unterbrochen wird. So ist der durchgehende Faden nicht immer leicht zu finden, und das Buch wirkt dadurch nicht so sehr in seiner Gesamtheit, sondern mehr durch eine Fülle guter Einzelbemerkungen. So kommt es auch, daß mancher fruchtbare Gedanke nur aufgeworfen und nicht durchgeführt wird. Die vom Verfasser vertretene Auffassung, daß ein Stamm nicht nur von Blut und Boden, sondern auch von seiner Geschichte geformt wird, hätte im Rahmen eines solchen Buches, das sich nicht nur an Fachgelehrte wendet, vielleicht eine breitere Erörterung verdient. Die Ergebnisse der historischen und der Mundartenforschung hätten dabei noch stärker ausgewertet werden können.

Die 12 beigegebenen Kopfbilder deutscher Stammestypen, Aufnahmen von Erna Lendvai-Dircksen, sind mit einem ausgezeichneten Blick für Charakteristisches und Eigentümliches ausgewählt, der den geborenen Stammesforscher und -deuter verrät, ein Lob, das sowohl der Lichtbildnerin wie dem Verfasser zukommt. Horst Becker

Thomas, Emil, Die Pflanze im Volksbrauch und Volksglauben der Sächsischen Schweiz und ihrer Randgebiete. Beiträge zu einem Heimatbuch der Sächsischen Schweiz. Hrsg. vom Ausschuß f. Heimatkunde im Schulaufsichtsbezirk Bad Schandau. 9. Heft. Dresden, Volkmann, 1932. 63 S.

Digitized by Google

Die von einigen Lehrern des Schandauer Schulbezirks herausgegebene Heftreihe hat die Aufgabe, Ergebnisse wissenschaftlicher Heimatforschung und langjährigen Sammelns in das Volk zu tragen. Diese Aufgabe erfüllt das Heft von Th. vollkommen. In volkstümlicher, flüssiger Sprache stellt es die Ergebnisse fleißiger Sammelarbeit zusammen mit dem Ziel, die alte, schwindende Naturverbundenheit in seiner Heimat zu stützen. Es ist erstaunlich, welch reiches Material Th. in dem stark industrialisierten Gebiet der Sächsischen Schweiz und des böhmischen Niederlandes zusammengetragen hat. Hingewiesen sei besonders auf die Kapitel „Die Pflanze in der Volksheilkunde" und „Die Pflanze im Kinderspiel". Rawolle

Hantzsch, Oswin, Bilder aus der 600jährigen Geschichte Neustadts und seiner Umgebung. Neustadt i. S., Mißbach, 1933. 127 S. 4,50 RM.
Auf den historischen Arbeiten Meiches fußend, zeichnet H. recht anschauliche Bilder aus der Entwicklung Neustadts und der umliegenden Dörfer. Das Schwergewicht ist dabei auf die mittelalterliche Geschichte gelegt. Den Volkskundler interessieren vor allem die Kapitel über die Schuhmacher und über die Zeug- und Leineweber (Innungsartikel). Einen besonders glücklichen Fund aber hat er mit dem Tagebuch eines Langenwolmsdorfer Bauern gemacht. Es ermöglichte ihm die zuverlässige Darstellung des Alltagslebens eines Bauern am Ende des 18. Jahrhunderts. Interessant ist die Beschreibung des Reiheschankes, der sich in Neustadt bis 1890 erhielt. Rawolle

Heimat und Volkstum. Ein deutsches Dichterbuch, hrsg. von Hans Christoph Kaergel. Leipzig, Koehler u. Amelang, 1933. 144 S. Geb. 2,50 RM.
Das Buch ist dem Dichter Kurt Arnold Findeisen gewidmet als Gruß zu seinem 50. Geburtstag. Deutsche Heimatdichter aus allen Gauen bekennen sich in ihm zum Schaffen unseres sächsischen Dichters. Wie in einem geschliffenen Glas brechen sich hier Lichter der Heimat und des Volkstums in bunten Regenbogenfarben. Zirkler

Tandler, Max, Aus dem Erzgebirge. Gedichte in der Mundart von Zinnwald. Selbstverlag Schlackenwerth bei Karlsbad.
In Max Tandler, der zur Zeit als Lehrer in Schlackenwerth tätig ist, hat auch das Osterzgebirge einen feinsinnigen Mundartdichter erhalten. Die kleine Sammlung, die mit zu den erfreulichsten Neuerscheinungen der letzten Jahre gezählt werden muß, enthält in der Hauptsache wertvolle ernste Gedichte in der Mundart des böhmischen Zinnwald. Sie gleicht einem farbenbunten Strauße, von dem der herbe würzige Duft von Blumen, Gräsern und Kräutern der Bergwiesen ausgeht. Zirkler

Wenzel, Max, Weißköppel — David vu Neugrumbich. Allerlei Erzgebirgisches. Hrsg. vom Chemnitzer Tageblatt, 1933.
Max Wenzel zeigt sich wieder als der gewandte, vielseitige, humorbegabte erzgebirgische Volksdichter, als gründlicher Kenner von Sprache und Volkstum. Mit besonderer Freude sei auf die leider sehr seltene Tatsache hingewiesen, daß eine Großstadtzeitung regelmäßig mundartliche Beiträge bringt, daß sie seit mehr als 25 Jahren das Schaffen eines Mundartdichters fördert und im vorliegenden Falle die besten Geschichten des „David" in einem schmucken Bändchen der breiten Öffentlichkeit zugänglich macht. Zirkler

Schmitz, H. J., Die Stadt Baldenburg und ihre Geschichte. Schneidemühl 1932. 190 S., 8 Abbildungstafeln und 1 Umschlagszeichnung.
Den bewegten Lebenslauf des kleinen westpreußischen Städtchens Baldenburg hat Schmitz anschaulich und mit Wärme geschildert, nicht ohne durch gründliche Forschung manchen alten Irrtum zu beseitigen. Dabei wurden Verwaltung und Geistesleben, Verkehr und Wirtschaft gebührend berücksichtigt und viele fesselnde Einzelheiten durch Urkunden im Wortlaut belegt. Eine Karte und mehrere Lichtbildansichten tragen zum Verständnis des Textes bei und reihen das Büchlein würdig in die Gruppe der neueren deutschen Heimatgeschichten ein.
Reinh. Müller

Verantwortlich für die Redaktion: K. E. Fritzsch, Dresden; für den Anzeigenteil: Bernhard v. Ammon, Leipzig.
Anzeigenannahme: Leipzig C1, Salomonstr. 18B, Tel. 70861. — Verlag Curt Kabitzsch, Leipzig;
Druck: Lippert & Co. G.m.b.H., Naumburg (Saale). MA 1500. Pl. 1. Printed in Germany.

Digitized by Google

Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde

Herausgegeben für die

Landesstelle für Volksforschung und Volkstumspflege im NSLB Sachsen

durch K. E. Fritzsch, Dresden, in Verbindung mit B. Schier, Leipzig u. A. Spamer, Dresden

Unter Mitwirkung von: Dr. S. Sieber, Aue; Dr. W. Frenzel, Bautzen; K. Ruderisch, Birkwitz; Prof. Dr. A. Wirth, Dessau; Doz. Dr. R. Augst, Dresden; Hofrat Prof. Dr. h. c. O. Seyffert, Dresden; A. Zirkler, Dresden; Prof. Dr. M. Wähler, Hannover; Dr. M. Freytag, Hann.-Münden; H. Steglich, Kamenz; Prof. Dr. R. Kötzschke, Leipzig; Prof. Dr. E. Mogk, Leipzig; A. Walz, Leipzig; Dr. F. Sieber, Löbau; Dr. E. Pietsch, Plauen i. V.

10. Jahrgang: Heft 5 **Gilbhard / Oktober 1935**

Obersächsische Volksmärchen

Von Friedrich Sieber, Löbau

I. Der Bestand

Das obersächsische Volksmärchen hat bis jetzt noch keine Behandlung erfahren. Auch der „Grundriß der sächsischen Volkskunde“[1]) läßt dieses Stoffgebiet offen. Und doch dürfte das Verhältnis des Sachsen zu der Gattung Märchen an sich wie auch die besondere Ausprägung des vorhandenen Gutes aufschlußreich für seine innere Haltung sein.

A. Die Oberlausitz

Innerhalb der obersächsischen Landschaften zeigt die Oberlausitz den größten Märchenbestand. Aus der Oberlausitz sind folgende Märchen überliefert:

1. Vom tapferen Schmied (Ztschr. f. deutsches Altertum, hrsg. v. Moriz Haupt, II [1842], S. 358; erzählt von M. Haupt = K. Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Leipzig 1862, II, 202, Nr. 308 = Bechstein, Deutsches Märchenbuch, Leipzig 1845, S. 265).

a) Eine Nonne, ein Bergmann und ein Schmied, die zusammen wandern, verirren sich in einem Walde und finden ein wüstes Schloß. Dort richten sie sich ein.

b) Am ersten Tage führt die Nonne die Wirtschaft. Zur Mittagszeit erscheint ein graues Männchen und mißhandelt die Nonne. Ebenso geht es am nächsten Tage dem Bergmann. Als es aber am dritten Tage dasselbe mit dem Schmied versucht — dem Männchen sind unterdessen drei Köpfe gewachsen — bearbeitet es der Schmied so mit dem Schmiedehammer, daß es entfliehen muß.

c) Nonne, Bergmann und Schmied finden das Versteck des Grauen und dringen dort ein. Sie erlösen zwei verzauberte Königstöchter, erschlagen

[1]) Leipzig 1932/33.

Digitized by Google

einen Schatzhund, finden einen großen Schatz und erlösen den Grauen, der ein verzauberter Königssohn ist. Bergmann und Schmied heiraten die Königstöchter, die Nonne den Königssohn.

Das Märchen gehört zum Märchentyp „Dat Erdmänneken" (Grimm Nr. 91; Bolte-Pol. II, S. 297—318)[1]. Eigenartig ist in unserem Märchen die Zusammenstellung der Personen: Nonne, Bergmann und Schmied. Gewöhnlich sind es drei männliche Personen, die das Abenteuer bestehen. So sind es in einem Märchen vom Weststrande unseres Gebietes, das Emil Sommer[2]) in den vierziger Jahren in Wettin aus mündlicher Überlieferung aufschrieb, ein Unteroffizier, ein Tambour und ein gemeiner Soldat. Sie kommen in ein verlassenes Waldhaus. Ihnen erscheint das Graumännchen. Der Tambour wird mit ihm fertig und erlöst in einer Höhle zwei Königstöchter. Doch seine Gefährten wollen ihn betrügen, lassen ihn in der Höhle sitzen und ziehen mit den erlösten Mädchen davon. Erst mit Hilfe des Graumännchens kommt alles in Ordnung. Der Tambour sperrt zur Strafe seine beiden Kameraden lebenslänglich ein.

Die Gestalt der Nonne ist der Oberlausitzer Fassung eigentümlich. Es gibt zwei Nonnenklöster in der überwiegend protestantischen Oberlausitz. Sie beschäftigen die Volksphantasie lebhaft. Diese Nonne, die mit Bergmann und Schmied wandert, muß wohl dem Kloster entsprungen sein. Es wäre durchaus möglich, daß hier eine Volkserinnerung an die Reformationszeit vorliegt, obwohl keine Fassung des Märchens über 1700 zurückreicht. Wie dem auch sei: Offensichtlich hatte die Geschichte von der entsprungenen Nonne und der Nonnenheirat für den protestantischen Erzähler und Hörer einen prickelnden Beigeschmack, das ihm das Märchen würzte. Die Einführung der Gestalt der Nonne bedingte eine Änderung des Handlungsablaufes.

Auch der Bau des Märchens zeigt in unserer Oberlausitzer Fassung Besonderheiten. Die Motivfülle des Typus wird auf die notwendigsten Züge verkürzt. Es fehlen die wunderbare Abstammung des Helden, die Plünderung des wundersamen Apfelbaumes durch den Dämon, die ausführliche Schilderung des Kampfes im Versteck des Dämons. Dagegen ist stark die Erscheinung des Graumännchens betont („O, wie mich hungert!", „O, wie mich friert!), der unterirdische Schatz und der Schatzhund. Diese Züge bilden das tragende Gerüst des Märchens, und ihre Betonung zeigt, daß die Erzählung die Neigung hat, die reinen Märchenmotive abzustoßen und die der Sage eigentümlichen Züge herauszustellen. Graumännchen, die einen Schatz anzeigen und erlöst sein wollen, sind in der Oberlausitzer Sage sehr häufig.

Das Märchen liegt auch in einer wendischen Fassung vor: Die verschlafene Frau und ihr starker Sohn (Haupt und Schmaler, Volkslieder der Wenden, Grimma 1841, II, S. 169 = K. Haupt, Sagenbuch der Lausitz II, 212, Nr. 314). Dort sind die märchenhaften Züge üppig herausgestellt.

2. Helene und der Prinz (Ztschr. f. deutsches Altertum, hrsg. von Moriz Haupt, II [1842], S. 481; erzählt von Moriz Haupt. Erster Hinweis von

[1]) J. Bolte und G. Polivka, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm; I Leipzig 1913; II Leipzig 1915; III Leipzig 1918.

[2]) Emil Sommer, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Sachsen und Thüringen, Halle 1846.

Digitized by Google

Th. Peſcheck aus Zittau in einem Briefe vom 25. November 1814 bei Büſching, Wöchentliche Nachrichten . . . I [1816], S. 140: „Andere Geſchichten, wo ein dreimaliges verſtohlenes Ballgehen, wodurch ein Mädchen einen Prinzen erobert, vorkommen, ſind „„Die ſchöne Helene““, die ich auch bereits aufgeſchrieben habe . . .“).

a) Helene wird von ihrer Stiefmutter arg geplagt. Eine Fee hilft ihr die auferlegten ſchweren Arbeiten vollbringen: Federnſchleißen; einen Teich mit einem Löffel ausſchöpfen; ein Schloß erbauen.

b) Die Stiefmutter fällt ſich bei der Beſichtigung des Schloſſes zu Tode, und Helene wird Schloßherrin. Prinz Laßmann gewinnt ihre Liebe.

c) Helene ſucht den Prinzen, der ſie verlaſſen hat, nimmt Schmuck und drei Kleider mit, eins immer ſchöner als das andere, und verdingt ſich bei einem Bauer als Hirtin.

d) Sie richtet ſich ein Kälbchen ab, das vor ihr niederkniet, wenn ſie den Spruch ſagt: Kälbchen, knie nieder und vergiß Deiner Ehre nicht,
Wie der Prinz Laßmann die arme Helene vergaß,
Als ſie unter der grünen Linde ſaß.

e) Prinz Laßmann will die Königstochter des Landes heiraten. Er reitet an Helenens Herde vorbei; ſie ſpricht ihren Spruch, das Kälbchen kniet; ein fernes Ahnen ſteigt im Prinzen auf.

f) Bei den Feſtlichkeiten in der Stadt erſcheint Helene an drei einander folgenden Abenden in ihren prächtigen Kleidern. Laßmann erkennt ſie wieder und kehrt zu ihr zurück.

Unſer Märchen gehört zum Typ Aſchenputtel. Die beſtimmenden Züge ſind da: Mißhandlung durch die Stiefmutter, Magddienſt, hilfreiches Tier, dreimaliger Tanz mit dem Prinzen in prächtiger Kleidung, Wiedererkennung. Andere wichtige Züge fehlen. Aufſchlußreich iſt die Auswahl der Arbeiten, die Helene vollbringen muß. Das Federnſchleißen iſt wirklichkeitsgetreu dem Alltagsleben entnommen. Helene iſt ſo traurig und muß ſo weinen, daß vor ihrem Seufzen die Federn immer wieder auseinanderfliegen und ſie zu keinem Ende kommt. Die zweite Arbeit, einen Teich mit einem Löffel auszuſchöpfen, iſt in der Sage häufig; verbannten Umgängern wird dieſe Arbeit als Strafe aufgegeben. Die dritte Arbeit, ein Schloß an einem Tage aufzurichten, iſt ebenfalls der Sage geläufig; der Teufel muß ſolche Bauwerke aufführen. Die Zuſammenſtellung der drei Motive wirkt unorganiſch; ſie bilden keine Erzähleinheit, weiſen auf einen geſtörten Märchenaufbau oder einen phantaſiearmen Erzähler hin. Trotz des Eindringens der Sagenmotive wahrt die Erzählung als Ganzes den Märchencharakter.

In die Neuauflage der „Kinder- und Hausmärchen“ von 1843 nahmen die Grimm das Märchen als Nr. 186 unter der Überſchrift „Die wahre Braut“ auf.

3. Aſchenbrödel. Den Umriß des Märchens teilt Th. Peſcheck bei Büſching Wöchentliche Nachrichten . . . I (1816), S. 137f. mit. Er verſichert uns, daß es „auf allen Dörfern bekannt iſt“. „Aſchenbrödel iſt eine Müllerstochter und wird von Stiefmutter und Stiefſchweſtern geplagt und zu den niedrigſten Arbeiten verdammt. Sie will gern (nicht auf den Ball, ſondern) mit in

Digitized by Google

die Kirche gehen, bekommt aber die Erlaubnis dazu bloß unter der Bedingung, ein gewisses Maß (Angabe fehlt), was die Mutter erst auf den Dielen verstreut, aufzulesen. Sie macht sich an die Arbeit, die sie binnen kurzer Zeit beendigen soll. Dies ist ihr unmöglich. Ein Täubchen pickt ans Fenster, und A. läßt es ein und das Täubchen half ihr. A. fürchtete, es möchte davon fressen, und sagte zu ihm: „Lieb' Täubchen, lies ins Töpfchen, nicht aber in das Kröpfchen." Das Täubchen erbot sich, die Arbeit allein zu verrichten, verschaffte A. Kleider und schickte sie in die Kirche. „Hinter mir Nacht usw." Dies geschah dreimal; der Edelmann des Dorfes verliebte sich in sie, konnte ihr aber nicht habhaft werden, weil sie allemal zeitig aus der Kirche ging und mit Hilfe ihres Sprüchleins aller Augen verschwand. Er ließ daher Pech vor die Kirchtüre gießen; darin blieb ihr ein Schuh stecken. Dadurch kam er ihr auf die Spur; denn der kleine Schuh paßte niemandem als ihr. Eine Schwester, die sich den Schuh gern anpassen wollte, schnitt sich von der Ferse ab, eine von der Zehe; ein Hund aber verriet es und boll: „Wu, wu, wu, Schuh voll Blut!" Als aber A. anversuchte, boll er: „Wu, wu, wu, Schuh paßt gut!"

Der kurze Abriß zeigt einige beachtenswerte Besonderheiten: kein Prinz, kein Hofball; beim sonntäglichen Kirchgang sieht der Landedelmann die schöne Müllerstochter. Der treue Gefährte Aschenbrödels, der Haushund, verhilft ihr zum Glück. Die Geschichte sucht stärkere Bindungen an die Wirklichkeit als das Grimmsche Märchen.

4. Einäuglein, Zweiäuglein, Dreiäuglein (Büsching, Wöchentliche Nachrichten . . . II, S. 17; erzählt von Th. Pescheck = K. Haupt, Sagenbuch der Lausitz II, 199, Nr. 307; Anmerkungen dazu Neues Laus. Mag. 41, S. 73; Grimm Nr. 130; Bolte-Polivka III, S. 60).

a) Zweiäuglein wird von der Mutter mißhandelt.

b) Eine Fee verrät der Dirne, daß sie von der Ziege, die sie hüten muß, bei den Worten: Zicklein meck, Tischlein deck! gespeist werden wird.

c) Dreiäuglein kommt hinter das Geheimnis, und die Ziege wird geschlachtet.

d) Aus den Eingeweiden der Ziege wächst ein Wunderbaum mit silbernen Blättern und goldenen Äpfeln, die nur Zweiäuglein erreichbar sind.

e) Ein Schloßherr begehrt von den Früchten, aber niemand als Zweiäuglein vermag sie zu pflücken, das während der Anwesenheit des Herrn unter ein Faß gesteckt worden ist und nun hervorkommt. Der Herr heiratet das Mädchen.

Auch dieses Märchen gehört zum Typ Aschenputtel. Helene und der Prinz, Aschenbrödel und Einäuglein führen die Handlung vom gemeinsamen Ausgangspunkt (mißhandelte Stieftochter) durch überraschende Mannigfaltigkeit im Verlauf zum gemeinsamen Endpunkt (die Zurückgesetzte kriegt den vornehmen Herrn). Diese Mannigfaltigkeit der Zwischenhandlung ist keine Oberlausitzer Besonderheit; sie findet sich auch im Rahmen der Grimmschen Märchen, wo neben Aschenputtel und Einäuglein noch Allerleirauh und die Gänsehirtin stehen. Beachtenswert ist aber für die Oberlausitzer Verhältnisse die Tatsache, daß in einem zahlenmäßig kleinen Märchenschatz einer Landschaft drei einem Typ angehören. Er muß besonders angesprochen

Digitized by Google

haben, Frauen ſcheinen in der Hauptſache ſeine Träger geweſen zu ſein; manches Oberlauſitzer „Wirkemädel“ hat wohl dieſen Erzählungen mit Spannung gelauſcht. Das Märchen wurde 1819 in die „Kinder- und Hausmärchen“ als Nr. 130 aufgenommen. Hamann (Die literariſchen Vorlagen der Kinder- und Hausmärchen, 1906, S. 77, 130) zeigt, wie W. Grimm das Märchen „umſchrieb“.

5. Der Müllersſohn und die Nixe (Ztſchr. f. deutſches Altertum, hrsg. von M. Haupt, I, 1841, S. 202; erzählt von Moriz Haupt. Erſter Hinweis von Th. Peſcheck. Unter ſeinen aufgeſchriebenen Geſchichten erwähnt er die bekannte des Muſäus: Die Nymphe des Brunnens; Büſching, Wöchentliche Nachrichten I, S. 140).

a) Ein Müller verarmt. Eine Nixe, die ihn wieder reich machen will, verſpricht er das zu geben, was in ſeinem Hauſe eben jung geworden ſei.

b) Es iſt ein Knabe, den ihm ſeine Frau in ſeiner Abweſenheit geboren hat. Der Knabe wächſt heran, lernt Jäger, heiratet, wird von der Nixe in den Weiher gezogen.

c) Die junge Frau ſucht ihn wiederzugewinnen, indem ſie mit einem goldenen Kamm ihre ſchwarzen Haare ſtrählt; auf einer goldenen Flöte bläſt; auf einem goldenen Rädchen ſpinnt.

d) Da ſteigt der Mann aus der Flut, aber nachdrängende Wogen reißen die Liebenden wieder auseinander.

e) Nach vielen Jahren treffen ſie ſich wieder als Schäfer und Schäferin, doch ohne ſich zu erkennen.

f) Beim Flötenklang erkennen ſie ſich wieder.

Das Märchen benutzt eine häufige Märcheneinleitung: Ein Kind wird (in Unwiſſenheit) einem Dämon, meiſt dem Teufel, verſchrieben; vgl. Grimm Nr. 92, Der König vom goldenen Berge; Nr. 12, Rapunzel; Nr. 55, Rumpelſtilzchen; Nr. 31, Das Mädchen ohne Hände. Von den Oberlauſitzer Märchen zeigt die Geſchichte vom Müllersſohn und der Nixe die ungeſtörteſte Durchführung. Es wurde 1843 als Nr. 181 in die Kinder- und Hausmärchen aufgenommen.

6. Die fleißigen Spinnerinnen (Büſching, Wöchentliche Nachrichten ... 1816, S. 355f.; erzählt von Th. Peſcheck = Görlitzer Wegweiſer 1837, S. 678 = K. Haupt, Sagenbuch der Lauſitz II, 197, Nr. 306. Vielleicht iſt der oberſächſiſche Raum als Quelle für die gleiche Erzählung des Prätorius anzunehmen, Abenteuerlicher Glückstopf 1669, S. 404—406).

Das Märchen ſtimmt in allen Hauptzügen mit Grimm Nr. 14, die drei Spinnerinnen, überein. Einige bezeichnende Abweichungen ſeien angeführt. Bei Grimm bleibt die Herkunft der drei Weiber in Dunkel gehüllt, ſie wirken dämoniſch. In der Oberlauſitz klagt das Mädchen, das ſich nicht zu helfen weiß, ihre Not der Frau Pate, und die weiß Rat; ſie kennt einige Muhmen, die tüchtige Spinnerinnen ſind, und ſie kommen helfen. Bei Grimm iſt das Auftreten der drei Spinnerinnen auf der Hochzeit knapp geſchildert; die Folgerung aus der Tatſache, daß Spinnen körperliche Entſtellungen hervorzubringen vermag, muß der Bräutigam ſelbſt ziehen, und zugeſpitzt ſchließt das Märchen. In der Oberlauſitz benehmen ſich die drei Spinnerinnen

Digitized by Google

auf der Hochzeit, wie es gesprächigen Muhmen eigen ist. Jede der Alten führt vor dem Bräutigam in behaglicher Ausführlichkeit aus, daß sie dem Spinnen ihre Entstellung verdankt und warnt: „Ach liebster und bester Herr, bewahret doch ja eure schöne Jungfer Braut vor solcher Ungestaltigkeit und traget Sorge dafür, daß sie mit dem Spinnen sich ja nichts zu schaffen mache." Die Szene ist mit spürbarem Humor gezeichnet. Der Bräutigam ist kein Königssohn, sondern ein Ritter. Wie ein wunderbarer Bericht aus dem Leben wirkt das Märchen.

7. Wie mir no a de Schule ging'n, wor'n a poar Brieder. Die ging'n uff de Wand'rschoft. A drei Juhr'n wullt'n se wied'r heem sein. Jed'r hutte sich a Mass'r gekeeft, und wie se Obschied nahm'n tot'n, tot'n se de Mass'r a en Boom steck'n. Durt stackt'n se gutt. Kees toat se fin'n und rausziehn. Bis d'r irschte Brud'r wied'r heemkoam. Glei ging a zum Boome und guckte no'n Mass'rn. Zuirscht zug a seis raus. Dos wor ganz blank, wie geputzt. Ab'r das Mass'r vum Brud'r, wie doas aussog (aussah), nee, wie doas aussog! Dos wor ganz verrust. Do koam'n glei an Sinn: dou muß woas possiert sein, dou mußt'n such'n giehn. Und a ging. Und a koam a en Buusch. Dar hutte goar kee Ende. A Hulz wor dou. Und a en Feu'r soaß ann Hexe. Und ane Wiese wor dou. Und durt log'n laut'r Steene, vil gruße Steene. Und enner log a Stick drieb'm an Groase. Und de Hexe hut gefroit, wos a wullte. Und d'r Bursche hut's d'rzahlt. Do hut de Hexe aus vuhl'n Holse gelacht und hut gesoit: „Durt leit dei Brud'r!" Und do hut se 'n gruß'n Steen an Groase gemeent. Und d'r Bursche hut gemacht, doaß se 'n Steen wied'r zurickverzaubern mußte. Wie a doas gemacht hut, dos weeß'ch nimieh, nee, dos weeß'ch wirklich nimieh; 's is zu lange har. Ab'r doas weeß'ch no, doß se uffdeletzt de Hexe d'rschloin hon.

Das Bruchstück dieses Märchens wurde mir 1926 in Thiemendorf von Frau N. erzählt, 1850 in Heidersdorf geboren. Das wäre in ihrer Jugend passiert, behauptete sie; die großen Leute hätten davon gesprochen. Es ist selbstverständlich, daß in unserer Landschaft das Mißtrauen des Sammlers rege wird, wenn ihm eine solche Geschichte erzählt wird. Im höchsten Maße besteht die Gefahr, daß die Grimmschen Märchen die unbewußte Quelle sind. Ich bin vorsichtig zu Wege gegangen und mußte die Erzählung als mündlich überliefert anerkennen. Frau N. wußte auch in sonstigen Volksüberlieferungen gut Bescheid; ich verdanke ihr eine Anzahl bis dahin unveröffentlichter Volkssagen.

Das Märchen ist eine Kurzform von Grimm Nr. 60, die zwei Brüder. Die Geschichte vom Glücksvogel ist weggelassen. Ganz realistisch setzt die Geschichte mit der Wanderschaft der Brüder ein. Das Zusammentreffen mit den hilfreichen Tieren ist unserer Geschichte unbekannt, ebenso die handlungsreiche Begebenheit von der Königstochter und dem Drachen. Geradlinig und ganz stark verkürzend spinnt die Geschichte das Messermotiv fort. Die Frage: Wie wird der Bruder zurückverwandelt? konnte Frau N. von der schmalen Grundlage ihrer Erzählung her nicht lösen, aus der fast alles Märchenbunte verschwunden ist, die sich, abgesehen von der Hexenszene, zu einem Sachbericht zusammengezogen hat. Diese ganze Haltung kommt in

Digitized by Google

eindeutiger Weiſe im Einleitungsſatz zum Ausdruck: „Wie mir no a de Schule ging'n . . .“

8. In tieferen Zweifel über die Echtheit der Überlieferung verſetzt uns die Geſchichte, die mir Frau R. in Kötzſchau vor Jahren erzählte (ſie war damals neunzigjährig und entſtammte einer alteingeſeſſenen Familie) und die ſie von ihrem Großvater gehört haben wollte.

Hinn'r d'r Holbe (hinter Halbau) an Berg'n ſein Räub'r gewaſt. A eene Hehle hon ſe olles neigeſchleppt. Und vur d'r Hehle hon ſe an Tiesch gehoat, do hon ſe droa gegaſſ'n und getrunk'n. Und a Moan hut a en'r Fichte geſaſſ'n und hut'n zugeguckt. Und dou koam'n wos oa, und dou hut'r vum Boome geſecht. Und de Räub'r ſoit'n: 's rant, kummt, mir giehn nei!“ Und eh ſe neiging'n, ſoit'n ſe: „Seſſem, tu' dich auf!“ Dou ging de Hehle uf, und ſe ging'n nei. Und no ener Weile koam'n ſe wied'r raus und ſoit'n: „Seſſem, tu' dich zu!“. Und ſe ging'n furt. War weeß, woas ſe mauſ'n wullt'n. D'r Moan a d'r Fichte hut'ch oll's gemerkt; hut's 'n Räubern nochgemacht und 'n ganz'n Reichtum rausgehullt. Und d'rheeme burgt ar'ch ane Matze beim Mill'r zum Maſſ'n. Ar wullte wiſſ'n, wivill ar hätte. Ab'r a d'r Matze blieb wos häng'n. D'r Mill'r duchte: „Wu mieg'n ock de orm'n Leute 's Gald harhon?“ Und ar kriegt's raus und ging o hie. Und hotte glei a poar Säcke mitgenumm'n. Ab'r wie a drinne is, weeß ar'ſch Wurt nimieh. Und wie ar'ch o zerniſch'lt, ar weeß nimieh und koan ne raus. Dou hon'n de Räub'r gefun'n und hon'n zerſtick'lt.

Wir finden die deutſche Faſſung dieſes bekannten ägyptiſch-arabiſchen Märchens bei Grimm Nr. 142, Bolte-Polivka III, S. 137, Simeliberg. Wollen wir die Frage der Echtheit unſerer Überlieferung dahingeſtellt ſein laſſen; ihre Haltung iſt uns trotzdem aufſchlußreich. Durch den Eingang wird die Geſchichte in der unmittelbaren Nachbarſchaft verankert. Tatſächlich knüpfen an den Hochſtein, einen Berg in der Nachbarſchaft des Ortes, Räuberſagen an. Wiederum werden die märchenhaften Züge unterdrückt. Ein deutliches Streben, zum Kurzbericht der Sage zu gelangen mit der Kataſtrophe am Ende, iſt überall erkennbar.

Die Zahl der Oberlauſitzer Märchen wird ergänzt durch folgende Hinweiſe: Th. Peſcheck erwähnt eine Geſchichte von drei Schweſtern, die in das Schloß des Popanz kommen (Büſching, Wöchentliche Nachrichten . . ., 1816, I, S. 140. Er hat die Geſchichte aus dem Volksmunde aufgezeichnet, aber meines Wiſſens nicht veröffentlicht. Vielleicht war es ein Blaubartmärchen.

1843 (Hannover) veröffentlichte Ernſt Willkomm zwei Bändchen Lauſitzer Sagen und Märchen. Er benützt zwar heimatliche Überlieferungen, zielt aber als Schriftſteller auf die Märchen- und Sagennovelle ab und meidet darum phantaſievolle Aus- und Umgeſtaltungen nicht. Seine Veröffentlichung blieb darum hier unberückſichtigt.

Aus der Oberlauſitz ſind alſo drei Erzählungen in die „Kinder- und Hausmärchen“ aufgenommen worden: Einäuglein, Zweiäuglein, Dreiäuglein (1819 Nr. 130); die Nixe im Teich (1843, Nr. 181); die wahre Braut (1843, Nr. 186).

Digitized by Google

B. Das Vogtland

1. Aus dem sächsischen Vogtlande liegt ein in Mundart erzähltes Märchen vor: 's Duedenbanl. (Aus dem Nachlaß Dr. Böhmes, Reichenbach, Mitt. d. Ver. f. sächs. Volksk. 1914 = F. Sieber, Sächsische Sagen, 1926, S. 288.)
a) Ein König hinterläßt einen Sohn und eine Tochter. Dasjenige Kind soll den Thron besteigen, das zuerst eine bestimmte Blume findet.
b) Das Mädchen findet die Blume. Der Knabe bringt seine Schwester um und wird König.
c) Ein Hirte findet einen Beinknochen des Mädchens, macht eine Flöte daraus und spielt. Die Flöte erzählt die Geschichte.
d) Der Hirte spielt vor der Königin. Sie stürzt ihren Sohn vom Throne.
Das Märchen gehört zum Typ „der singende Knochen" (Grimm, Nr. 28; Bolte-Pol. I, S. 260f.). Unsere vogtländische Fassung findet Entsprechungen in oberdeutschen Erzählungen (Ztschr. f. d. Altertum III, S. 35, Aargau; Rochholz, Schweizersagen II 126, Nr. 353). Gegen das Grimmsche Märchen ist die Vogtländische Fassung stark gekürzt. Das Motiv vom singenden, anklagenden Totenknochen ist übermäßig betont und läßt die anderen Motive verkümmern.
e) Im außersächsischen Vogtlande finden wir eine aufschlußreiche Nebenform zu Grimm Nr. 114, Vom klugen Schneiderlein (Bolte-Pol. II, 528f.), bei Eisel, Sagenbuch des Vogtlandes, Gera 1871, 216, Nr. 561:
a) Ein Edelfräulein will nur den heiraten, der erraten kann, was für ein verstecktes Mal sie an sich hat; der 300 Hasen hüten kann, der eine noch unbekannte Wahrheit zu sagen vermag.
b) Ein Schafhirt löste die Aufgaben und wird der Gatte des Fräuleins. Die Fülle der Nebenzüge im Grimmschen Märchen ist gefallen. Robert Eisel schöpfte das Märchen aus mündlicher Überlieferung; das Edelfräulein hat auf einem Dorfe zwischen Eisenberg und Naumburg gelebt; dort hat sich das alles zugetragen.
3. Das thüringische Vogtland kennt auch das Märchen vom Kind mit dem Tränenkruge (Eisel, a. a. O. S. 21, Nr. 36; Köhler, Volksbrauch . . ., Leipzig 1867, S. 491, Nr. 66; Börner, Volkssagen aus dem Orlagau 1838, S. 142). Im Vogtlande spielt das Märchen nicht auf christlichem Hintergrunde wie bei Grimm. Nicht „der liebe Gott nahm das Bübchen zu sich", sondern das Kind zieht am Vorabend des Dreikönigsfestes im Gefolge der Perchta an der trauernden Mutter vorüber. In die Perchta-Umzüge der Sage ist das Geschehen einbezogen. Das Kind kann mit seinem durchnäßten Hemdchen und dem schweren Kruge nicht über den Zaun, über den die andern mühelos steigen. Die Mutter muß ihm helfen.

C. Obersachsen und Erzgebirge

1. Doktor Allwissend. „Ein hungriger Köhler hört, daß dem König ein Schatz gestohlen ist und erbietet sich, den Dieb zu entdecken. Der Köhler soll drei Tage lang gespeist werden, hat er es aber dann nicht heraus, so soll er an den Galgen. Als der erste Tag herum ist und der letzte Trunk ihm gebracht wird, spricht er: „Das wäre der eine!" Ebenso spricht er vom zweiten

Digitized by Google

und dritten Tage. Die Diener, welche die Diebe ſind, glauben ſich gemeint und entdecken die Tat."

Dieſe Erzählung findet ſich in der Dresdner Abendzeitung 1819, Nr. 171. Sie iſt in Reimverſen gegeben und iſt eine dürftigere Überlieferung des Doktor Allwiſſend, Grimm Nr. 98[1]). Ob ſie tatſächlich aus Sachſen ſtammt, iſt nicht mehr zu ermitteln, aber wahrſcheinlich.

2. Meiſter Pfriem. Im Jahre 1581 veröffentlichte der Humaniſt Martin Hayneccius eine Komödie Hanso Framea, zu deutſch Hans Pfriem. Er behandelt darin den Stoff, den wir bei Grimm Nr. 178 als „Meiſter Pfriem" finden. Martin Hayneccius wurde 1544 in Borna geboren, war Lehrer in Leisnig, Chemnitz, Annaberg, leitete die Fürſtenſchule Grimma, ſtarb 1611. Hayneccius ſchöpfte den Märchenſtoff wahrſcheinlich nicht aus mündlicher ſächſiſcher Überlieferung. Der Typus eines naſeweiſen Nörglers und Beſſerwiſſers war eine volkstümliche Geſtalt des 16. und 17. Jahrhunderts (J. Nadler, Literaturgeſch. d. deutſchen Stämme u. Landſchaften, II², Regensburg 1923, S. 236/37). Schon Luther erwähnt die Geſtalt und verwendet ſie in ſeinen Predigten (Bolte-Polivka III, S. 301. Vgl. Hans Pfriem oder Meiſter Kecks, Neudruck Halle 1882; über die Schulaufführungen in Lochau, Annaberg und Brieg ſ. Ztſchr. f. deutſch. Philologie 22, S. 331).

Aus dem oberſächſiſch-erzgebirgiſchen Raume innerhalb des Gaus Sachſen ſind uns keine anderen Märchen bekannt. Erſt nach Überſchreitung der Nordweſtgrenze wird der Raum wieder fündig. Wir verdanken die Aufzeichnungen Emil Sommer, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Sachſen und Thüringen, Halle 1846. Sommer teilt uns folgende Märchen aus dem Volksmunde mit:

Der Berggeiſter Geſchenke (mündl. aus Halle, S. 82f.); der eiſerne Mann (mündl. aus Gutenberg, S. 86f.); der dumme Wirrſchopf (mündl. aus Gutenberg, S. 96f.); die Königstochter und der Soldat (mündl. aus Gutenberg, Halle und Wettin, S. 104f.); die verwünſchten Prinzeſſinnen (mündl. aus Wettin, S. 108); die beiden Brüder (mündl. aus Halle, S. 113f.); vom jungen Grafen, der ſein Glück ſuchen ging (mündl. aus Halle. S. 122f.); ein anderes Märchen von einem Grafenſohn (mündl. aus Wettin, S. 131f.); die beiden Raben (mündl. aus Gutenberg, S. 142f.).

II. Auswertung des Beſtandes

Die Märchenarmut des oberſächſiſch-erzgebirgiſchen Raumes innerhalb der Landesgrenzen kann mancherlei Urſachen haben. Ein ſehr wichtiger Grund liegt wohl darin, daß zur rechten Zeit in dieſem Raume kein Sammler entſtand. Die Oberlauſitzer Märchen ſind in der Zeit von 1814 bis 1842 geſammelt worden; als Karl Haupt 1862 ſein Sagenbuch der Lauſitz mit einer Märchenſammlung als Anhang herausgab, konnte er aus mündlicher Überlieferung die vorhandenen Stücke nicht vermehren. In J. A. E. Köhler, Volksbrauch, Aberglaube, Sagen und andere alte Überlieferungen im Vogtlande, 1867, finden wir zwar eine ganze Anzahl erſtmalig mitgeteilter Sagen,

[1]) Nach Bolte-Pol. II, S. 401.

Digitized by Google

aber keine Märchen. „'s Duedenbanl", „der kluge Schafhirt", „das Kind mit dem Tränenkruge", erschienen mit Recht in Sagensammlungen, da sie stark sagenhafte Züge tragen. Als Gräße sein Sagenbuch Sachsens (1855) und Köhler das Sagenbuch des Erzgebirges herausgab (1886), war es in diesen Landschaften für das Märchen zu spät. Wir dürfen annehmen, daß in allen sächsischen Landschaften bereits um 1840 das Märchen im Erlöschen war. Weiterhin deuten aber alle Anzeichen darauf hin, daß es auch vorher nicht besonders üppig blühte, daß besonders der obersächsisch-erzgebirgische Raum ein kühles Verhältnis zum Märchen hatte. Erst an den Rändern des Gesamtraumes: beim Übergang des Vogtländischen und Osterländischen ins Thüringische, in der Oberlausitz zwischen Meißen und Schlesien, schwillt der Bestand an. In dem nach Norden anschließenden einstigen ober- und niedersorbischen Sprachgebiet entfaltet sich das Märchen zur reichen Blüte; der enge Raum kann wenigstens ein halbes Hundert Märchen aufweisen.

Auch die innere Fügung des in unserer Landschaft vorhandenen Bestandes trägt alle Anzeichen, daß diese Form der Erzählung unserem Raume nicht besonders entsprach. Eine Anzahl Märchen benutzen aus der Fülle der Motive der Vollform nur die unentbehrlichsten und zeigen so eine Neigung zu starker Verkürzung. Damit ist ein realistisches Streben verbunden, ein spürbarer Wille, das Märchen zum Erlebnisbericht umzuformen. Überall wird das wunderbare Geschehen abgedämpft und tiefer gestimmt. Zwar tragen die älteren Überlieferungen noch klaren Märchencharakter, aber ein Abgleiten zur Sage ist auch hier schon merkbar. In den vogtländischen Beispielen und in den neuesten Oberlausitzer Belegen ist die Umformung fast vollzogen. Das zeigen deutlich die Einleitungssätze der Oberlausitzer Bruchstücke: „Wie mir no a de Schule ging'n ..."; „hinn'r d'r Holbe an Berg'n sein Räub'r gewast..." Bezeichnend auch, wie in der Erzählung vom klugen Schafhirten die Ortsangabe noch nicht ganz bestimmt zu werden wagt: „In einem Dorfe zwischen Eisenberg und Naumburg ..." Es entsteht eine unentschiedene Zwischenform, die weder das freie Spiel des Märchens, noch die feste Verankerung der Sage erreicht.

Das Abgleiten des Märchens in die Sage kann auch von dieser Form her aufgezeigt werden. Gut ausgebildet sind unter den Natursagen in unserem Raume die Wassermanns- und Zwergsagen. Da gibt es einige, die man mit gutem Recht als märchenhaft aufgeschwellt bezeichnen kann. Das ist z. B. der Fall bei der Geschlechtersage derer von Ponickau: die drei goldenen Brotchen zu Pomsen[1]). Die Sage wurde in der Oberlausitz freischwebend erzählt und trägt noch märchenhaftere Züge als die Pomsener Überlieferung (Zwergengeschenk: ein goldener Ring, ein silberner Becher, ein Weizenbrötchen). Mitteilenswert ist ein Nachsatz Th. Peschecks, der die Sage zuerst berichtet: „Die Geschichte mit dem Ringe scheint auch in Thüringen unter die Sagen hoher Geschlechter zu gehören; denn ein Herr von Ponickau aus Thüringen, dem sie in der Lausitz auf einem Dorfe als Märchen erzählt

[1]) Meiche, Sagenbuch des Königreichs Sachsen, Leipzig 1903, Nr. 423; Sieber, Sächsische Sagen, Jena 1926, S. 137.

Digitized by Google

wurde, versicherte, daß dies ihm schon von Jugend auf aus seinem Geschlechte bekannt sei und bestätigte sie insofern, daß er behauptete, es gäbe in seiner Geschlechtsurkunden-Sammlung sogar eine Menge Verhandlungen, die einen Rechtsstreit enthielten, der in dem Ponickauschen Geschlecht und zwar gegen den Seitenzweig geführt worden sei, die den Ring verloren und das Geschlecht dadurch um sein Glück gebracht habe[1])."

Auch in einigen Teufelssagen ist ein Zug zu märchenhafter Aufschwellung zu beobachten; selbst Volkslied und Kinderlied haben sich von Märchenmotiven genährt. Das zeigen einige Lieder vom Wassermann[2]); das Lied und Spiel vom Dornröschen, das über ganz Sachsen verbreitet ist[3]). Das Reimmärchen vom Birnli, das nit fallen will[4]), findet seine Entsprechung in den Reimversen vom Haberschneiden: Es schickt der Herr den Gockel naus, er soll den Haber schneiden[5]). Auch der vogtländisch-erzgebirgische Vierzeiler:

Wenn mein Schatz
Ein Nelkenstock wär,
Setzt ich ihn vors Fenster,
Daß ihn jedermann säh[6]),

steht nach J. Bolte möglicherweise im Zusammenhange mit Grimm Nr. 76, Die Nelke[7]).

Die kühle Haltung unseres Gesamtraumes zum Märchen, die sich in der geringen Zahl der überlieferten Märchen und in der Abdrängung in andere Formen kundgibt, läßt verschiedene Deutungen zu. „Die verschiedenen deutschen Landschaften zeigen für das deutsche Märchen nicht die gleiche Begabung", schreibt Friedrich v. d. Leyen[8]). Wir müßten also den obersächsischen Gesamtraum als für das Märchen unbegabt ansehen und hätten damit unsere Deutung auf das charakterologische Gebiet verschoben. Doch ehe wir in die Tiefenschicht des Stammescharakters eintauchen dürfen, müssen wir erst gewissenhaft andere Deutungsmöglichkeiten erschöpfen.

Im Zusammenhange der volkstümlichen Wortüberlieferungen nimmt das Märchen eine besondere Stellung ein. Wir wollen von den vielen Quellbächen verschiedenen Ursprungs absehen, die in die Form des deutschen Märchens einströmten und sie erfüllten. Im Zusammenhange der deutschen volkstümlichen Überlieferungen ist das Märchen eine kunstvolle Form der Erzählung, die ihre Vorstellungen zum guten Teil dem heimischen Volksglauben entnimmt. Aber sie hebt diese Vorstellungen aus dem Glaubensanspruch heraus, mit dem sie dort behaftet sind, und reiht sie im künstlerischen Spiel zu bunten Erzählketten zusammen. Auch die Sage entnimmt ihren

[1]) Büsching, Wöchentliche Nachrichten . . 1816, I, S. 102.
[2]) Steglich, Sächs. Volkslieder, Leipzig 1928, S. 9f.
[3]) Vgl. O. Dähnhardt, Volkstümliches aus dem Königreich Sachsen, II, Leipzig 1898, S. 71.
[4]) Grimm, Nr. 72a; Bolte-Pol. II, S. 100f.
[5]) Dunger, Kinderlieder und Kinderspiele aus dem Vogtlande, 2. Aufl. 1894, S. 29; Meiche, Sagenbuch der sächs. Schweiz, 1. Aufl. 1894, S. 110.
[6]) Dunger, Rundâs aus dem Vogtlande, 1876, Nr. 238; A. Müller, Volkslieder aus dem Erzgebirge 1883, S. 127.
[7]) Bolte-Pol. II, S. 127.
[8]) F. v. d. Leyen, Das Märchen, 3. Aufl., Leipzig 1925, S. 158.

Digitized by Google

Vorstellungsschatz dem Volksglauben, aber in dieser Erzählform behalten die Vorstellungen ihre glaubensschwere Bedeutsamkeit. Da Sage und Märchen gleichermaßen die Vorstellungen des Volksglaubens benutzen, sie aber in gegensinniger Gewichtigkeit verwenden, haben wahrscheinlich auch die Formen an sich eine gegensinnige Bedeutsamkeit im Gesamtgefüge der volkstümlichen Lebensordnung. Die Sage zeigt die Einbrüche des „Anderen" in die Bezirke des umhegten Daseins und die Folgen, die sie dort anrichten. Das Märchen spielt mit den Einbrüchen; es weiß sie, wenn sie drohen oder zum Schein hereinbrechen, abzuwenden und stets zum guten Ende zu führen. Wenn A. Jolles das Märchen eine Form nennt, „in der das Geschehen, der Lauf der Dinge so geordnet sind, daß sie den Anforderungen der naiven Moral völlig entsprechen, also nach unserem absoluten Gefühlsurteil gut und gerecht sind [1]), „so glauben wir, daß damit zwar eine wichtige vordergründige Seite des Märchens erfaßt ist, die aber nur äußere Entsprechung einer tieferen Bedeutsamkeit ist. Diese tiefere Bedeutsamkeit ist der Gegensinn der Sage. Die „Mächte", die drohenden Einbrüche des „Anderen", sind im Märchen im künstlerischen Spiel überwunden; die Wirklichkeit ist zur Wunsch- und Scheinwelt überhöht. Das „So-sollte-es-sein," das uns aus jedem Märchen entgegenklingt, bezieht sich nicht nur vordergründig auf den Ablauf der Ereignisse, es zielt auf die letzten metaphysischen Bezüge, auf den Ablauf des Geschehens überhaupt. Diese Haltung ist keine Flucht aus der Wirklichkeit, sie ist ihre Bezwingung im Spiele durch die Macht der Seele und des Geistes.

Die Umstimmung der glaubenshaltigen Vorstellungen des Volksglaubens im Märchen bedeutet nicht die Auflösung des Volksglaubens, sondern seine Blüte; ebenso wie die Legendendichtung über den Heiland und die Apostel nicht die Aufhebung des Christenglaubens bedeutet. Gerade dieses Spiel setzt die Geltung der Glaubensvorstellungen voraus. Ohne diese Geltung wären diese Spielformen zu leicht, zu beziehungslos; sie leben in und mit der Gegenform. Sie haben darum für den Gläubigen trotz ihrer Lösung eine ganz andere Gewichtigkeit und Schwere wie für den Ungläubigen.

Das Volksmärchen gedeiht darum nur in einer verhältnismäßig ungestörten Lagerung der volkstümlichen Lebensbezüge. Werden diese Bezüge erschüttert, bleibt nicht die hohe Form bestehen; sie ist im Gegenteil zuerst dem Verfall preisgegeben. Bestehen bleibt das am wenigsten ausgeformte zähe Zellgefüge der urtümlichen Vorstellungen, die aber wiederum durch den Zerfall der hohen Formen an baugesetzlichem Zusammenhang verlieren, ihres Gerichtetseins-auf-etwas verlustig gehen und den Eindruck eines wenig sinnhaften Durcheinanders erwecken. Dieser Vorgang des Zerstürzens einer altüberlieferten volkstümlichen Lebensordnung — wir wollen das Zerstürzen von einer stillen, wachstummäßigen Weiterbildung unterschieden wissen — hat bei allen deutschen Stämmen mit größerer oder geringerer Heftigkeit im 19. Jahrhundert eingesetzt, und W. H. Riehl konnte es mit Händen greifen. Er fand einen symptomatischen Zug dieses Vorgangs im „Bewußtwerden der Armut".

[1]) A. Jolles, Einfache Formen, Halle 1929, S. 241.

Digitized by Google

In Sachsen hat der Bestand der altüberlieferten Lebensordnung sehr früh Erschütterungen erlitten, von denen wenigstens die leidenschaftlich erlebte Reformation und eine frühe Industrialisierung erwähnt werden sollen. Im 19. Jahrhundert ergriff der Vorgang alle Gebiete volkstümlichen Lebens. Wenn wir aus sachlichen Gründen zu dem Schluß kamen, daß in unserem Gesamtraum um 1840 das Märchen im Erlöschen war, so wird uns von anderer Seite volkstümlichen Lebens her diese ungefähre Zahl bestätigt. So schreibt E. John: „Von der alten Bauerntracht haben sich nur spärliche Reste erhalten; denn leise Andeutungen einer Trachtänderung begann schon den in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts infolge der politischen und wirtschaftlichen Umwälzungen.“[1])

Das Gefüge der überlieferten volkstümlichen Lebensordnung weist also in unserem Raume frühe Zerfallserscheinungen auf. Die entwickelten Formen haben dabei stärker gelitten als die urtümlichen. Das schließt aber nicht aus, daß auch in höherer Lagerung ganze Zellbündel noch im sinnhaften Zusammenhange gefunden werden.

Von Zerfall sprachen wir bis jetzt und sind uns doch bewußt, daß dieser Ausdruck nur vom Standpunkt der überlieferten volkstümlichen Lebensordnung her tragbar ist. Es gibt keinen Zerfall, der nicht gleichzeitig Neuschöpfung bedingte. Was der Obersachse an hohen Formen der magischen Welt verlor, gewann er an Bewußtheit. Die Industrialisierung des Landes, die in weiten Teilen höchste Veredelung der Rohstoffe erstrebte, verlangte in lebenspraktischer Hinsicht außerordentliche Wendigkeit und Findigkeit. Die konnte nur ein immer aufnahmebereites, auf der Lauer liegendes Wachbewußtsein gewähren. So steht vor uns ein Bild des Obersachsen, der in lebenspraktischen Dingen von sehr heller Bewußtheit geleitet wird; der aus der überlieferten volkstümlichen Lebensordnung eine reiche Fülle urtümlicher Vorstellungen mit sich trägt; der in dieser Spannung eine hohe Erzählform der magischen Welt wie das Märchen notwendig verlieren mußte. Auch die urtümlichen Vorstellungen erfuhren eine spürbare Umlagerung in dem Sinne, daß sie vor allem zwischenmenschliche Beziehungen zu erfassen versuchten[2]).

Mit unseren letzten Feststellungen sind wir wohl in die charakterologische Tiefenschicht vorgestoßen. Allerdings haben wir nichts über den Charakter des Obersachsen „an sich“ gesagt. Und wir glauben, daß dies ganz unmöglich ist. Der Obersachse ist keine biologische Konstante, er ist keine Rasse; er wächst geschichtlich aus einer Vielheit von Stämmen; auf gemeinsamem Boden, durch gemeinsames Werk, durch gemeinsames Schicksal formt er eine stammheitliche Ordnung aus, in der selbstverständlich auch sein rassisches Erbe wirksam ist. Wohl ist es notwendig, bei manchen Erörterungen auf das rassische Erbe zurückzugreifen, das der Obersachse seinen mutterländischen Ahnen und der eingedeutschten Sorbenschicht verdankt. In der Frage des Märchens führt uns aber diese Fragestellung nicht weiter. Wie wir früher sagten, ist der Sorbe märchenfreudig, und Ähnliches können wir vom Hessen, vom

[1]) E. John, Aberglaube, Sitte und Brauch im sächsischen Erzgebirge, Annaberg 1909, S. 39.
[2]) Was hier nur angedeutet werden konnte, wird ausführlicher dargestellt in meinem Aufsatz in Band 6/7 des Jahrbuchs für historische Volkskunde, Volkskundliche Charakteristik des Sachsen.

Digitized by Google

Thüringer und vielleicht auch vom Franken behaupten. Der Siedlerherkunft nach könnte Sachsen eine märchenfrohe Landschaft sein. Daß dem nicht so ist, daß vielmehr der Raum ein kühles Verhältnis zur Gattung Märchen hat, dafür suchen wir den Grund in dem stammheitlich eigenartig ausgeformten Geistesraum des Obersachsen, der im geschichtlichen Schicksal wuchs.

Die Ortsumläufe der Lommatzscher Pflege

Eine Studie über dörfliche Nachrichtenübermittelung

Von Erich Hentschel, Ziegenhain b. Lommatzsch

Mit 4 Abbildungen und 1 Übersichtskarte im Text.

Sowohl in den eingegangenen „Mitteilungen des Vereins für Sächsische Volkskunde" als auch in den „Mitteldeutschen Blättern für Volkskunde" sind gelegentlich einzelne Mitteilungen über sog. Ortsumläufe, d. h. Gegenstände, die in ländlichen Gemeinden zur Bekanntmachung von Nachrichten durch die Bürgermeister benützt werden oder früher einmal verwendet wurden, veröffentlicht worden. Meines Wissens ist aber noch keine Arbeit erschienen, die die gesamten Umläufe eines größeren Gebietes behandelt. Es sollen darum einmal die Ortsumläufe einer sächsischen Landschaft besprochen werden, die noch einen ausgesprochenen bäuerlichen Charakter hat und darum im Vergleich zu anderen Gegenden verhältnismäßig viel Umlaufmittel aufweist. Es ist die Lommatzscher Pflege. Sie wird zu diesem Zwecke im engeren Sinne aufgefaßt[1]). Dies entspricht einmal der heutigen landläufigen Auffassung, und zum andern wird dadurch vermieden, daß das behandelte Gebiet zu umfangreich wird. Doch habe ich mich nicht streng an ihre Grenzen gehalten, sondern bin hier und da darüber hinausgegangen, um die weitere Verbreitung einzelner Gegenstände festzustellen und um einige in der Lommatzscher Pflege selbst nicht mehr vorhandene mit zu berücksichtigen.

Das Bekanntmachungswesen in den Landgemeinden Sachsens fußt auf einer Verordnung vom 15. April 1884. Dort heißt es in § 4: „Die Verkündigung allgemeiner Veröffentlichungen und Anordnungen in gemeinde- und ortspolizeilichen Angelegenheiten in den Landgemeinden durch den Gemeindevorstand oder ein anderes dazu berufenes Mitglied erfolgt durch Anschlag in von der Straße aus sichtbarer Weise an dem Amtslokal des Gemeindevorstandes". Seitdem sind die bekannten Aushangkästen und Anschlagtafeln üblich. Es waren jedoch schon vor dem Erscheinen des Gesetzes in vielen Dörfern andere, zum Teil sehr alte Mittel vorhanden, mit deren Hilfe die Ortsbekanntmachungen erfolgten. Mir ist nicht bekannt, ob man diese

[1]) Ostgrenze ist die Elbe und der Unterlauf der Triebisch, Westgrenze die Jahna, Nordgrenze die Lößlehm-Geschiebelehmgrenze, die ungefähr durch die alte Poststraße zwischen Stauchitz und Klappendorf und deren Verlängerung in Richtung Wölkisch-Niedermuschütz angedeutet wird, Südgrenze der zwischen Jahna und Triebisch westöstlich verlaufende Höhenrücken, dessen höchste Erhebung die Radewitzer Höhe ist.

Digitized by Google

nicht ohne weiteres verschwinden lassen wollte oder ob die Landgemeinden selbst deren Beibehaltung wünschten. Auf jeden Fall wurde ihre Benützung durch § 7 weiterhin gestattet, der folgenden Wortlaut hat: „Durch Beschluß der Gemeindevertretung bzw. des Gutsvorstehers kann mit Genehmigung der Aufsichtsbehörde und des Bezirksausschusses eine abweichende Art der Bekanntmachung eingeführt werden, es muß dies jedoch im Amtsblatte der Amtshauptmannschaft zur öffentlichen Kenntnis gebracht werden." Damit ist der Ortsumlauf gemeint. Diese Art und Weise der Bekanntmachung wird vor allem deswegen geübt, weil dann die Nachrichten mit Sicherheit von jedem gelesen werden; denn der Umlauf geht — wie schon sein Name sagt — von Haus zu Haus. Außerdem ist dieses Verfahren für die Gemeindemitglieder bequemer, da sie nicht erst an den Aushangkasten zu gehen brauchen, um die Bekanntmachungen zu lesen. Weniger wird man wohl der Tradition wegen die alten Umlaufmittel beibehalten haben. Ganz zufriedenstellend sind die Ortsumläufe nach Aussage verschiedener Bürgermeister allerdings auch nicht, weil es manchmal sehr lange dauert, bis sie durch die ganze Gemeinde hindurchgegangen sind. Meist wird durch sie bekannt gegeben, daß Steuern irgendwelcher Art fällig sind. Darum sind die Leute nicht gerade erfreut, wenn der Umlauf zu ihnen ins Haus gebracht wird.

Es sind rund 180 Gemeinden, die durch persönliche Umfrage erfaßt wurden. Darunter befinden sich ganz wenige, in denen die Bekanntmachungen nur durch Anschlag erfolgen. In allen anderen ist daneben eine mündliche oder schriftliche Benachrichtigung üblich. Die mündliche Bekanntmachung, die durch den Bürgermeister persönlich erfolgt, ist nur in den ganz kleinen Dörfern (etwa 20) gebräuchlich, wie sie in der Lommatzscher Pflege zahlreich vorhanden sind. Sie bestehen nur aus wenigen Gehöften, die mündlich schnell benachrichtigt werden können. Mitunter verwaltet der Bürgermeister zugleich die Post. Da er deswegen sowieso jeden Tag von Haus zu Haus geht, erledigt er bei dieser Gelegenheit gleich seine Gemeindeangelegenheiten. In ungefähr 40 Orten wird nur ein Zettel herumgeschickt, der z. B. in Marschütz und Schönnewitz zum Schutze in einen Briefumschlag gesteckt wird. Da der Zettel sehr bald unansehnlich wird und außerdem leicht abhanden kommt, wird er in rund 20 Gemeinden in eine Mappe, einen Aktendeckel oder Schnellhefter gelegt, eingeklebt oder eingeheftet. 2 Dörfer (Goselitz und Zschaitz) benützen kleine Ledertaschen. 8 Orte schließlich haben ein Buch, in das die Bekanntmachungen fortlaufend eingetragen werden, hier und da wegen seiner Farbe „schwarzes Buch" genannt.

Doch erwecken diese Umlaufmittel abgesehen vom Namen und der Art ihres Umlaufes weiter kein volkskundliches Interesse. Anders ist es mit den zahlreichen, verschiedenartig geformten und benannten Gegenständen, die in den anderen Gemeinden noch gebräuchlich sind. Ihre Darstellung erfolgt nach dem Stande von 1935. Es werden aber auch diejenigen erwähnt, die früher einmal vorhanden waren, wenn darüber etwas zu erfahren war. Die Art des Gegenstandes, der im Dorfe „herumgeht", hat sich in den letzten Jahrzehnten nämlich sehr gewandelt. Nur noch in wenigen Gemeinden sind die alten Formen vorhanden. Mitunter wird neben einem neuen Gegenstand

Digitized by Google

auch noch der alte benützt, wie z. B. in Raußlitz, wo es neben dem Kasten noch die Tafel gibt. Doch kann man aus den ortsüblichen Namen für die jetzt gebräuchlichen Umlaufmittel oft schließen, welcher Art sie früher gewesen sind, weil die Bezeichnung für das alte meist auf das neue übertragen worden ist. Schwierigkeiten bereitete es, ihr Alter festzustellen. Dies war bei den älteren Gegenständen nur in wenigen Fällen möglich. Den meisten von ihnen sieht man jedoch an, daß sie schon seit Jahrzehnten im Gebrauch sind. Die lange Zeit ist an ihnen nicht spurlos vorübergegangen. Anstrich und Aufschrift sind abgegriffen, und da sie meist von Kindern weitergetragen werden, die mit ihnen nicht allzu behutsam umgehen, sind viele von ihnen schadhaft geworden. Damit sie ihre Aufgabe weiter verrichten können, hat man sie oft mehr oder minder geschickt ausgebessert. In vielen Gemeinden war das Alter des Ortsumlaufes aber auch leicht festzustellen, weil er erst in den letzten Jahren oder Jahrzehnten eingeführt worden ist. Mit einigen Ausnahmen sind alle Umlaufmittel aus Holz hergestellt. Ihre Form ist sehr mannigfaltig. Darnach lassen sie sich in verschiedene Gruppen einteilen.

Stöcke

Die erste Gruppe bilden die Stöcke. In ihnen haben wir sicherlich das älteste Bekanntmachungsmittel vor uns. Ob sie, wie in anderen Gegenden Deutschlands, auf den „Schulzenstock" zurückzuführen sind, der in den Zeiten, als das geschriebene Wort noch keine große Rolle spielte, weil viele weder lesen noch schreiben konnten, vom Gemeindeoberhaupt als Versammlungsaufruf durch das Dorf geschickt wurde, wird sich heute schwerlich noch feststellen lassen. Es sei denn, daß zufällig ältere Schriftstücke wie Gemeinderügen usw. Auskunft darüber geben. Wahrscheinlich sind sie ursprünglich ohne Zettel herumgeschickt worden. Das später überall gehandhabte Anhängen des Zettels mittels eines Nagels ist so primitiv und unpraktisch, daß man darauf nur gekommen sein kann, um den vorhandenen Stock weiter zu verwenden. Vielleicht wählte man später diesen Weg, um Gemeindeversammlungen wegen jeder Kleinigkeit zu umgehen. Da aber der Zettel lose am Stock herunterhängt und beim Herumtragen schutzlos Wind und Wetter preisgegeben ist, sind heute die Stöcke in den meisten Gemeinden verschwunden und durch praktischere Dinge ersetzt worden. In der Lommatzscher Pflege habe ich nur 6 Stück angetroffen, von denen 5 noch im Gebrauch sind.

Am einfachsten von ihnen ist der Birmenitzer Stock (Abb. 1). Es ist ein 68 cm langer und 3 cm dicker Knüppel, der keinerlei Spuren von Bearbeitung aufweist. Ursprünglich wird er noch länger gewesen sein; denn sein unteres Ende ist scheinbar abgebrochen. Über sein Alter war leider nichts zu erfahren. Er war schon vor über 60 Jahren im Gebrauch. Da er bereits ganz wurmstichig ist, kann man aber annehmen, daß er weit älter ist. An seinem oberen Ende ist in einer Öse ein zusammengebogenes schmales Stück Bandeisen befestigt. Der Zettel wird dazwischen geschoben und durch einen Ring festgeklemmt. Von geschickter Hand aus einem vierkantigen Stück Eiche zurechtgeschnitzt ist bereits der Maltitzer Stock (Abb. 1). Er ist 67 cm lang und wird nach unten dünner. Seine Kanten sind abgeschrägt. Der Kopf ist durch

Digitized by Google

ein paar Kerbschnitte besonders hervorgehoben worden. Auf ihm wird der Zettel mit Hilfe eines Nagels befestigt. Sogar sein Alter verrät der Stock, was sonst selten vorkommt. Er trägt die Jahreszahl 1798 eingeschnitten. Die anderen vier Stöcke sind schön gedreht. Der Wahnitzer Gemeindestock ist der einfachste von ihnen (Abb. 1). Bei einer Länge von 89 cm verläuft er nach unten zu konisch. Er weist keinerlei Verzierungen auf. Nur oben ist er mit einem eichelförmigen Abschlusse versehen. Unterhalb des Kopfes ist ein Stück Bandeisen angebracht, das durch einige Schrauben festgehalten wird. Wenn der Zettel befestigt werden soll, muß es jedesmal losgeschraubt werden. Dann wird er darunter geschoben, und die Schrauben werden wieder angezogen. Weit kunstvoller ist der Stock von Siegliz b. Meißen gedrechselt (Abb. 1). Er ist ein wahres Prachtexemplar! In seinem Aussehen gleicht er den Tisch- und Stuhlbeinen, wie sie vor einigen Jahrzehnten gebräuchlich waren. Seine Länge beträgt 81 cm, sein größter Durchmesser — er verjüngt sich ebenfalls nach unten — rund 7 cm. Der Zettel wird wie in Maltitz mit einem Nagel angeheftet. Wesentlich kleiner als diese beiden Stöcke ist der von Schweimnitz, der den ortsüblichen Namen „Spritze" führt (Abb. 1). Er ist nur 40 cm lang und rund 4,5 cm dick. Auch die Befestigungsweise des Zettels ist eine andere. In einer Rinne entlang läuft ein Draht, der feststellbar ist. Er hält den darunter gelegten Zettel fest. Daraus läßt sich schließen, daß der Stock noch nicht so alt sein kann. Den letzten, allerdings außer Dienst gesetzten Stock besitzt ein früherer Bürgermeister von Ottwig (Abb. 1). Er ist 74 cm lang und wiederum schön verziert. Am oberen Ende ist er mit einer Klappe versehen, die sich in einem Scharniere bewegt und festgeschraubt werden kann. Darunter wird der Zettel festgeklemmt. Außerdem befindet sich auf der Klappe eine Feder, die gleichfalls zum Befestigen

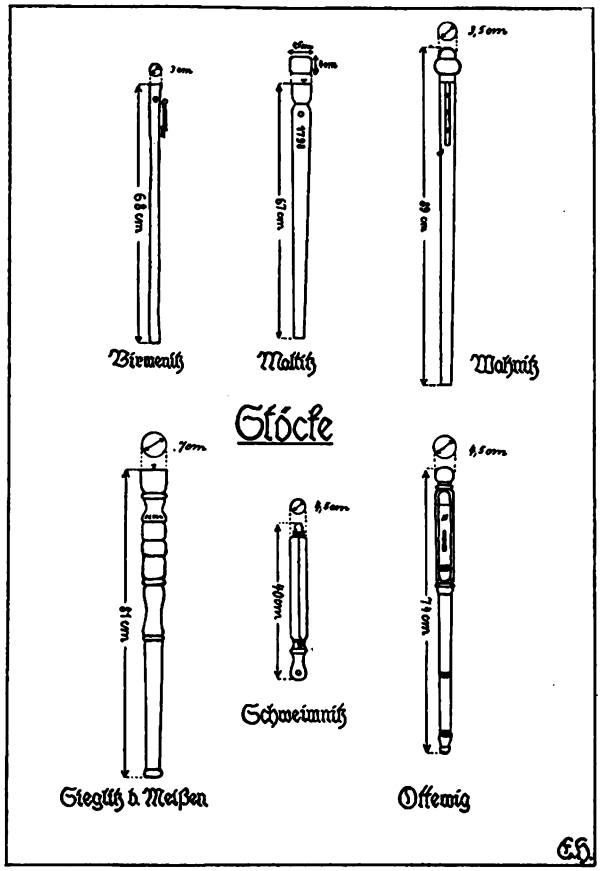


Abb. 1

Digitized by Google

eines Zettels dienen soll. So viel zu erfahren war, haben auch Abend, Badersen, Markritz, Niederjahna und Nelkanitz früher Gemeindestöcke besessen. Der Markritzer Stock war aus Kirschbaumholz und von 1834—82 in Gebrauch. In Nelkanitz wurde er noch vor wenigen Jahren verwendet, bis er einem anderen Ortsumlaufe weichen mußte. Leider ist er nicht mehr aufzufinden. Als moderne Stöcke kann man die Altlommatzscher „Kloppen" betrachten. Hier sind seit reichlich 10 Jahren zwei Zeitungshalter im Gebrauch. Auch Görtitz und Wuhnitz haben früher welche verwendet.

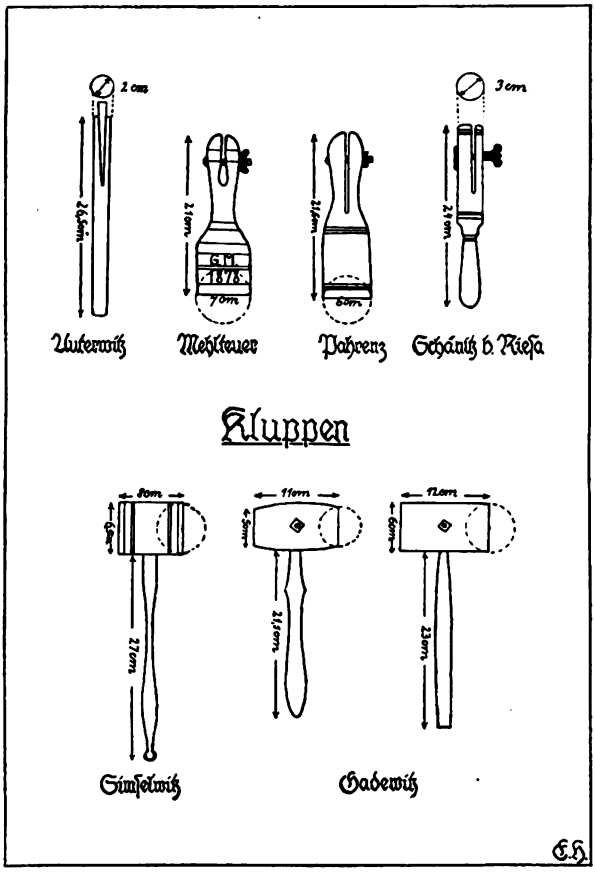


Abb. 2

Kluppen

Eine zweite Form der hölzernen Ortsumläufe stellen die Kluppen dar, die meist aber Kloppen genannt werden. Das Wort „kluppe" kommt bereits im Mittelhochdeutschen vor. Man verstand darunter ein gespaltenes Stück Holz und — was letzten Endes ja dasselbe ist — auch eine Zange. Noch heute führen verschiedene Geräte diesen Namen. So bezeichnet der Vogtländer die Wäscheklammer als Kluppe, und auch einige Schlosserwerkzeuge heißen so. In der Lommatzscher Pflege hat sich diese Bezeichnung außerdem für die genannte Art des Ortsumlaufes erhalten. Es sind stockähnliche Geräte, die mit einem Spalt versehen sind, in dem der Zettel festgeklemmt wird. Von vielen nicht verstanden wurde sein Name in Kloppe umgewandelt. Man leitete das Wort irrtümlich von der mundartlichen Form „kloppen" für klopfen ab, weil man annahm, daß früher damit an Türen und Tore geklopft worden wäre. Die Kluppe ist nur in einem einzigen Orte, in dem am Westrande des Gebiets gelegenen Auterwitz, vorhanden (Abb. 2). Die Bürgermeister haben sie sich selber hergestellt, indem sie von Rechenstielen etwa $^1/_4$ m lange Stücke abgeschnitten haben. In das eine Ende machten sie einen ungefähr 10 cm tiefen, keilförmigen Schnitt und schnitzten dazu einen passenden Keil.

Digitized by Google

Von diesem wird der in den Ausschnitt hineingesteckte Zettel festgehalten. Die Kluppe ist in Auterwitz noch nicht lange heimisch. Sie wurde erst nach dem Kriege von einem aus dem Dorfe Redemitz stammenden Bürgermeister eingeführt, wo sie schon seit Jahren im Gebrauch ist. In Goselitz und Zschaitz führen die Ledertaschen, in denen der Zettel herumgeschickt wird, gleichfalls den Namen Kloppe. Da beide Nachbardörfer von Redemitz sind, ist es möglich, daß sie früher einmal eine richtige Kluppe besessen haben.

Ich nehme an, daß die Kluppe aus dem Stock entstanden ist. Da der mit Nägeln oder Schrauben befestigte Zettel leicht abgerissen werden kann, kam man vielleicht auf den Gedanken, einen Spalt hineinzumachen. So hatte z. B. Petersberg bis zum Jahre 1909 zwei regelrechte Stöcke mit Einschnitten, deren Flächen allerdings nicht keilförmig, sondern parallel verliefen. Da hinein wurde der gefaltete Zettel gesteckt, so daß er von selbst hielt. Dafür, daß die Kluppen früher verbreiteter gewesen sind, spricht meiner Ansicht nach der Umstand, daß es heute noch eine andere tafelförmige Form des Ortsumlaufs gibt, die diesen Namen trägt, aber wohl jünger ist. Davon soll später die Rede sein.

Eine besondere Form der Kluppe, die ihren Namen aber auch zu Recht trägt, weil sie gleichfalls mit einem Spalt versehen ist, findet sich in drei nördlich von Lommatzsch gelegenen, bereits nicht mehr zur Lommatzscher Pflege gehörenden Dörfern. Sie ist nicht stock-, sondern keulenförmig. Die Gemeinde Mehlteuer hat drei Stück dieser Art (Abb. 2). Sie stammen aus dem Jahre 1873. Eine davon ging entzwei und wurde 1933 durch eine neue ersetzt. Am besten lassen sie sich mit einer Flasche vergleichen. Sie sind 21 cm hoch und am Boden 7 cm stark. Im Halse ist ein Spalt, in den der Zettel gesteckt wird. Rechtwinklig dazu ist eine Schraube eingedreht, auf der eine Flügelmutter sitzt. Wenn sie angezogen wird, verengert sich der Spalt, und der Zettel wird festgeklemmt. Ähnlich sind die beiden Kloppen von Pahrenz (Abb. 2). In Schänitz b. Riesa (Abb. 2) ist sie schlanker (24 cm lang, 3 cm dick) und der Spalt ist nicht am Griff, sondern am entgegengesetzten Ende angebracht. Vielleicht haben Göltzscha und Wendischbora vor Jahren etwas Ähnliches gehabt; denn ihre Tafeln heißen jetzt noch „Keule".

Hämmer

Einen Ortsumlauf von der Gestalt eines Hammers besitzt Simselwitz an der Jahna (Abb. 2). Er muß schon sehr alt sein; denn er ist bereits ganz wurmstichig. Verwendet wird er nicht mehr. Der Zettel wurde an einer der beiden Stirnseiten mittels Nagel angeheftet. Das etwas abseits der Jahna gelegene Gadewitz besitzt sogar drei Hämmer, die aber auch nicht mehr benützt werden (Abb. 2). In ihren Kopf ist eine Schraube eingelassen, auf die der Zettel gesteckt und mit einer Vierkantmutter festgeschraubt wird. In beiden Orten sagt man aber nicht Hammer, sondern ebenfalls Kloppe dafür. Hämmer scheinen früher auch die im Osten des Gebiets gelegenen Orte Naundorf, Nieder- und Oberlommatzsch besessen zu haben. Man kann

Digitized by Google

das aus der ortsüblichen Bezeichnung „Hammer" für die jetzt gebräuchlichen Umläufe schließen.

Tafeln

Leider sind die bisher behandelten Gegenstände alle recht unpraktisch. Der Zettel kann beim Herumtragen leicht abgerissen werden. Dazu ist er Regen und Schnee ausgesetzt, so daß die Schrift verwischt wird. Man hat in den meisten Orten in anderen Gegenständen Ersatz gefunden, an denen sich der Zettel besser befestigen läßt und mehr geschützt ist. Naheliegend war es, ein flaches Stück Holz zu verwenden. So kam das Brett (der Volksmund sagt „Bräd") oder die Tafel auf, scherzhaft auch Klatsche genannt. Die Tafeln haben außerdem den Vorteil, daß sich an ihnen auf zwei Seiten Zettel anbringen lassen. Damit sie bequemer getragen werden können, hat man sie mit einem Stiel versehen. Das war auf zweierlei Weise möglich. Entweder ist das Brett an dem Stiele befestigt, oder sie sind beide aus einem Stück hergestellt.

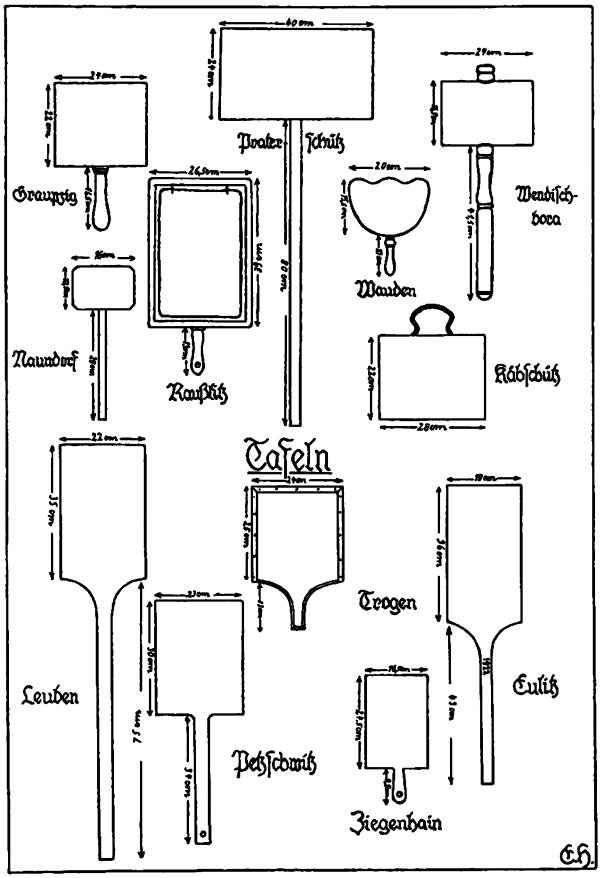


Abb. 3

Die erste Art ist am häufigsten. Sie ist in 20 Gemeinden zu finden. Auch Choren, Daubnitz, Heynitz, Jessen, Karcha, Klosterhäuser, Pinnewitz und Zscheilitz besaßen früher eine solche Klatsche. Vielleicht entwickelte sich diese Tafelform aus dem Stock, indem man an ihm ein Brett befestigte. Der Stiel ist heute vierkantig oder rund, seltener gedreht. Er ist an der Rückseite des Brettes angenagelt, angeschraubt oder auf Grad eingeschoben und zwar fast immer an der längeren Seite. Meist besteht er aus härterem Holze als die Tafel. Darum hält er auch länger als diese. In einigen Orten wurde sie schon verschiedene Male erneuert, aber der Stiel ist immer noch gut. Seine Länge schwankt zwischen 10 und 20 cm. Es gibt aber auch solche, die bis zu 80 cm lang sind. Be-

Digitized by Google

sonders praktisch ist der Oberlommatzscher „Hammer". Sein Stiel ist durchbohrt und das Brett darin drehbar befestigt. Der Leser braucht es nur herumzudrehen, wenn er die Rückseite lesen will. Einen besonders schön gedrehten Stiel hat die Wendischboraer „Keule" (Abb. 3), die der Bürgermeister für seine Zwecke benützt (Gemeinde- und Kirchkassierer haben jeder eine kleinere). Sie ist zwar erst sechs Jahre alt, soll aber nach dem Muster der alten Keule hergestellt worden sein. Die Käbschützer Tafel hat als einzige einen Eisenbügel als Griff (Abb. 3). Die Tafeln selbst sind alle rechteckig zugeschnitten und meist 20—30 cm lang und breit. Eine Ausnahme bildet eine der beiden Waudener Klatschen, die unten abgerundet und oben ausgebuchtet ist (Abb. 3). Bei verschiedenen Tafeln sind an drei Seiten schmale Leisten an- oder aufgesetzt, die wahrscheinlich ein Beschmutzen des Zettels verhindern sollen, wenn die Tafel einmal auf die Vorderseite zu liegen kommt.

Tafeln, die aus einem Stück bestehen, sind in 6 Gemeinden vorhanden. Die längste mißt mit Stiel 110 cm, die kürzeste 34 cm. Im Gegensatz zu den Tafeln mit angesetztem Stiel befindet sich hier der Griff stets an der schmalen Seite. Am größten sind die acht Leubener Tafeln (Abb. 3). Sie sehen deswegen wie Schaufeln aus. Obwohl Leuben mehr als 600 Einwohner hat, ist man beim Ortsumlauf geblieben. Da eine Tafel zu lange unterwegs wäre, werden gleich drei auf den Weg geschickt.

Schwierigkeiten bereitete früher das Befestigen des Zettels. Reißzwecken und flüssigen Leim, die heute benützt werden, gab es noch nicht. So wurde der Zettel entweder mit Nägeln oder Zwecken angeschlagen; darunter litt das Brett. Oder er wurde mit Leim, Mehlkleister und Siegellack angeklebt, das war meist recht umständlich. An verschiedenen Tafeln sind noch die Spuren davon zu finden. Am schönsten sieht man es an der alten Eulitzer Klatsche, die schon mancher beim Besuche des Oskar Seyffert-Museums in Dresden betrachtet haben wird. Sie wurde im Jahre 1922 dem Museum auf Veranlassung von Edgar Hahnewald, der sie auch in den „Mitteilungen des Vereins für Sächsische Volkskunde" (Band 8, Heft 6, S. 93/94) beschrieben hat, vom damaligen Gemeindevorstande geschenkt. Ihr Äußeres verrät, daß sie viele Jahrzehnte im Gebrauch war. Von den vielen Nägeln, die hineingeschlagen wurden, ist sie ganz durchlöchert. Die beiden äußeren Ecken sind im Laufe der Zeit so morsch geworden, daß sie ausgebrochen sind. Damit die Tafeln nicht so schnell abgenützt wurden, nahm man früher möglichst hartes Holz (Eiche, Rotbuche, Pflaumenbaum usw.). Heute dagegen bevorzugt man weiches Holz (Linde, Kiefer), in das die Reißzwecken besser eindringen. Auf der Raußlitzer Tafel (Abb. 3) hat man einen Drahtbügel angebracht, der den Zettel halten soll.

Tafelförmige Kloppen

In 16 Dörfern sind Tafeln vorhanden, auf denen der Zettel ohne jeden Nagel oder Klebstoff durch eine ganz einfache Vorrichtung befestigt wird. Dadurch wird eine Beschädigung des Brettes vermieden und eine längere Haltbarkeit erreicht. An einer Seite (seltener an zweien) ist eine Leiste an-

Digitized by Google

gebracht, die durch eine oder zwei Muttern bzw. Flügelschrauben festgemacht wird. Zwischen hinein wird der Zettel geschoben. Einige Stifte oder Stahlklemmen verhindern das Herausfallen des Zettels. Wegen dieser Klemmvorrichtung führen diese Tafeln meist den Namen Kloppe, obwohl sie „Kluppen" im ursprünglichen Sinne nicht mehr sind. Die meisten von ihnen bestehen aus einem Stück. Wie bei der Dreißiger oder Lüttewitzer (Abb. 4) ist an einer der beiden schmalen Seiten ein Griff in Form eines Henkels ausgesägt worden. Nur die Neckanitzer Tafel (Abb. 4) hat einen beweglichen Drahtbügel als Griff, und die von Meila, Nößige, Schrebitz, Kleinmockritz und Niederlommatzsch besitzen einen Stiel. Besonders bemerkenswert sind die in den beiden letzten Orten. Der Stiel der Kleinmockritzer Kloppe (Abb. 4) ist schön gedrechselt. Man könnte annehmen, daß er ursprünglich als Stock gedient hat, bis dann irgendwann einmal die Tafel daran befestigt worden ist. Der „Hammer" von Niederlommatzsch (Abb. 4) ist aus einem vierkantigen Stück Birke herausgearbeitet worden. Das Brett stammt — wie mir der alte Mann, der den Hammer vor über 30 Jahren angefertigt hat, mitteilte — vom Holz des „Leimbaumes" (mittelhochdeutsch „lînboum" = Feld- oder Spitzahorn).

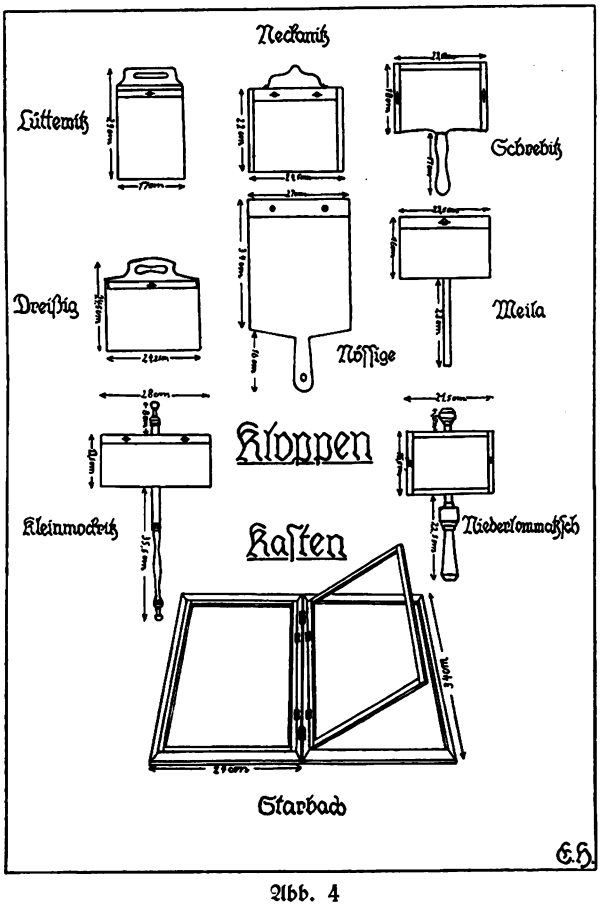


Abb. 4

Domselwitz (bis zur Eingemeindung nach Lommatzsch), Luga und Oberstaucha hatten ebenfalls je eine Kloppe. Vielleicht besaß auch Dörschnitz eine; wenigstens deutet das der jetzt für die Mappe gebräuchliche Name an.

Kästen

Auch auf den Tafeln ist der Zettel vor Nässe und Schmutz nicht ganz sicher. Den besten Schutz bietet der Kasten, vielfach auch Buch genannt. Er ist beim Herumtragen geschlossen und wird nur geöffnet, wenn die Bekannt-

Digitized by Google

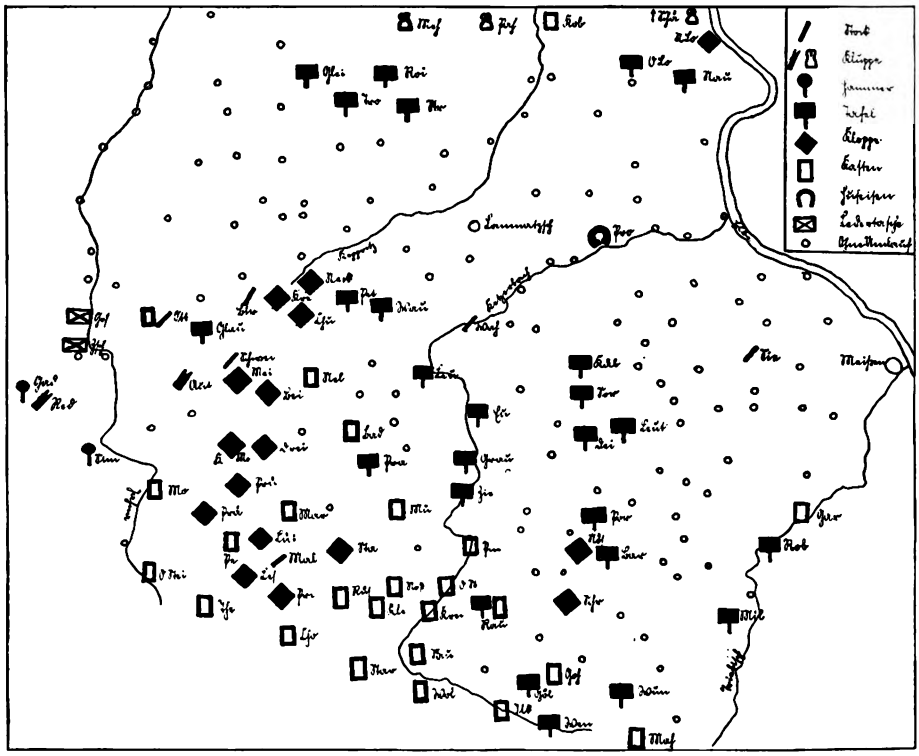
machung gelesen wird. Wahrscheinlich ist er von allen Umlaufmitteln das jüngste, das man „erfand", weil man mit den anderen nicht zufrieden war. Der Zettel bleibt in ihm stets sauber. Das ist wichtig; denn in verschiedenen Orten hat er nicht ausgedient, wenn er zurückkommt, sondern er wird dann erst in den Aushangkasten gehängt, um zuguterletzt in den Akten aufbewahrt zu werden. Wegen dieses Vorteils haben einzelne Gemeinden Stock oder Tafel erst in den letzten Jahren durch den Kasten ersetzt. Es sind bereits 25 Gemeinden, die Kästen besitzen. Während sie früher aus hartem Holze hergestellt wurden, verwendet man in neuerer Zeit weiche Holzarten bzw. Sperrholz dazu. Heute wird der Zettel angezweckt. In den alten Kästen wurde er angeklebt oder durch verschiedenartige Klemmvorrichtungen befestigt. In den Starbacher Kästen sind zu diesem Zwecke zwei Holzrahmen angebracht (Abb. 4). Beim Wolkauer ist es ein Drahtbügel. Der alte Ottewiger Kasten hat wie ein Wechselrahmen Federn zum Festklemmen. Verschiedene hat man später innen mit ein paar Leisten aus weichem Holz versehen, damit der Zettel aufgezweckt werden kann. Die Größe der Kästen ist meist so gehalten, daß ein ganzer Bogen hineinpaßt. Fast alle sind gelb oder braun gebeizt bzw. angestrichen, seltener grün oder rot.

Die einfachsten Kästen bestehen nur aus zwei Brettern, die durch Scharniere miteinander verbunden sind, wie in Badersen und Nelkanitz. Alle anderen sind an den Rändern mit Leisten versehen, so daß dadurch erst ein richtiger Kasten entsteht. Sie sind ziemlich flach; die Höhe schwankt zwischen 3 und 4 cm. Dadurch lassen sie sich bequem tragen und machen einen Griff überflüssig. Nur der Mahlitzscher Kasten hat einen Messinghenkel und der Garsebacher einen 17 cm langen Holzstiel. Damit die beiden Deckel zusammenhalten, werden sie mit Haken und Öse verschlossen. Einige tragen auch Aufschriften (Choren, Gohla, Mahlitzsch, Noßlitz, Wolkau). So steht auf der Vorderseite der beiden Chorener Kästen „Bekanntmachungen für die Gemeinde Choren", auf der Rückseite des einen „Bitte gib mich gleich weiter", auf der des anderen „Eile, daß du zurückkommst". Diese Mahnungen sollen aber nicht immer helfen. Rüsseina besitzt als einzige Gemeinde einen blechernen Kasten. Der Gemeindevorstand, der ihn seinerzeit herstellte, war von Beruf Klempner. Überhaupt sind die meisten Ortsumläufe von den Gemeindeoberhäuptern selbst angefertigt worden. Hier kann der Zettel natürlich nicht angezweckt werden, sondern er wird mittels eines Blechrahmens festgeklemmt, außerdem aber noch angeklebt. Auch Wolkau hatte bis 1924 einen solchen Kasten.

Hufeisen

In der Rochlitzer und Leisniger Gegend sind häufig Hufeisen als Umlaufmittel anzutreffen. Merkwürdigerweise ist dieses nur ein einziges Mal in der Lommatzscher Pflege vertreten. Das in Prositz b. Lommatzsch verwendete „Eisen" ist oben mit einem Ringe versehen, damit es sich besser tragen läßt. Der Zettel wird in einer Klemme ähnlich der am Birmenitzer Stocke befestigt. Es verrichtete schon vor einem halben Jahrhundert seine Dienste. Vielleicht ist sein Gebrauch einst von einem Gemeindevorstande ein-

Digitized by Google



Die Verbreitung der Ortsumläufe in der Lommatzscher Pflege. Gezeichnet von E. Hentschel nach der Grundkarte von Deutschland (1:100000), verkleinert auf 1:400000

Verzeichnis der Orte mit einem besonderen Umlauf unter Angabe der volkläufigen Namen:
Brett (Br); Buch (Bu); Hammer (Ha); Kasten (Ka); Keule (Keu); Klatsche (Kla); Kloppe (Klo); Stock (Sto); Tafel (Ta) [Sieglitz; Wah = Wahnitz

Stöcke: Bir = Birmenitz; Mal = Maltitz; Ott = Ottewig; Schwei = Schweinitz; Sie = [Sieglitz; Wah = Wahnitz

Kluppen: Aut = Auterwitz; Red = Redemitz; Meh = Mehlteuer (3); Pah = Pahrenz (2); Schä [= Schänitz

Hämmer: Gad = Gadewitz (3 Kl); Sim = Simselwitz (Kl)

Tafeln: Bar = Barnitz (Br); Dei = Deila (Kla); Eu = Eulitz (Kla); Glau = Glaucha (Ta); Glei = Gleina (Br); Göl = Göltzscha (Keu); Grau = Graupzig (2 Br); Käb = Käbschütz (Ta); Leu = Leuben (8 Kla); Leut = Leutewitz (2 Kla); Mil = Miltitz (4 Br); Nau = Naundorf (2 Ha); OLo = Oberlommatzsch (Ha); Pet = Petzschwitz (Kla, Ta); Por = Porschnitz (Ta); Pra = Praterschütz (Kla); Rau = Raußlitz (Ta); Rob = Robschütz (2 Ta); Roi = Roitzsch (Klo); Sor = Sornitz (Ta); Str = Striegnitz (Klo); Tro = Trogen (Klo); Wau = Wauden (2 Kla); Wen = Wendischbora (3 Keu); Wun = Wunschwitz (Br); Zie = Ziegenhain (2 Br)

Kloppen: Bei = Beicha (2 Klo, Br, Ta); Chu = Churschütz (Ta); Drei = Dreißig (Br); KMo = Kleinmockritz (Klo); Kre = Krepta (Kla, Ta); Les = Leschen (Ta); Lüt = Lüttewitz (2 Ta); Mei = Meila (Klo, Br, Kla); Neck = Neckanitz (Ta); NLo = Niederlommatzsch (Ha); Nös = Nössige (Br); Prä = Präbschütz (Klo); Pri = Priesen (4 Ta); Prü = Prüfern (Klo); Schr = Schrebitz (Br); Sta = Stahna (Br)

Kästen: Bad = Badersen (Kla); Cho = Choren-Toppsch. (2 Ka, Bu, St); Gar = Garsebach (Br, Kla); Goh = Gohla (Ka); Ilk = Ilkendorf (2 Ka, Bu); Kle = Klessig (Ka, Bu); Kob = Kobeln (Klo); Krei = Kreissa (Ka); Mah = Mahlitzsch (Ka); Mar = Marktitz (Ka); Mo = Mochau (2 Bu); Mu = Mutzschwitz (Ka); Nel = Nelkanitz (Br); Nos = Noßlitz (Ka, Bu); OSt = Oberstößwitz (2 Ka); OStei = Obersteinbach (Klo); Ott = Ottewig (2 Klo); Pe = Petersberg (Klappe); Pin = Pinnewitz (Ka); Rau = Raußlitz (Ka); Rüs = Rüsseina (Bu); Sau = Saultitz (2 Ka); Star = Starbach (3 Ka); The = Theeschütz (Klappe); Wol = Wolkau (Bu)

Digitized by Google

geführt worden, der aus einer Gegend stammte, wo das Hufeisen üblich war. Damit ist die Zahl der in der Lommatzscher Pflege vorhandenen Ortsumläufe erschöpft. Versuchen wir noch ein ungefähres Bild ihrer Verbreitung zu gewinnen. Über die Stöcke läßt sich kaum etwas sagen, da die wenigen Exemplare über das ganze Gebiet verstreut sind. Eher ist das bei den stock- und keulenförmigen Kluppen möglich. Erstere sind an der West-, letztere an der Nordgrenze der Landschaft vertreten. Die tafelförmigen Kloppen sind in der Hauptsache südwestlich von Lommatzsch verbreitet. Die gewöhnlichen Tafeln finden sich am häufigsten in der Mitte des Gebietes. Die Kästen schließlich nehmen im südlichen Teile immer mehr zu. Es wäre nun interessant einmal festzustellen, wie sich die Verbreitung der einzelnen Gegenstände in den Nachbargebieten fortsetzt.

Zum Schlusse sei noch kurz darauf eingegangen, auf welche Weise der Umlauf in den verschiedenen Gemeinden erfolgt. In den meisten Orten geht er von Haus zu Haus, d. h. jeder muß ihn selbst zu seinem Nachbar weitertragen, bis ihn der letzte zum Ausgangsorte wieder zurückbringt. Dieses Verfahren nimmt natürlich eine ziemlich lange Zeit in Anspruch. Meist vergehen einige Tage. In Zeiten, wo die Arbeit drängt, dauert es mitunter eine Woche und noch länger. Es gibt auch Saumselige, bei denen der Umlauf öfters liegen bleibt. Der Bürgermeister kennt meist seine „Pappenheimer", und wenn der Umlauf einmal recht lange draußen ist, braucht er bloß bei ihnen nachzufragen, wenn er ihn finden will. In größeren oder zerstreut gelegenen Gemeinden ist der Ort in zwei (Hof, Ilkendorf, Miltitz, Pahrenz, Roitzsch) oder drei (Leuben, Mehlteuer) Bezirke eingeteilt, so daß mehrere Umläufe zu gleicher Zeit herumgehen. Je nach der Einteilung laufen sie „links oder rechts", „oben oder unten" herum. Zuletzt treffen sie sich beim Bürgermeister oder in einem bestimmten Grundstück. Wie ein einzelner Zettel verloren geht, so kann es auch vorkommen, daß er samt dem Gegenstande, auf dem er befestigt ist, auf längere Zeit oder für immer verschwindet. So kam die Zscheilitzer Tafel 1925 abhanden und ist noch nicht wieder zum Vorschein gekommen. Ein anderes, aber weniger gebräuchliches Verfahren ist, daß jede Haushaltung den Umlauf eine Zeitlang herumtragen muß, wie in Boritz (Mappe), Dobernitz (Zettel), Krepta, Lüttewitz-Baderitz (Mappen), früher auch in Lossen und Schleinitz ein ganzes Jahr, in Schleinitz (Zettel) jetzt $^1/_2$ Jahr und in Hof (Zettel) $^1/_4$ Jahr lang. In Schleinitz ist dafür der Ausdruck „bütteln gehen" üblich. Schließlich schicken in verschiedenen Dörfern die Bürgermeister einen Mann (Gemeindediener, Nachtwächter) oder Jungen mit dem Umlauf herum. Dadurch erfolgt die Bekanntmachung am schnellsten. Es kommt auch vor, daß einer die Bekanntmachung versäumt hat und sich dann damit entschuldigt, er hätte sie nicht zu lesen bekommen. Um das zu vermeiden, lassen verschiedene vorsichtige Bürgermeister den Umlauf unterschreiben.

Sicher gibt es außer den hier beschriebenen noch andere Formen von Ortsumläufen. Vielleicht ist es einmal möglich, auf Grund einer Umfrage der Landesstelle für Volksforschung Art und Verbreitung der Umläufe für das ganze Land zusammenzustellen. Dies wäre auch deswegen zu begrüßen,

Digitized by Google

weil sie in vielen Gemeinden wegen der Zunahme der Bevölkerung, Eingemeindung in größere Orte oder Verschmelzung mit mehreren anderen — es sei an die geplante Bildung von Großgemeinden erinnert — verschwinden. Es ist auch möglich, daß eine Änderung im Bekanntmachungswesen eintritt und dadurch die Umlaufmittel überflüssig werden. In solchen Fällen dürfte nicht versäumt werden, sie vor dem gänzlichen Verschwinden zu bewahren und sie wenigstens einer Sammlung oder einem Museum einzuverleiben, damit sie dort auch für die Zukunft ein beredtes Zeugnis über die Mannigfaltigkeit des Bekanntmachungswesens der Vergangenheit ablegen.

Ein Gemeindehammer von Wilmsdorf

Von Georg Dutschmann, Dresden

Mit 1 Abbildung im Text

In der Zeitschrift „Über Berg und Tal" Bd. 6 (1898—1901) S. 322 berichtet Dr. Bamberg †, Lockwitz, von einem Gemeindehammer, der um 1900 noch in zwei Stücken in einer kleinen Doppelgemeinde der Amtsh. Dippoldiswalde im Gebrauch gewesen sei. Er fügt seinem Bericht eine Gedächtnisskizze bei.

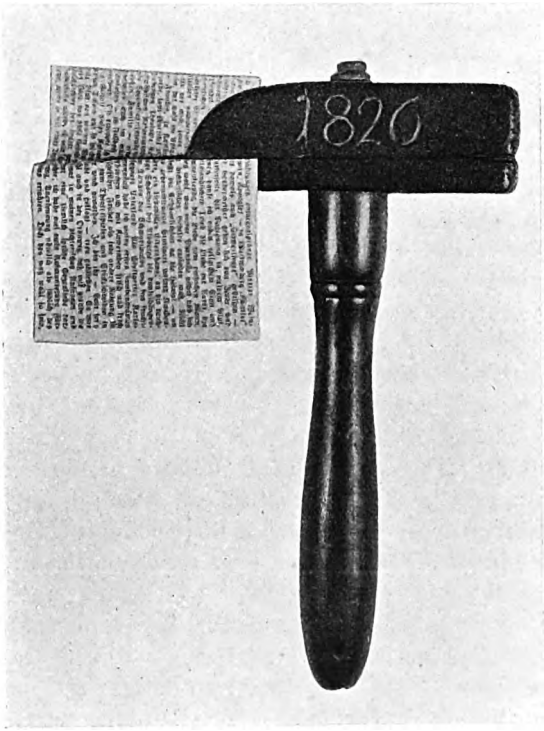


Abb. 1

Einen solchen Hammer, wahrscheinlich einen der beiden erwähnten, sah Verfasser kürzlich bei einem seiner Bekannten auf einem Wandbrette als Rarität liegen. Der Hammer war um 1900 in Wilmsdorf erworben worden, wo er um diese Zeit noch benutzt worden sein soll. Zu Wilmsdorf gehört Börnchen am Lerchenberge. Der Hammerkopf — 12,5 cm lang, 4 cm hoch — ist aus Buchenholz, vorn leicht nach unten gebogen und mit einer Einkerbung versehen, wie beim eisernen Vorbilde des Zimmermannshammers (Abb.). Die Vorderseite trägt die Jahreszahl 1826, die Rückseite die Buchstaben D. A. G. W., d. h. Die Amtsgemeinde Wilmsdorf. Der Hammerstiel — 19,5 cm lang — stammt aus neuerer Zeit, weil jedenfalls das Schraubengewinde im Hammerkopf unbrauchbar geworden war. Das Gewinde hat den Zweck,

Digitized by Google

die beiden Kopfteile zusammenzuhalten, beziehentlich einen Zwischenraum frei zu geben. Am Unterteil sind zwei Zapfen befestigt, die sich in das Oberteil einfügen. Der Stiel hat unten ein Loch, um einen Bindfaden hindurchziehen zu können, an dem der Hammer im Amtszimmer des Gemeindevorstandes aufgehängt wurde.

Der Hammer wurde als Ortsumlauf für die Bekanntmachungen des Bürgermeisters verwendet. Das stumpfe Ende zeigt starke Abnutzungsspuren. Vermutlich benutzte man ihn als Klopfer.

H. Ankert teilt in seinem Aufsatze: „Amtszeichen, Ladungszeichen und ähnliches im nördlichen Teile Böhmens" (Ztschr. f. österr. Volkskunde, Jg. 7 (1901) S. 105—116) mit, daß der Hammer im Gemeindedienste in Nordböhmen meist noch in Anwendung sei. Jedenfalls ist der Brauch alt und weit verbreitet.

Das Richterholz von Bärenwalde

Von Martin Leistner, Dresden

In Bärenwalde im westlichen Erzgebirge hieß der Ortsumlauf das Richterholz. Es war ein dünnes Brett von der Größe und Form des Schneidebrettes, wie es die Mutter in der Küche verwendet. Der Gemeindediener oder Nachtwächter brachte es nach Hausnummer 1. Von dort wanderte es von einem Haus zum anderen, die Kinder waren meist die Boten.

Es hatte sich nun mit dem Richterholz ein recht zweckhafter Aberglaube verbunden. Wer nämlich das Richterholz über Nacht in seinem Hause behielt, aus dessen Familie sollte im kommenden Jahre jemand sterben. Dieser Aberglaube wurzelte tief in der Dorfgemeinschaft und seine Wirkung blieb nicht aus. Wenn wir das Richterholz in später Abendstunde bekamen, las ich seinen Inhalt rasch vor und trug es zum Nachbar. Der war schon unwillig, wenn er mich damit kommen sah. Er behielt mich gleich bei sich, während er die Brille aufsteckte und es las. Gegen einen Pfennig Trägerlohn besorgte ich es nach dem Lesen noch zum nächsten Haus, möglichst durch das offene Fenster, und ich verschwand ebenso rasch, wie ich gekommen war. Aber auch dort fand das Richterholz keine nächtliche Statt. Ein Junge trug es noch am Abend weiter, oder aber, es mußte auf dem Fensterstein außerhalb der Stube nächtigen.

Wer den Aberglauben für das harmlose Brettchen erfunden oder mit ihm verbunden hat, wird wohl nicht ausfindig zu machen sein. Daß sich der Richter des Dorfes nicht aufklärend dagegen wandte, leuchtet uns ein. Sein Richterholz und sein Wille wurden rasch von Haus zu Haus befördert, und darauf kam es ihm an.

Das Richterholz war bis zum Beginn des Krieges in Bärenwalde im Umlauf.

Digitized by Google

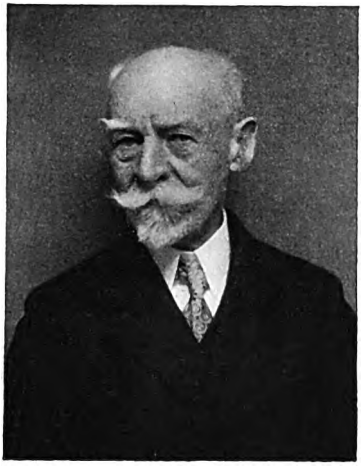
Nachrichten

Dem Volkskundler Alfred Müller zum Gedächtnis

Von Albert Zirkler

Mit einem Bildnis

Am 1. August d. J. ist Prof. Dr. Alfred Müller im Alter von 81 Jahren verschieden. Er ist der erste gewesen, der planmäßig in größerem Umfang unter seinen erzgebirgischen Landsleuten Volksdichtungen gesammelt hat. 1883 erschien eine Auswahl unter dem Titel „Volkslieder aus dem Erzgebirge" (Verlag Graser, Annaberg). Die wertvolle Sammlung enthält neben Volksliedern und Balladen auch Tschumperliedeln (Schnadahüpfel), Kinderreime, Kinderlieder und -spiele, Auszählverse und in einem Anhang Zählreime der Klöpplerinnen. Erst in seinen letzten Jahren begann Alfred Müller damit, die seit 1884 gesammelten Singweisen — etwa 500 an der Zahl — mit der ihm eigenen Gründlichkeit und Sorgfalt zusammenzuarbeiten. Besondere Beachtung verdienen seine Aufsätze über die Entstehung bekannter erzgebirgischer Volkslieder: „Vom Ursprung des Heiligabendliedes" (Unsere Heimat, Beiträge zur Heimatkunde von Schwarzenberg und Umgebung, III, Nr. 4/5) und „Das Lied vom gebirgischen Madel" (Sächsische Heimat, Sept.-Heft 1924, Heimatforscher Nr. 6).



Alfred Müller war ferner der beste Kenner unserer heimatlichen Volksschauspiele, besonders der Weihnachtsspiele. Die Ergebnisse seiner langjährigen Sammeltätigkeit und Forschungsarbeit hat er niedergelegt in seinem grundlegenden Buch „Die sächsischen Weihnachtsspiele nach ihrer Entwicklung und Eigenart" (Sächsisches Volkstum, Heft 7, Brandstetter, Leipzig 1930). Gleichzeitig erschienen auch, von Müller bearbeitet und herausgegeben, im gleichen Verlag 2 Hefte „Volkstümliche Christspiele aus Sachsen für Haus-, Schul- und Vereinsaufführungen". Eine wertvolle Ergänzung bilden seine Ausführungen über „Die alte Mildenauer Engelschar" (Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde III, S. 165ff., 181ff., IV, S. 35ff.). In letzter Zeit arbeitete Alfred Müller an dem Abschluß seiner Forschungen über die Mettenspiele. Er unternahm zu diesem Zwecke noch in seinem hohen Alter Fahrten in das Erzgebirge und in die Oberlausitz. Die Ergebnisse hat er zusammengefaßt in dem aufschlußreichen Aufsatz „Allerhand Neues von unseren Metten und Weihnachtsspielen" (Glückauf, Zeitschrift des Erzgebirgs-Vereins, 55. Jahrg., Januarheft 1935). Wie der Teil eines Vermächtnisses wirkt seine ausführliche Besprechung der Arbeit von Horst Henschel über „Das Bornkindl —

Digitized by Google

eine Christmettenfigur" (Glückauf, 55. Jahrg., Juliheft 1935, S. 157). Aufsätze über die verschiedensten volkskundlichen Themen aus Müllers Feder sind erschienen außer in den bereits erwähnten Zeitschriften in „Unser Vogtland", in der „Zeitschrift für den Deutschen Unterricht", in der Heimatbeilage „Die Elbaue" des Kötzschenbrodaer Generalanzeigers.

Müller war ein treuer Sohn seiner erzgebirgischen Heimat. Er wurde als Fabrikantensohn in Scheibenberg i. E. am 11. Juni 1854 geboren. Seinen Vater hat er früh verloren. Die Liebe zum Volk und Volkstum verdankt er seiner Mutter, die aus Elterlein stammte. In Tübingen, Göttingen und Leipzig studierte er Philologie und besonders indogermanische Sprachvergleichung. In Reichenbach i. V. kam er in engere Fühlung mit Ernst Köhler, dem Begründer des Erzgebirgsvereins, und mit Jakobi, dem Mundartdichter „Montanus". Lange Jahre wirkte er als Realschuldirektor in Auerbach i. V. 1919 trat er in den Ruhestand und siedelte nach Kötzschenbroda bei Dresden über. Auf seinem schönen Ruhesitz in der Lößnitz hat er mit bewundernswerter geistiger Frische an dem Abschluß seiner Forschungen gearbeitet, bis der Tod dem Unermüdlichen die Feder aus der Hand nahm. Schlichtheit, Bescheidenheit, Geradheit, stete Hilfsbereitschaft und vornehme Gesinnung waren die Grundzüge seines Wesens. Mit Alfred Müller ist ein verdienstvoller Wegbereiter der sächsischen Volkskunde dahingegangen. Ein besonderes Glück war es für ihn, daß er noch die Anerkennung und den Aufstieg der Volkstumsarbeit mit erleben konnte. Bis in seine letzten Tage nahm er lebhaften Anteil an allen Heimat- und Volkstumsfragen. Heimatforschern und -dichtern war er ein wohlwollender Berater und Förderer. Er gehört in die Reihe der berufenen Volkskundler. Daß er selten an die Öffentlichkeit trat, lag an seiner feinen, bescheidenen Art. Die Arbeit im Dienst von Heimat und Volkstum war ihm Herzensbedürfnis. Als treuer Hüter unseres heimischen Volksgutes wird er jederzeit in den Reihen der sächsischen Volkskundler einen ehrenvollen Platz einnehmen.

Deutsche Volkskunde an den auslandsdeutschen Hochschulen

Wien: Michael Haberlandt, emer. a. o. Professor für Ethnographie. Arthur Haberlandt, a. o. Professor für Ethnographie. Rudolf Kriß, Privatdozent für deutsche Volkskunde. Eberhard Kranzmayer, Privatdozent für Geschichte der deutschen Sprache und Volkskunde.

Graz: Viktor von Geramb, a. o. Professor für deutsche Volkskunde. Albert Wesselski, Privatdozent für vergleichende Literaturwissenschaft mit besonderer Berücksichtigung des deutschen volkstümlichen Erzählgutes.

Innsbruck: Hermann Wopfner, o. Professor für österreichische Geschichte.

Basel: Eduard Hoffmann-Krayer, o. Professor für Germanistik, Volkskunde. Karl Meuli, a. o. Professor für Klassische Philologie.

Bern: Otto Tschumi, a. o. Professor für Vor- und Frühgeschichte und allgemeine mittelalterliche Geschichte.

Prag (Deutsche Universität): Gustav Jungbauer, a. o. Professor für deutsche Volkskunde und Altertumskunde. Ernst Schwarz, a. o. Professor für ältere deutsche Sprachen und Literatur sowie Heimatforschung.

Riga (Herderinstitut): Lutz Mackensen, o. Professor für deutsche Philologie und Volkskunde. Oskar Masing, a. o. Professor für deutsche Literatur und Volkskunde.

Digitized by Google

Volkskunde an den preußischen Hochschulen für Lehrerbildung

Beuthen, O.-S.: Alfons Perlick.
Bonn: Alfred Bach.
Dortmund: Martha Bringemeier.
Elbing: zur Zeit unbesetzt.
Frankfurt a. O.: Georg Fischer.
Hannover: Martin Wähler.
Hirschberg i. Schles.: Herbert Freudenthal.
Wilhelm Menzel.
Kiel: Jörgen Hansen, Gerh. Staak.
Kottbus: Johann Hermann Mitgau.
Lauenburg: zur Zeit unbesetzt.
Weilburg: Kurt Wagner. H. B.

Hochschul-Nachrichten

Das Verzeichnis der Lehrstühle für Volkskunde an den deutschen Hochschulen in Heft 1/2, S. 63f. könnte den Eindruck erwecken, als ob die Volkskunde an den deutschen Hochschulen ziemlich zahlreich vertreten wäre, aber in dieser Zusammenstellung sind alle Dozenten aufgenommen, die Vorlesungen aus dem Stoffgebiet der Volkskunde halten, auch die ohne volkskundlichen Lehrauftrag. Leider wird auch heute noch die Volkskunde — die Gegenwartswissenschaft vom eigenen Volke — recht stiefmütterlich an den deutschen Hochschulen behandelt. Zu ergänzen ist für Greifswald: Karl Kaiser (Privatdozent für germanische Philologie). **Adolf Helbok** ist zum ordentl. Professor für deutsche Landes- und Volksgeschichte an die Universität Leipzig als Nachfolger von Prof. Dr. Rudolf Kötzschke berufen worden.

Bernhard Martin ist zum Honorarprofessor für Volkskunde an der Universität Marburg ernannt worden.

Prälat Georg Schreiber, ordentl. Professor für mittelalterliche und neuere Kirchengeschichte und historische Caritaswissenschaft an der Universität Münster, der auch über deutsche Volkskunde las, ist in gleicher Eigenschaft an die katholische Akademie in Braunsberg versetzt worden.

Dr. phil. h. c. **Albert Wesselski** (Prag) hat sich in Graz für vergleichende Literaturwissenschaft mit besonderer Berücksichtigung des deutschen volkstümlichen Erzählgutes habilitiert. H. B.

Umfragen (Antworten)

Umfrage

203. Wer weiß Literatur über Salbennäpfchen, die zwecks Bannung von Krankheiten in die Erde vergraben wurden? (E. Rudolph, Hainberg i. Sa.)

Antworten

26. Nach Angabe des Kircheninspektors Schmidt, Leipzig, Kirchenamt Connewitz, wurde vor 30 Jahren in die von „besseren Herrschaften" bestellten Kränze eine Zitrone gesteckt. Die Kränze wurden mit dieser Zitrone auf dem Grabhügel niedergelegt. (Dr. Damm, Leipzig)

176. Schwippschwager ist hier gebräuchlich für den Schwager des Bruders oder der Schwester oder des Bruders oder der Schwester der Ehefrau. Dafür ist auch der Ausdruck „Schwager um die Eck" gebräuchlich. (R. Hänsel, Schleiz)

178. Eine Wäscherolle (Mangel), die mit der Hand hin- und hergeschoben wird und deren Kasten mit Steinen gefüllt ist, ist hier und da im reußischen Oberland noch im Gebrauch. (R. Hänsel, Schleiz)

196. Könnte die auf der Vorderseite sichtbare Langrille nicht auch eine der in diesen Heften (April 1934) besprochenen Wetzerillen sein? Das ließe dann den Schluß auf ein Sühnekreuz, einen Mark- oder Grabstein zu. Ich fand solche Rillen über Schriftzeichen hinweg in diesem Sommer auch am Fuße eines Marienbildstockes vom Jahre 1676, der im Innenhof des Deutschmeisterschlosses in Bad Mergentheim (Württemberg) aufgestellt wurde.

(E. Rudolph, Hainsberg i. Sa.)

Digitized by Google

Bücherschau

Sage und Märchen

Heimatkunde-Ausschuß des Schulaufsichtsbezirkes Schwarzenberg, Wunder- und Schatzsagen aus dem Westerzgebirge. Mit Zeichnungen von H. Wüstner. Schwarzenberg 1933. Brosch. 0,30 RM.; für Schulkinder 0,15 RM.

H. Hallbauer und H. Henschel, Der Sagenschatz des Erzgebirges. 1. Teil: Der Sagenschatz des Schwarzwassergebietes. Mit Zeichnungen von Tr. Henschel und H. Wüstner. 120 S. Schwarzenberg, Glückauf-Verl. 1934. Brosch. 1,85 RM.; Gzl. 2,85 RM.

P. Weise, Aus dem heimatlichen Sagenschatze. Heft 1 der Heimatkunde des Großenhainer Landes, hrsg. von Dr. R. Trögel. 64 S. Großenhain 1934. Brosch. 0,75 RM.

Hallbauer, Henschel und Weise benutzen umfassend die vorhandenen Quellen. Darüber hinaus sind sie in der Lage, Sagen aus mündlicher Überlieferung mitteilen zu können; ein Zeichen, daß die mündliche Überlieferung auch in Sachsen noch lange nicht versiegt ist. Die Erzgebirger teilen etwa ein halbes Hundert Sagen und sagenhafte Überlieferungen aus dem Volksmunde mit. Darunter sind 17 Spuksagen, 7 Schatzsagen, 5 Erklärungssagen, 3 Berichte vom Heugütel, 3 vom Drachen. Weise kann etwa ein Viertelhundert neu aufgezeichnete Sagen mitteilen. Auch hier führen die Spuksagen mit 6 Überlieferungen. Die aus dem Volksmunde aufgezeichneten Sagen müssen wortgetreu in Mundart berichtet werden. Die näheren Umstände: Erzähler, Art des Erzählens, Zuhörerschaft, Glaubensgeltung, müssen in Aufnahmeberichten geschildert werden. Das Leben der Sage und anderer Erzählformen im Volke ist uns heute wichtiger als ein neuer Beleg für ein bekanntes Motiv. Alle drei Sammlungen sind wertvolle sächsische Heimatbücher und verdienen weite Verbreitung.

A. Reichold, Sagen aus Hof und dem nördlichen Oberfranken. 58 S., Hof o. J. Brosch. 0,80 RM.

73 Sagen ohne Quellennachweise in oft literarischer Sprache. Hingewiesen sei auf die Nummern 35 und 73, zwei Sagen vom Hämann; es ist dieselbe Gestalt, die wir als vogtländisch-westerzgebirgischen Hehmann kennen.

K. Nord, Volksmärchen aus Waldeck. 93 S. Corbach 1932. Zwölf Volksmärchen aus mündlicher Überlieferung, darunter vier Geschichten vom Teufel, wie überhaupt christliches Gedankengut in diesen Märchen stark hervortritt. Leider in stark bearbeiteter Sprache erzählt.

K. Wehrhan, Westfälische Sagen. Mit 6 Bildtafeln. Eichblatts Deutscher Sagenschatz, Bd. 14; 202 S. Leipzig, Eichblatt-Verl. 1934. In der sauber gearbeiteten Sammlung treten die der Landschaft eigentümlichen Sagengruppen in guter Auswahl deutlich hervor.

G. Henßen, Volk erzählt. Münsterländische Sagen, Märchen und Schwänke. Münster, Aschendorff. 408 S. Mit 7 Bildtafeln und 1 Karte. Kart. 8 RM.

In einer wertvollen Einführung schildert Henßen das Leben der Erzählungen im Volke. Er berichtet über Alter und gesellschaftliche Stellung der Erzähler, über Erzählkreise, gibt eine Charakterstik seiner besten Erzähler, beschreibt die Bedeutung des Hörerkreises, die Einstellung der Erzähler und Hörer zu den Geschichten; er geht der Herkunft der Erzählungen nach und zieht Rückschlüsse auf die Wesensart der Bevölkerung. Diese Fragestellungen sind von größter Bedeutung, und kein Sagensammler darf sie außer acht lassen. Henßen hat hier vorbildliche Arbeit geleistet. Die Volkserzählungen sind ohne Bearbeitung dem Volksmunde nachgeschrieben, die Eigenart der einzelnen Erzähler ist zu erkennen. Auch hier ist Henßen nachahmenswert. Anmerkungen über das Vorkommen der Geschichten in benachbarten Gebieten und ein Wortverzeichnis erhöhen den Wert des Buches.

Estnische Volkssagen. Ins Deutsche übertragen von E. v. Stern. Mit einem Nachwort von L. Mackensen. 246 S. Riga 1935. Brosch. 4,80 RM.

Eigengut und zugewanderte Vorstellungen aus dem germanischen und slawischen Kulturkreise mischen sich im estnischen Volkssagenschatz in eigenartiger Weise. Gestalten wie die Hundeschnäuzigen sind von erschreckender Urtümlichkeit. L. Mackensen schreibt in seinem Nachwort: „Die neuen baltischen Staaten, besonders aber Estland und Lettland, haben von allem Anfang an ihre Aufmerksamkeit den Überlieferungen ihrer Völker zielbewußt zugewandt; große Archive, von deren Reichtum sich der westeuropäische Gelehrte nur schwer eine Vorstellung machen kann, und eindrucksvolle Veröffentlichungen in der Landessprache legen Zeugnis von der Umsicht, dem Fleiß und den Erfolgen der jungen baltischen Folkloristik ab."

Digitized by Google

F. Ranke, Volkssagenforschung. Vorträge und Aufsätze. Bd. 4 der deutschkundlichen Arbeiten aus dem deutschen Institut der Universität Breslau. 118 S. Breslau, Maruschke und Berendt. Brosch. etwa 4 RM.

Friedrich Ranke ist ein Bahnbrecher auf dem Gebiete der Volkssagenforschung. Schon die Überschriften der hier vorliegenden sechs gesammelten Aufsätze zeigen seine fruchtbaren Fragestellungen: Sage und Märchen; Sage und Erlebnis; Der Huckup; Grundfragen der Volkssagenforschung; Vorchristliches und Christliches in den deutschen Volkssagen. Jeder Sagenforscher muß sich an diesen Aufsätzen schulen. Er wird klare Einsichten in die Probleme und fruchtbaren Fragestellungen gewinnen.

F. v. d. Leyen in Verbindung mit V. Höttges, Lesebuch der deutschen Volkssage. Literarhist. Bibl. Bd. 10. 191 S. Berlin, Junker und Dünnhaupt.

Das Lesebuch bringt die Sagen in zwei Gruppen: In dem Abschnitt „Entwicklung der deutschen Volkssage" werden die ersten Belege der Sagen mitgeteilt. Reiche und wertvolle Anmerkungen enthalten die gesicherten wissenschaftlichen Ergebnisse über jede Einzelsage. Der Abschnitt „Deutsche Volkssagen und Deutsche Landschaft" bemüht sich, die für die einzelnen deutschen Landschaften bezeichnenden Sagen zusammenzustellen. Auch hier führen reiche Anmerkungen tiefer in den Stoff ein. Das Lesebuch gehört zum notwendigen Rüstzeug jedes Sagenforschers. Der Löwenkampf des Bürgermeisters Gryn ist nicht der erste Beleg für einen sagenhaften Löwenkampf. Den gibt vielmehr der Pegauische Mönch (Ende des 12. Jahrhunderts) in seinen Annal. Pegavienses, ed. Pertz, Mon. Germ. Script. XVI, p. 232—257; Wiprecht von Groitzsch ist der Held (vgl. F. Sieber, Sächs. Sagen, Jena 1926, S. 28). Der Pegauische Mönch dürfte das Motiv wohl Märtyrergeschichten entnommen haben. Anläßlich des Kuttenzinses S. 167 muß es heißen: F. Sieber, Harzlandsagen, Jena 1928.

Helga Reuschel, Untersuchungen über Stoff und Stil der Fornaldarsaga. Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft, hrsg. von E. Fehrle. Heft 7; 135 S. Bühl-Baden, Konkordia-Verl. Brosch. 5 RM.

Isländersaga und Heldenlied werden als die Formen aufgedeckt, aus denen die Fornaldarsaga formal und stofflich ihre Kräfte zieht. Die Anteile der heroischen Stilschicht, der wikingischen Lebensform, des (umstilisierten) volkstümlichen Erzählgutes im Gefüge der Fornaldarsaga werden sauber und klar herausgearbeitet. F. Sieber

K. Meisen, Die Sagen vom wütenden Herr und wilden Jäger. Volkskundliche Quellen, hrsg. von Meisen, Quasten, Schwietering. Heft 1, 144 S. Aschendorff, Münster i. W. 1935.

Die in diesem Heft zusammengetragenen Quellenzeugnisse dienen der entwicklungsgeschichtlichen Aufhellung der Glaubensvorstellung, die als „Wütendes Heer" bezeichnet zu werden pflegt. Wir erfahren von gespensterhaften Heeren der Antike, von Umzügen der Unterweltsgottheit mit ihrem Schwarm, vom mittelalterlichen Teufelsheer, von volkstümlichen Redensarten über das wütende Heer. Dagegen sind die Volkssagen aus neuerer Überlieferung nicht mit verzeichnet.

Meisen bemüht sich mit Absicht um keine der vielen Fragen, die durch die Sammlung aufgerollt werden. Das Heft ist als Grundlage volkskundlichen Unterrichts an Universität und Schule gedacht, und er will dem Wissenschaftler und Lehrer völlige Freiheit in der Verwendung und Auswertung lassen. Da muß allerdings gesagt werden, daß die Sammlung die schulischen Bedürfnisse übersteigt. Aber Meisen hat erst die Grundlage für eine fruchtbare wissenschaftliche Behandlung der Glaubensvorstellung geschaffen. Wir sind ihm zu Dank verbunden. Die Sammlung soll fortgesetzt werden. Wir sehen den weiteren Veröffentlichungen mit Spannung entgegen. Da der Verfasser Vollständigkeit der Quellenzeugnisse erstrebt, seien für unseren Raum folgende Hinweise nachgetragen: Samuel Großer, Lausitzische Merkwürdigkeiten, Leipzig und Budissin 1714, V, S. 14; Hortschansky, Provinzialblätter, Dessau und Görlitz 1782, S. 258; Pannach, Lausitzische Monatsschrift 1797, II, S. 741; Albinus, Meißnische Landchronik, Dresden 1590, S. 153. Hingewiesen sei weiterhin auf die Quellennachweise zu Nr. 541, 542, 545 bei Meiche, Sagenbuch des Königsreichs Sachsen, Leipzig 1903. Auch die volkstümlichen Redensarten über den wilden Jäger (Ban Ditterch) können aus der Oberlausitz ergänzt werden.

F. Sieber

Verantwortlich für die Redaktion: K. E. Fritzsch, Dresden; für den Anzeigenteil: Bernhard v. Ammon, Leipzig. Anzeigenannahme: Leipzig C1, Salomonstr. 18B, Tel. 70861. — Verlag Curt Kabitzsch, Leipzig; Druck: Lippert & Co. G.m.b.H., Naumburg (Saale). DA. 1500. III. Vj. (Pl. 1.) Printed in Germany.

Digitized by Google

Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde

Herausgegeben für die

Landesstelle für Volksforschung und Volkstumspflege im NSLB Sachsen

durch K. E. Fritzsch, Dresden, in Verbindung mit B. Schier, Leipzig u. A. Spamer, Dresden

Unter Mitwirkung von: Dr. S. Sieber, Aue; Dr. W. Frenzel, Bautzen; K. Ruderisch, Birkwitz; Prof. Dr. A. Wirth, Dessau; Doz. Dr. R. Augst, Dresden; Hofrat Prof. Dr. h. c. O. Seyffert, Dresden; A. Zirkler, Dresden; Prof. Dr. M. Wähler, Hannover; Dr. M. Freytag, Hann.-Münden; H. Steglich, Kamenz; Prof. Dr. R. Kötzschke, Leipzig; Prof. Dr. E. Mogk, Leipzig; A. Walz, Leipzig; Dr. F. Sieber, Löbau; Dr. E. Pietsch, Plauen i. V.

10. Jahrgang: Heft 6 **Julmond / Dezember 1935**

Böhmisch-sächsische Studien

Von Bruno Schier, Leipzig

> Die Einheit der deutschen Sprache „lenkt jetzt schon den Blick auf eine näher oder ferner liegende, aber ich darf wohl sagen einmal unausbleiblich heranrückende Zukunft, wo alle Schranken fallen und das natürliche Gesetz anerkannt werden wird, daß nicht Flüsse, nicht Berge Völkerscheide bilden, sondern daß einem Volke, das über Berge und Ströme gedrungen ist, seine eigene Sprache allein die Grenze setzen kann."
>
> J. Grimm, Rede auf der Frankfurter Germanistenversammlung 1846 = Kleinere Schriften VII, 557

Der unglückliche Ausgang des Krieges und der Durchbruch zum Dritten Reich hat den Deutschen die Wendung vom staatspolitischen zum volkspolitischen Denken gebracht. Auch der Binnendeutsche weiß heute, daß es über dem Reiche ein größeres Deutschland gibt, das die geistige Heimat von 30 Millionen Grenz- und Auslanddeutschen bildet. Auch im geborgenen deutschen Mutterlande gewinnt die Erkenntnis an Boden, daß über Sieg und Niederlage des Deutschtums nicht durch kriegerische Ereignisse an den Reichsgrenzen, sondern durch den zähen völkischen und biologischen Kleinkampf an den Sprachgrenzen entschieden wird, in denen bereits Ernst Moritz Arndt im Jahre 1813 die „einzigen gültigen, gottgewollten Naturgrenzen der Staaten" sah.

Der Volksforscher, welcher die mit Naturschönheit reich gesegneten deutschen Grenzlande durchstreift, wird immer wieder von der Wesensgleichheit des Grenz- und Binnendeutschtums auf das tiefste ergriffen. Ja, er findet im deutschen Grenzlande nicht nur eine Übereinstimmung, sondern oft geradezu eine Steigerung der binnendeutschen Züge. Gleichgültig ob er das Elsaß,

Digitized by Google

Südtirol oder Deutschböhmen besucht, hier überall tritt ihm die ganze Schönheit deutscher Erde in einer letzten ausgereiften Blüte entgegen. Es liegt eine tiefe Tragik darin, daß Gebiete, die zu den schönsten deutschen Landschaften zählen, außerhalb der Reichsgrenzen bleiben mußten. Aber nicht nur die Natur, sondern auch der deutsche Mensch und seine arteigenen Schöpfungen erscheinen hier nochmals in besonderem Glanze. An den Rändern des deutschen Volksbodens entfaltet sich ein Formenreichtum volkstümlichen Lebens, der im Binnendeutschtum nicht seinesgleichen findet. Es ist, als ob hier nochmals alle Höhen und Tiefen deutschen Menschen- und Seelentums verkörpert und in eindringlichen Bildern zur Schau gestellt werden sollten. Vor allem in den Dörfern der ostdeutschen Sprachinseln verlaufen Werktag und Feiertag in einer volkhaften Buntheit und Frische, daß sich der binnendeutsche Beobachter in ein lebendiges Volkskundemuseum versetzt fühlt.

Die Behandlung dieser deutschen Vorposten ist daher für die binnendeutsche Forschung nicht nur nationale Pflicht, sondern sie trägt auch reiche sachliche und methodische Früchte. Abseits der großen Verkehrs- und Kulturbahnen und durch die Reichsgrenzen vor den oft verderblichen Einflüssen der Großstädte geschützt, hat sich hier ein Volkstum erhalten, das landschaftsgebundener, echter und altartiger geblieben ist, als das vom Taumel der Zivilisation erfaßte Binnendeutschtum. Baugewohnheiten, Tracht und Brauchtum werden hier noch als Äußerungen deutscher Eigenart erfaßt und als Unterscheidungsmerkmale gegenüber dem anders gearteten Nachbarvolke bewußt gepflegt. Daher haben sich hier ursprünglichere Formen, ja, geradezu die Vorstufen der binnendeutschen Verhältnisse erhalten und der Forscher, welcher eine binnendeutsche Frage behandelt, wird oft die randdeutschen Zustände studieren müssen, wenn er eine lebendige Anschauung von den Altformen seines Gegenstandes gewinnen will.

Was hier von den volkskundlichen Beziehungen zwischen Binnen- und Grenzlanddeutschtum im allgemeinen gesagt wurde, gilt im besonderen Maße für Böhmen und Sachsen. Haben doch diese Länder mehr als ein Drittel ihrer Außengrenzen gemeinsam und hat doch die Oberlausitz bis zum Jahre 1635 in einem sehr engen staatsrechtlichen Verhältnis zu Böhmen gestanden. Aber bereits vorher nahmen Besiedlung und Volksgeschichte diesseits und jenseits des Sudetenkammes einen so gleichartigen Verlauf, daß es zu einer vollkommenen Übereinstimmung der Mundart, des Siedlungswesens und aller volkskundlichen Einzelbereiche gekommen ist.

Die Erfassung dieser volkskundlichen Gemeinsamkeiten ist auf beiden Seiten der Sudeten als eine der vordringlichsten Aufgaben künftiger Forschungsarbeit zu betrachten. Der schlesische und nordbayrische Grenzraum sind in der wissenschaftlichen Bearbeitung der gemeinsamen Fragen dem böhmisch-sächsischen Anteil weit voraus. Seit 1923 ist eine Gruppe schlesischer Forscher aus dem Reiche und den Sudetenländern mit der planmäßigen Erforschung des gesamtschlesischen Raumes beschäftigt; ihre Arbeit hat seit 1925 in den Vorträgen der Schlesischen Kulturwochen und seit 1928 in dem „Schlesischen Jahrbuch für deutsche Kulturarbeit im gesamtschlesischen Raume" ihren regelmäßigen Niederschlag gefunden. Im nordbayrisch-böhmischen Grenzgebiet

Digitized by Google

hat der Gedanke wissenschaftlicher und kultureller Zusammenarbeit seit 1927 Wurzel gefaßt und zur Abhaltung der Nordgauischen Kulturwochen geführt. Obgleich die Anregung zu landes- und volkskundlichen Gemeinschaftsarbeiten im böhmisch-sächsischen Grenzgebiet bereits von der Bodenbacher Tagung (20. Feber 1927) der Stiftung für Volks- und Kulturbodenforschung ausging, so sind doch die volkskundlichen Früchte dieser Anregung zunächst ausgeblieben; erst im Jahre 1932 kam es zur Abhaltung einer ersten Nordwestböhmischen Kulturwoche, auf welcher die böhmisch-sächsischen Wirtschafts- und Kulturbeziehungen mit besonderem Nachdruck behandelt wurden[1]). Aber auch die Fortführung dieser Wochen geriet aus äußeren Gründen ins Stocken und die Tagung der Nordostdeutschen Forschungsgemeinschaft in Schellerhau am 30. März 1935 mußte leider feststellen, daß von einer planmäßigen Erforschung des böhmisch-sächsischen Grenzraumes noch nicht die Rede sein kann. Am wenigsten war bislang auf volkskundlichem Gebiet von einer böhmisch-sächsischen Zusammenarbeit zu spüren. Eine rühmliche Ausnahme bilden hier nur die Arbeiten einzelner, welche den hohen Wert des nordböhmischen Rückzugsgebietes erkannten. So hat Friedrich Sieber in seinem trefflichen Werk über die Sächsischen Sagen (Jena 1926) mit großem Gewinn auch aus dem nordböhmischen Sagenschatz geschöpft, und Adolf Spamer hat eine Anzahl böhmisch-sächsischer Grenzfragen in einigen Dresdener Prüfungsarbeiten behandeln lassen. Im übrigen aber blicken selbst Werke vom Gewichte des „Grundrisses für sächsische Volkskunde" (1932) kaum über die Grenzen des Freistaates Sachsen hinaus.

Und doch ist gerade der nordböhmische Grenzraum wegen seines Reliktcharakters für den sächsischen Volkskundler eine Erkenntnisquelle erster Ordnung, deren Aussagen beim Mangel geschichtlicher Zeugnisse geradezu den Wert einer urkundlichen Überlieferung annehmen. Frings und Schwarz konnten feststellen, daß die altobersächsische Mundart mit geringen Abwandlungen noch heute in Nordwestböhmen gesprochen wird, und mir wurde klar, daß der sächsische Hausforscher die aus seiner Heimat längst geschwundenen Vorstufen seines Hauses in den Sudetenländern studieren muß. Ähnliches gilt für alle übrigen Gebiete der Volkskunde. Aus dieser Erkenntnis heraus beginnen die Mitteldeutschen Blätter für Volkskunde mit der Veröffentlichung „Böhmisch-sächsischer Studien", welche die volkskundlichen Gemeinsamkeiten beider Länder erforschen und sich bemühen werden, die binnendeutsche Problemfülle mit grenzdeutschem Anschauungsreichtum zu durchtränken und so der volkskundlichen Arbeit jene Weite und Tiefe zu verleihen, die ihres großen Gegenstandes würdig ist.

„Legt also Hand an, meine Brüder, und zeigt unserer Nation, was sie ist und nicht ist, wie sie dachte und fühlte, oder wie sie denkt und fühlt!"
(Herder)

---

[1]) Vgl. Oberdorffer, Kurt, Nordwestböhmen, Vorträge der ersten Nordwestböhmischen Kulturwoche in Brüx 1932. Brüx 1933.

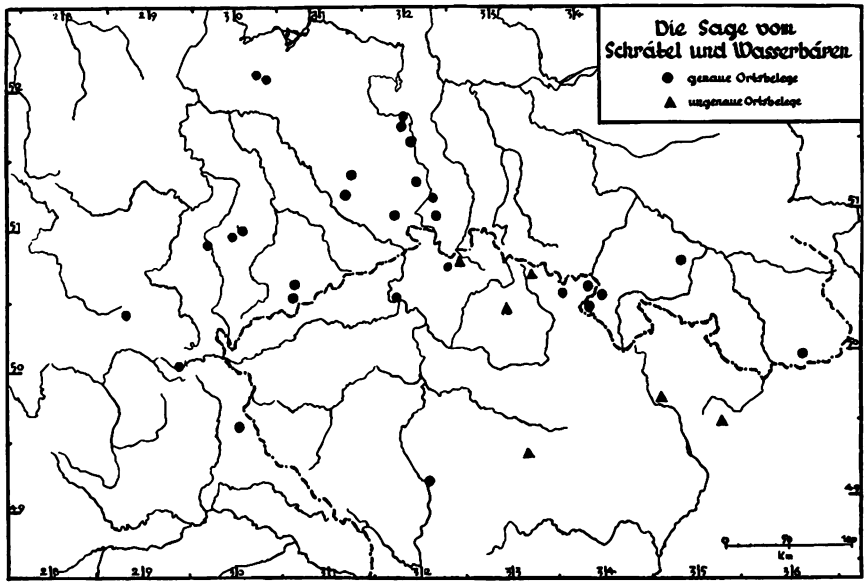
Digitized by Google

Die Sage vom Schrätel und Wasserbären

Von Bruno Schier, Leipzig

Mit 2 Karten im Text

Im östlichen Mitteldeutschland ist eine Volkssage verbreitet, die man nach dem Titel einer mittelhochdeutschen Verserzählung als die Sage vom Schrätel und Wasserbären zu bezeichnen pflegt. Sie ist aus dem östlichen Thüringen mit 4, aus dem Nordgau mit 2, aus Obersachsen mit 5 deutschen und 4 wendischen Belegen bezeugt, sie begegnet in Schlesien mit 2 deutschen, 2 tschechischen und einer wasserpolackischen Fassung, sie kehrt in den Sudetenländern mit



Karte I

9 deutschen und 2 tschechischen Belegen wieder, sie ist in der Slowakei in 2 bislang unveröffentlichten deutschen und in Westgalizien in 2 polnischen Fassungen bekannt. Aus dem nordöstlichen Deutschland, aus Schleswig-Holstein und dem Harzgebiet wurden bislang je 3 Belege beigebracht und aus Süddeutschland bisher insgesamt 4 aufgezeichnet. Die Karte I und das im Anhang abgedruckte Verzeichnis der Belegorte geben über die räumliche Verbreitung der Sage am raschesten Aufschluß.

Das Kerngebiet dieser Verbreitung liegt im östlichen Mitteldeutschland, wo der Sagenstoff bereits zwischen 1290—1295 in eine zierliche Verserzählung umgegossen wurde, die man wohl mit Unrecht dem deutschböhmischen Dichter Heinrich von Freiberg zugeschrieben hat[1]). Gleich bei dem ersten Teildruck

[1]) Letzter Abdruck: Bernt, A., Heinrich von Freiberg (1906), S. 249—258; vgl. Wiggers, Diss. Rostock 1887, und Bernt, S. 161 f. Gegen die Verfasserschaft Heinrichs von Freiberg wendet sich E. v. Kraus, Zeitschrift für deutsches Altertum 48 (1904), 99ff.

Digitized by Google

dieſes reizenden Schwankes, den W. Grimm im Jahre 1826 veranſtaltete[1]), wurden die nordiſchen Beziehungen unſerer Sage aufgedeckt und ſeither konnten J. Grimm[2]), L. Uhland[3]), Fr. Mone[4]), W. Wackernagel[5]), Fr. H. v. d. Hagen[6]), L. Laiſtner[7]), R. Köhler[8]), H. F. Feilberg[9]), A. Aarne[10]), O. Hackman[11]), Fr. Sieber[12]), W. E. Peuckert[13]), vor allem aber R. Th. Chriſtianſen[14]) und J. Bolte[15]) immer neue Beiträge über die Verbreitung der Sage beibringen, ſo daß Karte II gezeichnet werden konnte. Bei dieſer großräumigen Betrachtung erweiſt ſich der oſtdeutſche Bereich nur als ein kleiner Teil der geſamteuropäiſchen Verbreitung unſerer Sage, die mit weiteren 10 Belegen für Dänemark, mit 6 Belegen für Schweden, mit 46 Belegen für Norwegen, mit 1 Beleg für Schottland, mit 11 Belegen für Finnland, mit 5 Belegen für Eſtland und 1 Beleg für Rußland bezeugt iſt. Daraus ergibt ſich die merkwürdige Tatſache, daß die Sage auf Skandinavien, das Baltikum, das ingwäoniſch beeinflußte Niederdeutſchland, den oſtdeutſch-weſtſlawiſchen Grenzraum und die Alpenländer beſchränkt iſt, alſo einem Kulturbereiche angehört, der auch für verſchiedene volkstümliche Sachgüter durch einheitliche Merkmale gekennzeichnet iſt.[16])

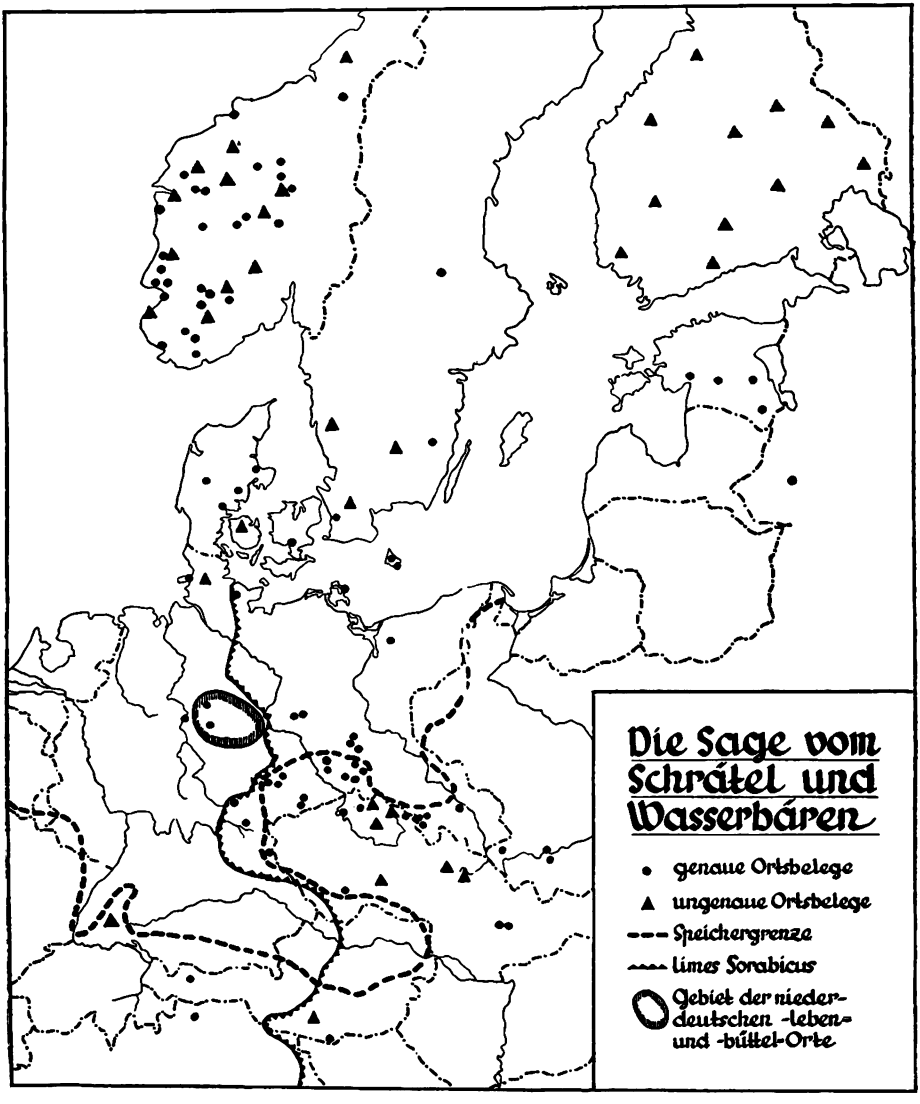
Der Vergleich von über hundert Faſſungen ergibt für die Sage folgenden normaliſierten Inhalt: Ein ländliches Anweſen wird häufig von einem Dämon heimgeſucht, der den Beſitzer und alle Anweſenden ſo arg beläſtigt und quält, daß beſtimmte Räumlichkeiten des Gebäudes zur Nachtzeit von Menſchen und Tieren gemieden werden müſſen. Eines Tages kommt ein wandernder Bärentreiber zu dem Anweſen und bittet um ein Nachtlager. Obwohl ihn der Beſitzer auf den Spukgeiſt aufmerkſam macht, richtet ſich der Bärenführer ſamt ſeinem Tiere in der Stube zur Übernachtung ein.

---

[1]) Grimm, W., Iriſche Elfenmärchen (1826), S. CXIVff.
[2]) Grimm, J., Deutſche Mythologie, 3. Aufl., S. 447; III, 138.
[3]) Uhland, L., Germania 6, 311ff. = Schriften zur Geſchichte der Dichtung und Sage 8, 509.
[4]) Mone, Fr., Unterſuchungen zur Geſchichte der deutſchen Heldenſage (1836) I, 281ff.
[5]) Wackernagel, W., Zeitſchrift für deutſches Altertum 6 (1847), 174 und Altdeutſches Leſebuch, 5. Aufl., S. 825.
[6]) v. d. Hagen, Fr. H., Geſamtabenteuer 3 (1850), S. LXXII, 257, Nr. 65.
[7]) Laiſtner, L., Das Rätſel der Sphinx II (1889), S. 15—34.
[8]) Köhler, R., Kleine Schriften 1 (1898), 72.
[9]) Feilberg, H. F., Jul (1904) 2, 27, 323.
[10]) Aarne, A., Finniſche Märchenvarianten, Nr. 1161 = FFC 5 (1911), 111.
[11]) Hackman, O., Finlands svenska folkdiktning (1917); Derſelbe, Katalog der Märchen der finnländiſchen Schweden = FFC 6 (1911).
[12]) Sieber, Fr., Sächſiſche Sagen (1926), 180f., 332; Derſelbe, Wendiſche Sagen (1925), S. 39.
[13]) Handwörterbuch des deutſchen Aberglaubens I (1927), Sp. 891f.
[14]) Chriſtianſen, R. Th., Norske eventyr. En systematisk fortegnelse efter trykte og utrykte kilder (1921), Nr. 1161, und Derſelbe, Kjaetten paa Dovre. Et Bidrag til studiet av norske sagn = Videnskapsselskapets Skrifter II. Hist. fil. Kl. 1922, Nr. 6; Beſpr. Taylor, A., Modern Philology 17 (1919), 305.
[15]) Bolte, J., und Polivka, G., Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm IV (1930), 173; Derſelbe, Zeitſchrift des Vereins für Volkskunde 33 (1923), 37.
[16]) Vgl. Schier, Br., Hauslandſchaften und Kulturbewegungen im öſtlichen Mitteleuropa (1932), S. 11ff.

Digitized by Google

Um Mitternacht erscheint wirklich ein gespenstisches Wesen, das sich unter Lärm und Getöse im Hause zu schaffen macht, am Herd ein Essen bereitet und schließlich die Schlafgäste anzugreifen beginnt. Der Bär aber setzt sich



Karte II

mutig zur Wehr und richtet das Unwesen mit Zähnen und Krallen so arg zu, daß es, blutig und zerkratzt, die Flucht ergreift. Seit dieser Nacht bleibt das Gebäude von den Besuchen des Quälgeistes verschont. Nach längerer Zeit taucht der Dämon plötzlich vor dem Landmann auf und fragt: „Hast du die große schwarze Katze noch?“ „Ja, die bleibt bei mir“, antwortet jener, „sie hat sogar

Digitized by Google

sieben Junge bekommen." „O weh, dann kehre ich nie mehr bei dir ein", erwidert das Unwesen und verschwindet zur großen Freude des Landmannes.
Diese Grundform der Sage ist im ostmitteldeutsch-westslawischen Grenzraum mannigfach umgestaltet worden. Am meisten kennzeichnend für den Ostbereich ist die Tatsache, daß der Spukgeist fast ausnahmslos durch einen Wassermann verkörpert wird, der im ostdeutsch-westslawischen Sagenschatz eine große Rolle spielt[1]). Der Dämon der Sage wird in zehn Fällen ausdrücklich als „Wassermann"[2]), zweimal als „Nix"[3]), einmal als „Wassernix"[4]) und einmal als „Hodernix"[5]) bezeichnet, das wohl aus vodní nyks „Wassernix" ebenso entstanden ist, wie der tschechische hastrman[6]) auf deutsch „Wassermann" zurückgeht. In der Oberpfalz wird der Wassermann durch ein „Wasserweiblein"[7]) vertreten und in Schleswig-Holstein durch den „Waterkärl"[8]) und den „Waterries"[9]) ersetzt; jedenfalls aber bleibt das Auftreten eines Wassergeistes meist an eine Wassermühle als Schauplatz der Sage gebunden. Spielt die Sage in einem anderen Gebäude, dann stellen sich auch andere Unwesen ein. So ist etwa als Quälgeist einer Windmühle ganz allgemein ein Kobold[10]) bezeugt, für ein Bauernhaus wird in gleicher Eigenschaft ein Puk[11]) und für ein Wirtshaus ein Teufel[12]) belegt; aus dem Altenburgischen kann man von einer besonderen Art des Hauskobolds, dem „Biereſel"[13]), berichten. Vereinzelt treten weibliche Dämonen, so die „Schlaazlen" zu Sonneberg[14]) oder die „Holzfräulein" zu Oberfranken[15]) auf; im Harz haben die tafelnden Zwerge[16]) oder die Mühlenzwerge[17]) und in den Alpen die „Wilden Männer"[18]) die Aufgabe des ostdeutschen Wassermanns übernommen.
Diese wilden Männer der Alpenländer kommen wohl der Gestalt des Schrates am nächsten, der im Mittelpunkt der alten Versnovelle vom Schrätel und Wasserbären steht; denn unter Schrat versteht die altdeutsche Überlieferung einen „wilden, rauhen, zottigen Waldgeist", der sich mit dem lateinischen Faunus und dem griechischen Satyros am frühesten vergleichen läßt[19]). Von den wilden Leuten der Alpenländer unterscheidet er sich nur durch

---

[1]) Über diese ostdeutsch-westslawische Vorliebe für den Wassermann vgl. Drechsler, Paul, Der Wassermann im schlesischen Volksglauben = Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 11 (1901), 201—207; Weinhold, Karl, Beitrag zur Nixenkunde auf Grund schlesischer Sagen = Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 5 (1895), 121—133.
[2]) Kühnau, Nr. 927, 948; Vernaleken, S. 182; Kubin 1, Nr. 24, 66; Černý, A., Mythiske bytosće, S. 278, Nr. 135: wódny muż; Taubmann, Nr. 32; Kosch, S. 103; Müllenhoff, Nr. 346; Schambach-Müller, Nr. 91; Schönwerth 2, 187.
[3]) Beckenstedt, S. 195; v. Schulenburg (1880), S. 122.
[4]) Kühnau 2, Nr. 858.
[5]) v. Schulenburg (1882), S. 59.
[6]) Vernaleken, S. 180.
[7]) Birlinger, Volkstümliches (1861) 1, S. 135, Nr. 207.
[8]) Müllenhoff, Nr. 346.
[9]) Eiderstedter Jb. 2, 166.
[10]) Engelien-Lahn, Nr. 91.
[11]) Haas 80.
[12]) Blätter f. pomm. Vde. 7, 14.
[13]) Kuhn und Schwartz, Nr. 225, 2.
[14]) Schleicher, S. 76.
[15]) Panzer, Beiträge 2, 160.
[16]) Pröhle, S. 110.
[17]) Seifart 2, 52, Nr. 36.
[18]) Zingerle, Nr. 194; Graber, Nr. 87, 208.
[19]) Grimm, J., Deutsche Mythologie, 4. Aufl. (1875), S. 397; Mannhardt, W., Wald- und Feldkulte, 2. Aufl. (1904) I, 114f.

Digitized by Google

seine kleine Gestalt, die Kindesgröße kaum erreicht. Das Schrätel unserer Versnovelle scheint ein besonders kleiner Vertreter seiner Gattung gewesen zu sein, denn es war kûme drîer spannen lanc (V. 187); aber trotz des roten Käppleins, das es als Verwandten der gutmütigeren Zwerge erscheinen läßt, war es gar eislîch getân (V. 189) und verfügte über Riesenkräfte, die es mit Tischen, Stühlen und Bänken wie mit Spielbällen umgehen ließen:

sîn hant ist swêr alsam ein blî:
swen ez erreichet mit dem slage,
swie grôz er sî, swie starc sîn clage,
ez sleht in, daz er vellet nider. (V. 98—101.)

Diese Riesenkräfte scheint der Schrat von seinen Vorfahren im Bereiche der Waldleute und der nordischen Trolle geerbt zu haben, mit denen ihn ja auch seine Fähigkeit, sich in einen Wirbelwind verwandeln zu können, verbindet[1]). Ein Merkmal nordischer Abkunft des Schrates ist ferner darin zu sehen, daß er sich nachts am Herde des Bauern ein Mahl zu bereiten pflegt; denn darin gleicht er, wie zuerst W. Grimm bemerkte[2]), den durch Gervasius von Tilbury beschriebenen portuni (brownies) der Angelsachsen, also jenen zwergenhaften Dämonen, die nachts in die Wohnungen der Bauern eindringen und sich am Herde aus mitgebrachten Fröschen ein Mahl bereiten[3]). Zweifellos ist die mittelhochdeutsche Verserzählung in der Beibehaltung des Schrates altertümlicher als die heutige ostdeutsche Volkssage geblieben, die auf einer späteren Entwicklungsstufe den im östlichen Mitteleuropa besonders beliebten Wassermann an Stelle des Schrates eingeführt hat.
Auch die Alpenländer haben ihre eigene dämonische Lieblingsgestalt, den schratähnlichen Wilden Mann, in den Mittelpunkt der Sage gestellt[4]) und die Fassungen des Harzgebietes weisen in merkwürdiger Übereinstimmung mit dem skandinavischen Norden die Rolle des Schrates den Zwergen zu. Wie in vielen skandinavischen Sagen geht in der Bergstadt Grund der Spuk von einer Zwergenschar aus, die allabendlich in der Mühle speist[5]), und die Hildesheimer Sage weiß von den „Mühlenzwergen" Ähnliches zu berichten[6]). Gleichzeitig mit den „Holzweiblein" Oberfrankens[7]) und den „Schlaazlen" Sonnebergs[8]) bilden diese Zwerge den Übergang zu den Trollen, die in den

[1]) Schratl bezeichnet in Niederbayern den Wirbelwind: Panzer, Beitrag II, 209; Mannhardt, W., I, 115, 128.
[2]) Irische Elfenmärchen übersetzt von den Brüdern Grimm (1826), S. CXIX.
[3]) Otia Imperialia Cap. 61, Liebrecht, S. 29: Ecce enim Anglia daemones quosdam habet, daemones inquam, nescio dixerim, an secretas et ignotae generationis effigies, quos Galli Neptunos Angli Portunos nominant. Istis insitum est, quod simplicitatem fortunatorum colonorum amplectuntur, et cum nocturnos propter domesticas operas agunt vigilias, subito clausis januis, ad ignem calefiunt, et ranunculas, ex sinu projectas, prunis impositas, comedunt, senili vultu, facie corrugata, statura pusilli, dimidium pollicis non habentes.
[4]) Über die alpenländische Vorliebe für die Wilden Leute vgl. Mannhardt, W., Wald- und Feldkulte, 2. Aufl. (1904), 89ff.
[5]) Pröhle, S. 110.
[6]) Seifart 2, 52, Nr. 36.
[7]) Panzer 2, 160.
[8]) Schleicher, S. 76.

Digitized by Google

skandinavischen Fassungen unserer Volkssage weitaus vorherrschen. Große Gesellschaften von diesem Bjergfolk der Trollen pflegen sich allabendlich oder besonders in der geisterreichen Weihnachtszeit in den menschlichen Wohnungen zu versammeln und hier ihre Gelage abzuhalten. Die bekannte Sage Kjaetten paa Dovre (Das Kätzchen auf Dovre) gibt eine sehr anschauliche Schilderung der tafelnden Trollenschar: „Einige waren groß, andere klein, einige langgeschwänzt, andere ohne Schwanz; einige hatten ungeheuer lange Nasen und alle aßen und tranken und waren guter Dinge[1])." Die nordischen Trolle und die niederdeutschen Zwerge halten ihre Gastmähler oft im Beisein ihres Königs ab, der in norwegischen Sagen als Tor oder Trond, in der Harzer Sage als Hibich bezeichnet wird. Wie Tor an den Namen der nordgermanischen Gottheit anknüpft, so lebt wohl in Hibich der Name des sagenberühmten Burgunderkönigs Gibich weiter; Trond soll nach Christiansen[2]) auf die historische Persönlichkeit des Trond Hoskuldson hinweisen, der im Jahre 1651 in Nedre Kvinlog ansässig war. Jedenfalls ist in dem Auftreten der tafelnden Zwerge eine jüngere Entwicklungsstufe unserer Sage zu sehen, die wohl darauf zurückgeht, daß die weitverbreitete Sage von der Zwergenhochzeit in die Schrätelsage eingedrungen ist[3]); die Sage von der Zwergenhochzeit aber geht kaum über das 16. Jahrhundert hinaus, das eine besondere Vorliebe für die Schilderung von Gastereien und Hochzeitsfeiern besaß[4]). So kommen auch im skandinavischen Norden jene Fassungen der Urform unserer Sage am nächsten, in denen ein einzelner Troll auftritt, ganz nach Art der angelsächsischen portuni (brownies) die mitgebrachten Kröten am Herd des Bauern röstet und sie dem darüber heftig ergrimmenden Bären zum Fraße anbietet[5]). Damit aber ist eine Sagenform gegeben, die mit den ältesten deutschen Fassungen und ihrer dichterischen Gestaltung in der mittelhochdeutschen Verserzählung weitgehend übereinstimmt.

Der Dämon unserer Sage hat seinen großen Gegenspieler und Bezwinger in dem Bären gefunden, der mit seinem Herrn in der Mühle übernachtet. Obgleich in den meisten Fassungen der Volkssage von einem berufsmäßigen Bärentreiber die Rede ist, so mag dies ein junger Zug der Sage sein, da mit einer Schaustellung gezähmter Bären nicht vor dem 9. Jahrhundert zu rechnen ist[6]). Altertümlicher ist der besonders in Ostdeutschland und bei den Slawen verbreitete Volksglaube, daß sich im Bären ein Dämon verberge,

---

[1]) Asbjørnsen, P. Chr. und Moe, J., Norske Folke-Eventyr, 5. Aufl. (1896—99), 2, 164, Nr. 56: Nogle var store, og Nogle var smaa, Nogle var langrumpede, og Nogle var rumpeløse, og Nogle havde lange, lange Naeser, og de aad og de drak og smagte paa Alting.

[2]) Kjaetten paa Dovre, S. 22.

[3]) Vgl. Grimm, J. und W., Die deutschen Sagen, Nr. 35; bekanntlich hat diese Sage durch Goethes Ballade „Hochzeitslied", die ursprünglich „Der Graf und die Zwerge" hieß, eine unsterbliche Gestaltung gefunden.

[4]) Mackensen, L., Die deutschen Volksbücher (1927), S. 81 f.

[5]) Z. B. Trolden og Bjørnen bei Grundtvig, Sv., Gamle danske Minder i Folkemunde (1854 bis 1861), 3, 91, 230.

[6]) Wackernagel, W., Zeitschrift für deutsches Altertum 6 (1848), 185.

Digitized by Google

der Behexungen feststellen und aufheben kann[1]). In Ostpreußen[2]) weigern sich die Bären, behexte Ställe zu betreten; in Westpreußen[3]) und Schlesien[4]) verscheuchen sie den Spuk durch Zerwühlen des Stallbodens, und in Rußland wird an bestimmten Feiertagen des Jahres ein Bär oder Bock zur Bannung gefährlicher Geister um das Dorf geführt[5]).

Wichtig erscheint uns ferner die Feststellung, daß der Bär unserer Sage mit dem Bären Wisselau nahe verwandt ist, der in der deutschen Heldendichtung eine Rolle spielt[6]). Von dem Bären Wisselau berichtet im 13. Jahrhundert das Bruchstück eines mittelniederländischen Gedichtes, das in die Sage von Karl dem Großen eingeflochten war und die Abenteuer Karls in der Burg des Riesenkönigs Espriaen (Asprian) schildert[7]). Der Bär Wisselau, ein Tier von unbändiger Wildheit, das nur seinem Herrn Gernout auf das Wort gehorcht, hat bereits kurz nach der Ankunft einen der Riesen Asprians zu Boden geworfen und getötet; während des Mahles auf der Riesenburg schleudert er den Meisterkoch in die heiße Brühe und verzehrt ihn vor den Augen der Riesen, die aus Furcht vor dem Untier an den Ständerbalken der Halle emporkriechen und ihre feindseligen Pläne gegenüber König Karl und seinen Genossen fallen lassen. Auf ihre ängstliche Frage, ob König Karl noch mehr Untiere dieser Art mitführe, antwortet der bedächtige Gernout: ich hebbe sier broeder viere gebonden in dem kiele. Vor allem dieser Frage und Antwort wegen wird man die Erzählung vom Bären Wisselau in unmittelbare Nähe zu der Sage vom Schrätel und Wasserbären stellen müssen.
Die ängstliche Frage nach der großen Katze kehrt fast ausnahmslos in allen Fassungen der Sage wieder. Sie setzt in der mittelhochdeutschen Verserzählung mit den Worten des Schrätels: lebet dîn grôze katze noch? (V. 322) ein, kehrt im Norwegischen mit der Anfrage: „Har du den store Kjaetten din endnu du?"[8]), im Dänischen mit der Frage: „Har I endnu den lille kirer (kytter-hund)?"[9]) wieder, begegnet im Sorbischen mit den Worten: Luby mlyńko, maš hišće tu hroznu kóčku?"[10]), taucht im Wasserpolackischen mit der Anfrage: Menary, menary, są tu jeszcze ty kotary?[11]), im Polnischen mit: Mynara, jest ta jeszcze kociara?[12]) auf und ist in den meisten deutschen Fassungen vertreten. Diese Frage besitzt ein so zähes Leben, daß sie auch dort erhalten bleibt, wo etwa, wie in der Sage von Grund im Harz, an die

[1]) Vgl. Peuckert, W. E., Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens I (1927), 890.
[2]) Frischbier, H., Hexenspruch und Hexenbann (1870), 8 Anm.
[3]) Mannhardt, W., Die praktischen Folgen des Aberglaubens (1878), 49ff., 84 Anm. 26.
[4]) Urquell, NF. 1 (1897), 20.
[5]) Archiv für Religionswissenschaft 8 (1905), 274.
[6]) Auf diese Übereinstimmung hat zuerst Uhland, Germania 6, 314ff. = Schriften 8, 509ff. und zuletzt J. Bolte, Ztschr. d. Ver. f. Vde. 33, 35 mit besonderem Nachdruck hingewiesen.
[7]) Martin, E., Neue Fragmente des Gedichtes van den Vos Reinaerde und das Bruchstück van Bere Wisselauwe = Quellen und Forschungen 65 (1889), S. 39ff.
[8]) Asbjørnsen-Moe II, Nr. 56.
[9]) Kristensen, Danske Sagn I, 436, Nr. 1401.
[10]) Černý, A., Mythiske bytosće, 278.
[11]) Wahner, Mitt. d. schles. Ges. f. Vde. 5 (1903), 57.
[12]) Udziela, Wisła 12, 177.

Digitized by Google

Stelle des Bären ein Soldat[1]) oder wie in der Sage von Setitsche in Kärnten ein Hund[2]) getreten ist; sie gehört zu den kennzeichnendsten Bestandteilen der Schrätelsage[3]).

Das Motiv des hilfreichen Bären spielt auch in die Thidrekssage herein, wie bereits C. P. Serrure bei der ersten Veröffentlichung des Wisselaubruchstückes erkannt hat[4]). Der Held Widga des Dietrichkreises ist schwer verwundet in die Gefangenschaft des Königs Osantrix von Wilkinaland geraten; sein Freund Wildifer (Wildeber), dessen Name nach J. Grimm auf ahd. wildipero „Wildbär" zurückgehen soll, gelangt in Verkleidung eines Bären an den feindlichen Königshof, führt dort unter Anleitung des Spielmannes Isung als Bär Wizleo seine Tanzkünste vor, tötet den König Osantrix und seine Riesen, befreit Widga aus dem Gefängnis und reitet mit ihm und Isung zu Dietrich zurück[5]). Hier liegt, wie zuerst Martin erkannt hat[6]), eine eigentümlich rationalistische Abschwächung des Bärenmotives vor. Während der Bär Wisselau des niederländischen Bruchstückes Menschenkleider anlegt, um in die Burg Asprians Einlaß zu finden, läßt sich Wildifer in eine Bärenhaut einnähen, um als Bär Wizleo größeren Schrecken verbreiten zu können. Jedenfalls aber ist das Wisselaumotiv in die niederländische Karlssage und die nordische Dietrichssage erst nachträglich eingeschaltet worden; die Geschichte vom hilfreichen Bären war ursprünglich ein selbständiges Glied der Volkssage und hat sich diese Selbständigkeit in der Sage vom Schrätel und Wasserbären erhalten.

Damit sind wir an der Stelle angelangt, an welcher die Frage nach Alter und Herkunft der Schrätelsage aufzuwerfen ist. Zu dieser Frage hat sich zuletzt R. Th. Christiansen mit der Vermutung geäußert[7]), daß sowohl die norwegische Sage Kjaetten paa Dovre als auch die mittelhochdeutsche Verserzählung an die in nordischen Sagas ausführlich geschilderte Reise des Isländers Audun anknüpfen[8]), der im Jahre 1061 in Grönland von dem Jäger Erik mit seiner ganzen Habe einen hvítabjörn (Eisbären) erstand und ihn nach einem abenteuerlichen Zuge durch Norwegen und nach Überwindung der Schwierigkeiten, die ihm ein habgieriger dänischer Verwalter bereitete, dem dänischen Könige Sweinn Ulfsson als Geschenk darbrachte. Der König fand diese Gabe so wertvoll, daß er Audun zunächst das Reisegeld für eine Pilgerfahrt nach Rom gab und ihn nach seiner Rückkehr von dort überdies mit einem vollbeladenen Kauffschiffe, einer großen Summe Geldes und einem schweren Goldring belohnte. Von den Berichten über diese Abenteuer des Isländers Audun soll nach Christiansen, dem sich auch J. Bolte anschließt[9]),

[1]) Pröhle 110.
[2]) Graber, S. 75.
[3]) In der Antwort des Müllers wird die Zahl der jungen Katzen mit 5 bis 99 angegeben (Kühnau 2, 222, Nr. 858).
[4]) Serrure, C. P., Vaterlandsch Museum voor nederduitsche Letterkunde oudheid en geschiedenis II (1856), S. 253—284.
[5]) Thidrekssaga ed. Unger, cap. 132—144.
[6]) Martin, E., S. 67.
[7]) R. Th. Christiansen, Kjaetten paa Dovre, S. 32.
[8]) Fornmanna sögur VI, 297—306; Flateyjarbók III, 412.
[9]) Bolte, J., Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 23 (1923), 34f.

Digitized by Google

die Schrätelsage ausgegangen sein. Dies kann für die einleitenden Sätze der mittelhochdeutschen Verserzählung zutreffen, obwohl auch hier im Gegensatz zu dem Sagabericht der norwegische König als Auftraggeber des Geschenkes erscheint. Im übrigen aber ist dieser Eingang für den weiteren Verlauf der Sage völlig gleichgültig; er fehlt daher bis auf eine einzige stark vereinfachte Ausnahme (Kjaetten paa Dovre) in allen volkstümlichen Fassungen. Man muß vielmehr annehmen, daß der Bericht über die im Mittelalter beliebten Schenkungen von Bären nachträglich vor eine bereits vorhandene Bärensage ebenso gesetzt wurde, wie anderseits Elemente dieser Bärensage in die Heldendichtung (Karl der Große, Dietrich von Bern) eingedrungen sind. Es wird daher auch nicht möglich sein, aus diesen einleitenden Sätzen der mittelhochdeutschen Verserzählung auf das Alter der ihr zugrunde liegenden Sage zu schließen.

Sieht man in der Einleitung des mittelhochdeutschen Schwankes eine sekundäre Zutat, welche erst durch die Erzählkunst des geschichtenbegierigen Hofdichters in einen so engen Zusammenhang mit dem volkstümlichen Hauptstoff der Sage gebracht worden ist, so fallen damit auch alle Schlüsse, die man für das Alter der Sage aus dem Auftreten der Eisbären gezogen hat. K. Maurer weist darauf hin[1]), daß nach dem Zeugnis des altisländischen Landnamabokes der Eisbär erst gegen Ende des 9. Jahrhunderts in Norwegen bekannt wurde, als Ingemund dem norwegischen König Harald drei am isländischen Hunavatn gefangene Eisbären schenkte. „Vorher hatten die Leute in Norwegen noch keine weißen Bären gesehen“[2]). In Deutschland taucht der erste Eisbär nach Maurer im Jahre 1054 auf, als Isleifur, der erste Bischof von Island, einen aus Grönland stammenden Eisbären an Kaiser Heinrich III. sandte[3]). Und doch muß selbst im deutschen Süden bereits Jahrzehnte vorher eine sehr deutliche Anschauung des Eisbären bestanden haben, denn der zwischen 1030—1050 entstandene Ruodlieb zeichnet uns ein sehr lebendiges Bild von zwei gezähmten Eisbären[4]). Jedenfalls erkennt man

[1]) Maurer, K., Waldbär und Wasserbär = Anz. f. Kunde der deutschen Vorzeit NF. 10 (1863), Sp. 396—400.

[2]) „ekki höfdu menn i Noregi ádr séd hvíta björnu“: Landnámabók III, cap. 3.

[3]) Hungurvaka c. 2: Biskupa sögur I (1858), S. 61.

[4]) Ruodlieb, hrsg. von Fr. Seiler (1882) V, 84, S. 229; bei Paul von Winterfeld, Deutsche Dichter des lateinischen Mittelalters (1913), S. 303 lautet diese Stelle in deutscher Übersetzung: (Unter den Geschenken des Königs befinden sich:)

„Von Bären auch ein Zwillingspaar,
Die Pranken schwarz, sonst weiß wie Schnee.
Sie heben Eimer in die Höh
Und auf zwei Beinen gehn sie schier
Daher wie Menschen mit Manier.
Und greift der Spielmann in die Saiten,
Gelehrig nach dem Takt sie schreiten.
Sie hopsen, überschlagen sich
Dazwischen wohl und tragen sich,
Wie's trifft, auch huckepack einand.
Sie balgen sich, bis in den Sand
Der eine stürzt. Und wenn die Geigen
Aufspielen einen lustigen Reigen

Digitized by Google

daraus, daß der Eisbär bereits ein Vierteljahrtauſend vor der Abfaſſung des Schrätel und Waſſerbären in Deutſchland literaturfähig geworden war; es iſt aber auch begreiflich, daß ihn noch auf Jahrhunderte hinaus der Zauber exotiſcher Herkunft umgab, und daß er dem gebildeten Dichter des mittelhochdeutſchen Schwankes für die Vertreibung des gefährlichen Schrätels geeigneter erſchien als der allen wohlbekannte Braunbär, der in Oſtdeutſchlands Wäldern bis in das 18. Jahrhundert heimiſch war. Die deutſche Volksſage aber hat dieſe gelehrte Ausſchmückung des höfiſchen Schwankdichters nicht mitgemacht, ſondern iſt in ihrer engen Heimatgebundenheit ausnahmslos bei Meiſter Petz, dem Braunbären der deutſchen Wälder, geblieben.

Es zeigt ſich alſo, daß das Auftreten des Eisbären in der mittelhochdeutſchen Verserzählung zu keinem Schluß über Alter und Herkunft der Schrätelſage führt, der über die allgemeine Annahme einer deutſch-nordiſchen Wechſelbeziehung hinausginge. Man begnügt ſich daher ſeit J. Grimm mit der Feſtſtellung, daß unſere Sage eine Wanderſage iſt, die aus Skandinavien nach Deutſchland vorgedrungen ſei[1]). Dieſe ſehr allgemein gehaltene Annahme läßt jedoch die eigenartige geographiſche Verbreitung unſerer Sage unerklärt, in der wir eine ſehr wichtige Erkenntnisquelle für das Alter der Sage beſitzen. Bereits eingangs wurde ausgeführt, daß die Sage auf Skandinavien, Finnland, das Baltikum, das ingwäoniſch beeinflußte Niederdeutſchland, den oſtdeutſch-weſtſlawiſchen Grenzraum und die Alpenländer beſchränkt iſt. Dieſer gewaltige Bereich iſt auch im Gebiete der volkstümlichen Sachgüter durch einheitliche Kulturmerkmale gekennzeichnet, die der nordgermaniſch-oſtgermaniſchen Kulturgemeinſchaft und der ſtarken oſtgermaniſchen Überſchichtung der Slawen ihr Daſein verdanken[2]). Es iſt von großer Bedeutung, daß die Schrätelſage in Oſtdeutſchland nirgends den alten Limes Sorabicus in weſtlicher Richtung überſchreitet, daß ſie in Niederdeutſchland auf Schleswig-Holſtein und das ingwäoniſch überſchichtete Harzgebiet beſchränkt iſt[3]); für Süddeutſchland wird die Schrätelſage ausſchließlich in den oſtgermaniſch-ſlawiſch vorbeſiedelten Oſtalpen und in den oſtgermaniſch durchſetzten Weſtalpen und ihrem Vorlande belegt. Auch das niederländiſche Bruchſtück vom Bären Wiſſelau gehört einem ingwäoniſch beeinflußten Gebiete an. Dieſe planvolle Beſchränkung unſerer Sage auf

Und jodelnd ſich die Weiber drehn,
Da mögen ſie nicht ſtille ſtehn;
Sie treten ein an ihrem Platze,
Raſch faſſen Pätſchchen ſich und Tatze,
Sie ſtapfen mit ohn Unterlaß
Und brummen in vergnügtem Baß.
Man ſtaunt und lacht, auch wenn die Tatzen
Mal hin und wieder unſanft kratzen."

[1]) Grimm, J., Deutſche Mythologie I, 396; Bolte, J., Ztſchr. d. Ver. f. Vde. 33 (1923), 34; Höttges, B., Die Sage vom Rieſenſpielzeug (1931), S. 63.

[2]) Vgl. Schier, Br., Hauslandſchaften und Kulturbewegungen im öſtlichen Mitteleuropa (1932), S. 10ff.

[3]) Vgl. Schier, Br., Zur Löſung der Speicherfrage = Volkskunde-Arbeit. Feſtſchrift für Otto Lauffer, S. 151 f. und Germaniſche Grundlagen der deutſchen Volkskultur = Neue Jahrbücher für Wiſſenſchaft und Jugendbildung 11 (1935), 6. Heft.

Digitized by Google

nordgermanisch-ingwäonisch und ostgermanisch-slawisch vorbesiedeltes Gebiet kann unmöglich ein Spiel des Zufalls oder das Ergebnis einer willkürlichen Sagenwanderung des 12./13. Jahrhunderts sein, sondern muß in eine Zeit zurückreichen, in der die kulturelle Verwandtschaft dieser Gebiete begründet wurde, in die Zeit der ostgermanischen Wanderungen.

Wenn man in dem Auftreten des Eisbären einen jungen, durch die Zeitereignisse und das Motivierungsbedürfnis des Dichters bedingten Zusatz erkennt, dann enthält die Sage nichts, was diesem hohen Alter widersprechen könnte. Denn auch die Hauskatze beginnt sich bereits in der frühen Völkerwanderungszeit im nördlichen Europa zu verbreiten, wo überdies die Wildkatze seit der Steinzeit heimisch war und als Lieblingstier der Freija für würdig erachtet wurde, den Wagen der Göttin zu ziehen. Ed. Hahn hält es für möglich, daß die nordeuropäische Wildkatze bereits in vorgeschichtlicher Zeit gezähmt und als Hausgenosse gehalten wurde[1]). Jedenfalls wird die germanisch-keltische Bezeichnung der Wildkatze auf die aus dem Süden vordringende Hauskatze übertragen und sogar von den Römern übernommen, die das seit dem 4. Jahrhundert belegte Wort in der mittellateinischen Form cattus verwenden und nach dem Orient weitergeben[2]). Wenn sich auch Slawen und Litauer mit altslawischem kotъ und litauischem katẽ zu der gleichen Grundform bekennen, dann müssen Wort und Sache in alteuropäische Zeit zurückreichen. Während die nördliche Verbreitungsgrenze der Wildkatze heute im Harz und Teutoburger Wald verläuft, lassen vorgeschichtliche Knochenfunde darauf schließen, daß sie einst auch ganz Dänemark und Südschweden umfing[3]). Selbst im südlichen Skandinavien waren also die sachlichen Voraussetzungen zur Ausbildung der Schrätelsage frühzeitig gegeben.

In Übereinstimmung mit früheren Forschern sehe ich im südlichen Skandinavien das Ursprungsland unserer Sage, die sich hier vor der Abwanderung der Ostgermanen in ihren Grundzügen ausgebildet hatte. Auf nordische Abkunft deutet auch die Etymologie des Wortes „Schrat", „Schrätel" und seine Nebenform „Schratz", „Schrätzel" hin, die nicht im Westgermanischen, sondern in altnordisch skrati, skratti „Geist, Gespenst", in isländisch vatnsskratti „Wassergeist" ihre nächsten Verwandten finden[4]). Durch die Ostgermanen wurde der Sagenstoff auf die Slawen übertragen, die ja auch in zahlreichen anderen Kulturmerkmalen von ostgermanischer Eigenart abhängig sind[5]). Es ist von großer Bedeutung, daß das nordische Wort „Schrat" als Lehnwort im Polnischen (skrzat, skrzatek, skrzot), im Slowakischen (škrata, škriatek), im Tschechischen (skřítek, alttschech. škrietek), im Slowenischen (škrat, škratec) und im Kroatischen (škrapec) weiterlebt und einen Hausgeist,

[1]) Reallexikon der Vorgeschichte 6 (1926), 245.
[2]) Hehn, V., Kulturpflanzen und Haustiere, 7. Aufl. (1902), S. 456—469; Schrader, O., Reallexikon, 2. Aufl., I (1923), S. 562—566.
[3]) Vgl. Brehms Tierleben. Kleine Ausgabe 1922, IV, S. 350.
[4]) Vgl. Grimm, J., Mythologie I, 447, DWB 9, 1649; Mogk, E., in Pauls Grundriß III (1900), 269.
[5]) Vgl. Schier, S. 23 und passim.

Digitized by Google

bei den Tſchechen und Kroaten überdies einen Waldgeiſt bezeichnet[1]). Die weite Verbreitung des Lehnwortes deutet darauf hin, daß ſeine Übernahme vor der Abwanderung der Südſlawen, alſo in gemeinſlawiſcher Zeit erfolgte, wenn auch aus lautlichen Gründen eine ſpätere ſelbſtändige Übernahme bei den einzelnen ſlawiſchen Stämmen denkbar bleibt[2]). Obwohl der Ausdruck škrietek bereits in den drei älteſten alttſchechiſchen Vokabularien (14. Jahrhundert) begegnet, ſtellt Zibrt feſt, daß er über dieſen für ſlawiſche Verhältniſſe ſehr frühen Beleg in eine noch viel ältere Zeit zurückreiche[3]). Wie ſo mancher andere Sagenſtoff[4]) breitete ſich auch die Schrätelſage durch nord- und oſtgermaniſche Vermittlung zu den Slawen aus und es iſt wohl in der Lückenhaftigkeit der ſlawiſchen Sammlungen begründet, wenn bislang nicht weit mehr ſlawiſche Faſſungen unſerer Sage zum Vorſchein gekommen ſind. Zu den Belegen bei den Weſtſlawen, die meiſt dem deutſch-ſlawiſchen Grenzgebiet angehören, geſellt ſich noch ein großruſſiſcher Beleg aus dem Gebiete von Perm, der trotz ſtarker Umbildung alle Grundzüge der Schrätelſage deutlich erkennen[5]) und vermuten läßt, daß es zwiſchen den weſtſlawiſchen Faſſungen und dem großruſſiſchen Beleg noch ſo manche bisher unaufgezeichnete Zwiſchenglieder gibt.

Aus der geographiſchen Lagerung der oſtdeutſchen Belege muß man ſchließen, daß der oſtdeutſche Siedler erſt durch ſlawiſche Vermittlung mit dem nord- und oſtgermaniſchen Sagenſtoff bekannt wurde. Dieſe Vermittlerrolle der Weſtſlawen iſt für das oſtdeutſche Kulturwerden kennzeichnend und konnte bislang im Bereiche des Hausbaues und der Namengebung durch zahlreiche Beiſpiele belegt werden. So gelangt etwa die nord- und oſtgermaniſche Zwiehofanlage, die Vorhalle und das hochentwickelte Speicherweſen durch ſlawiſche Vermittlung in den deutſchen Oſten[6]); der Name der oſtgermaniſchen Silinger wurde über ſlawiſch Slęzъ zu deutſch „Schleſier“ und der Name der oſtgermaniſchen Burgunder lebt über ſlawiſch Bargęda in dem häufigen oſtdeutſchen Familiennamen Bargenda, Bargander u. a. weiter[7]). Im Bereich der Alpenländer ſtoßen die öſtlichen Merkmale und mit ihnen unſere Sage beſonders weit nach dem Weſten vor. Öſtlich des Toblacher Feldes iſt in ihnen eine Folge der ſlawiſchen Vorbeſiedlung, weſtlich davon aber eine unmittelbare Nachwirkung oſtgermaniſcher Siedlerreſte zu ſehen, die in jüngeren

---

[1]) Vgl. Máchal, H., Nákres slovanského Bájesloví, Prag 1891, S. 104—106; Zibrt, Č., Skřítek v lidovém podání staročeském = Knihovna Českého Lidu I (1891) passim; Niederle, L., Slovanské Starožitnosti. Oddíl kulturní, Teil 2, Bd. 1, Prag 1916, S. 43 Anm. 1, S. 46f.; Karlowicz, J., Germaniſche Elemente im ſlawiſchen Mythus und Brauch = Archiv für Religionswiſſenſchaft 3 (1900), S. 184—193.

[2]) Für Entlehnung im 9. Jahrhundert ſetzt ſich Schwarz, E., Die germaniſchen Reibelaute (1926), S. 23 ein, wo allerdings poln. skrzot überſehen wird.

[3]) Zibrt, S. 4: Patrně název sahá do dob starších, než teprve byl od slovníkářů zapsán, do dob dávných.

[4]) Z. B. die Sage vom Rieſenſpielzeug; vgl. Höttges, B., S. 74ff.

[5]) Zelenin, D., Velikorusskija skazki Permskoj gubernii (1914), S. 214, Nr. 25.

[6]) Schier, S. 23 paſſim.

[7]) Vgl. Vasmer, M., Der Burgundername bei den Weſtſlawen = Sitzungsberichte der preuß. Akademie der Wiſſenſchaften. Phil.-hiſt. Klaſſe (1933), S. 197—206.

Digitized by Google

Arbeiten zur Mundartkunde[1]), Namenkunde[2]) und Hausforschung[3]) immer deutlicher hervortreten. In sagenkundlicher Hinsicht scheint die Geschichte vom kalten Schlag der Schmiede, welche besonders in Tirol, Bayern, Schwaben und dem Elsaß verbreitet ist[4]), mit den Goten aus dem Osten eingewandert zu sein[5]) und eine moderne Untersuchung der Schweizer Stammessage, die nordische Erinnerungen festhält, könnte der neuen Forschungslage in stärkerem Maße als die weit zurückliegende Arbeit von Vetter gerecht werden[6]). Die Tatsache, daß die hochdeutschen Schrätelsagen einer zweifachen Wurzel entstammen (unmittelbare Nachwirkung ostgermanischer Überlieferung in den Westalpenländern und slawische Vermittlung in Ostdeutschland) wirft auch ein überraschendes Licht auf das Nebeneinander der verschobenen und unverschobenen Formen: Schrat (ahd. scrato), Schrätel (mhd. schretel), Schratz (ahd. scraz), Schrätzel (mhd. schrezlîn). Es ist nicht ausgeschlossen, daß „Schratz" ein durch die Ostgermanen nach Südwestdeutschland gelangtes *skrato (an. skrati) fortsetzt, während „Schrat" nach Abschluß der Lautverschiebung gleichzeitig mit dem Sagenstoff von den Slawen rückentlehnt wurde. Im übrigen soll die sprachliche Seite unseres Problems an einer anderen Stelle in einem größeren Rahmen untersucht werden.

Ein kurzer Rückblick über das bisher Gehörte ergibt für die Geschichte unserer Sage folgendes Bild: Ihre Grundzüge wurden im Zeitalter der nordgermanisch-ostgermanischen Kulturgemeinschaft ausgebildet und über Skandinavien, Finnland und das Baltikum ausgebreitet. Gleichzeitig mit anderen nordischen Kulturmerkmalen gelangt die Sage durch ingwäonische Stammesteile ins Harzgebiet; ihr Motiv vom hilfreichen Bären taucht als Sage vom Bären Wisselau in dem ingwäonisch überschichteten Küstengebiet der Niederlande auf. Im östlichen Mitteleuropa wird die Sage von ostgermanischen Stämmen auf die Slawen übertragen und mit anderen ostgermanischen Merkmalen bis in die Westalpen und ihr nördliches Vorland verpflanzt. In einem für Ostdeutschland kennzeichnenden Austauschvorgang geht die ostgermanische Sage von den Slawen zu den ostdeutschen Siedlern über, bei denen sie eine vollendete künstlerische Gestaltung in der mittelhochdeutschen Verserzählung vom Schrätel und Wasserbären empfängt. Dieses auf volkstümlicher Überlieferung aufgebaute Gedicht, das nur in der Ausmalung des Eisbärengeschenkes einem höfischen Gesprächsstoff der Zeit Rechnung trägt, hat rückwirkend zu einer besonderen Zusammenballung der volkstümlichen Sagenbelege im östlichen Mitteldeutschland geführt.

---

[1]) Frings, Th., Germania Romana (1932), S. 13, 31f.

[2]) Z. B. wird jetzt der südtirolische Ortsname Gossensaß auch aus lautlichen Gründen als Gotensitz gedeutet: Steinhauser, W., Schriften des Instituts für Statistik der Minderheitsvölker V (1926), S. 27, und Much, R., Anz. f. d. Altertum 54 (1935), S. 7.

[3]) Schier, S. 11ff. und passim.

[4]) v. d. Leyen und Höttges, Lesebuch der deutschen Volkssage (1933), S. 158.

[5]) Vgl. Olrik, A., Ragnarök (1922), S. 281, 287ff.; v. d. Leyen, Fr., Der gefesselte Unhold = Prager Deutsche Studien 8 (1908), S. 3.

[6]) Vetter, F., Über die Sage von der Herkunft der Schwyzer und Oberhasler aus Schweden und Friesland = Festschrift der Universität Bern zur 400-Jahresfeier der Universität Upsala, Bern 1877.

Digitized by Google

Wie alle früheren Vermutungen über Herkunft und Alter der Schrätelsage muß auch das hier gezeichnete Bild zunächst nur eine Annahme bleiben. Die frühere Forschung baute ihre Schlüsse vorwiegend auf das Motiv des Eisbärengeschenkes auf, dessen historische Grundlage sie in dem Zug des Isländers Audun vom Jahre 1061 sah; dieses Motiv aber ist für den Verlauf der Sage völlig belanglos und wird, abgesehen von der mittelhochdeutschen Verserzählung, nur von einer einzigen norwegischen Sage berichtet. Unsere Annahme dagegen sieht in der geographischen Lagerung der Sagenbelege eine sehr wichtige Quelle der Sagengeschichte; sie stellt fest, daß die Schrätelsage nur in Gebieten bekannt ist, die nordgermanisch-ingwäonisch und ostgermanisch-slawisch vorbesiedelt oder überschichtet sind. Die Ausbreitung unserer Sage muß also jener frühen Zeit der ostgermanischen Wanderungen angehören, welche auch die Übereinstimmung dieser Gebiete in mundartlichen und namenkundlichen, in haus- und flurkundlichen Merkmalen schuf. Wenn auch die verschiedenen Landschaften und Jahrhunderte der Sage ihre eigenen Lieblingsgestalten und -vorstellungen einverleibten, so blieb doch in dem gesamten skandinavisch-osteuropäisch-alpenländischen Kulturbereiche ihr einheitlich-altertümliches Grundgefüge gewahrt. Die Untersuchung der Schrätelsage bestätigt die Überzeugung Friedrich von der Leyens, daß die deutsche Sagenforschung von der geographischen Methode noch wertvolle Aufschlüsse zu erwarten hat[1]); wenn man dabei nach ganzheitlicher Auffassung im einzelnen das Ganze suchen wird, dann werden diese Betrachtungen kleinster Einzelfragen auch unserer wachsenden Einsicht in den Aufbau der deutschen Volkskultur förderlich sein.

„Im Volksleben ist nichts klein, was aufs Ganze, auf den geistigen Gehalt des Volkstums zielt" (W. H. Riehl).

Anhang

Das folgende Verzeichnis wurde vor allem unter Zuhilfenahme der Literaturangaben angefertigt, die Johannes Bolte in den Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen 4 (1930), S. 173 Anm. 13 und in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 33 (1923), S. 36f. und R. Th. Christiansen in der Abhandlung Kjaetten paa Dovre = Videnskapsselskapets Skrifter II Hist. fil. Kl. 1922 Nr. 6, S. 9—19 geboten haben.

Thüringen: 1. Sonneberg (Bettelhecker Mühle): Schleicher, A., Volkstümliches aus Sonneberg im Meininger Oberlande (1858), S. 76. — 2. Schwanditz bei Altenburg: Kuhn-Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche (1848), S. 203, Nr. 252, 2; von Geyer, M., Osterlandsagen (1901), S. 156, Nr. 132 und Anm. auf S. 194 wird die gleiche Sage für Remsa bei Altenburg berichtet. — 3. Remsa bei Altenburg: Eisel, R., Sagenbuch des Vogtlandes (1871), S. 53, Nr. 119. — 4. Dorf bei Gera: Eisel, R., S. 53 Nr. 119 Anm.

Nordgau: 5. Berneck: Panzer, Fr., Beitrag zur deutschen Mythologie (1848—55), 2, S. 160.— 6. Neuenhammer: Schönwerth, Fr., Aus der Oberpfalz, Sitten und Sagen (1857—59), 2, S. 187.

Obersachsen: 7. Buchholz: Meiche, A., Sagenbuch des Königreiches Sachsen (1903), S. 445, Nr. 583. — 8. Bischofswerda: Meiche, A., S. 376, Nr. 496. — 9. Großenhain: Sieber, Fr., Sächsische Sagen (1926), S. 180f., 332. — 10. Zschorna: Wolkenschiff, hrsg. von der Junglehrer-Arb.Gem. Bautzen-Nord, Bogen 9. — 11. Ehrenfriedersdorf bei Annaberg: Kirchner, V., Mitt. d. Ver. f. sächs. Volkskunde 5 (1909—11), S. 355 = Bolte, J., Zschr. d. Ver. f. Vde. 33 (1923), 36, aus einer alten um 1700 geschriebenen Chronik stammend.

[1]) v. d. Leyen, Fr., Die Volkssage = Spamer, A., Deutsche Volkskunde (1935) I, 209.

Digitized by Google

Lausitz: 12. Betschau: Beckenstedt, E., Wendische Sagen, Märchen und abergläubische Gebräuche (1880), S. 195, Nr. 33 = Kühn, E., Der Spreewald und seine Bewohner (1889), S. 111. — 13. Burg: v. Schulenburg, W., Wendische Volkssagen (1880), S. 122. — 14. Schleife v. Schulenburg, W., Wendisches Volkstum (1882), S. 59 = Peuckert, W. E., Schlesische Sagen (1924), 215. — 15. Wittichenau: Časopis Maćicy serbskeje 47 (1894), S. 98 = Černý, A., Mythiske bytosće lužiskich Serbow (1898), S. 278, Nr. 135—136.

Schlesien: 16. Frauendorf: Kühnau, R., Schlesische Sagen (1910ff.) 2, S. 222, Nr. 858 = Haupt, K., Sagenbuch der Lausitz (1862), S. 52, Nr. 49. — 17. Woitz bei Ottmachau: Kühnau, R., 2, S. 242, Nr. 885. — 18. Jakobowitz (Jakubovice): Kubín, J., Povídky Kladské (1909) 1, S. 53, Nr. 24. — 19. Scharfenberg (Bostrá Hora): Kubín, J., 1, S. 129, Nr. 66. — 20. Sohrau: Kühnau, R., 2, S. 305, Nr. 925, 6 = Wahner, Mitt. d. schles. Ges. f. Vde. 5 (1903), 57.

Galizien: 21. Dziekanovice bei Krakau: Udziela, S., Świat nadzmysłovy Ludu Krakowskiego = Wisła 12 (1898), 177, Nr. 62. — 22. Biskupice bei Wieliczka: Ebenda. Wisła 12, 177 Anm.

Sudetenländer: 23. Moldautein: Vernaleken, Th., Mythen und Bräuche des Volkes in Österreich (1859), S. 180, Nr. 12 = Grohmann, V. J., Sagen aus Böhmen (1863), S. 158. — 24. Leitmeritz: Kern, J., Leitmeritzer Gau (1922), S. 90. — 25. Jeschkengebiet: Taubmann, J., Märchen aus Nordböhmen (1887), Nr. 32. — 26. Oschitz: Mitteilungen des nordböhmischen Exkursionsklubs 7, 240f. = Peuckert, W. E., Schlesische Sagen (1924), S. 215, 315. — 27. Braunauer Ländchen: Kühnau, R., 2, S. 345, Nr. 948. — 28. Ostböhmen: Langer, J., Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen 8, S. 63, Nr. 156. — 29. Riesengebirge: Sedlaček, F. A., Märchen und Sagen aus dem Riesengebirge (1878), S. 76. — 30. Eipel (Upice): Český Lid 5, 73. — Plan: Die Sage bei Urban, M., Mitt. d. Ver. f. Geschichte der Deutschen in Böhmen 23 (1885), S. 300. „Das graue Männchen", auf welches Bernt, A., S. 167 verweist, gehört nicht in den Bereich der Schrätelsagen, sondern ist eine kennzeichnende Teufelsbündnersage. — 31. Iglau: Sedlaček, F. A., Volksmärchen und Sagen aus Groß-Meseritsch und Iglau (1879) 1, S. 30. — 32. Einoth: Vernaleken, Th., S. 182, Nr. 13. — 33. Mähren: Kosch, M., Deutsche Volksmärchen aus Mähren (1898), S. 103.

Karpatengebiet: 34. Fundstollen in der Deutsch-Probener Sprachinsel: Nr. 2014 aus der bisher ungedruckten Sagensammlung von Alfred Karasek, Wien: „Ein Wassermann hat in einer Mühle herumgegeistert. Bei der Nacht hat sich der Müller nicht mehr getraut zu mahlen. Wo das war, weiß ich nicht. Einmal ist einer ins Quartier gekommen zu ihm mit einem Bären. Der hat den Wassermann geschlagen und zerkratzt. Von jetzt ist der Wassermann nicht mehr gekommen. Später einmal in der Nacht hat der Wassermann den Müller getroffen auf der Brücke und will ihn hereinziehen ins Wasser, fragt aber: „Hast du die große Katze noch?" „Ja, sie kommt hinten nach, sie hat inzwischen 5 Kinder bekommen!" Da ist der Wassermann davongeloffen." — 35. Hedwigshau in der Deutsch-Probener Sprachinsel: Nr. 880 der ungedruckten Sammlung von Karasek: „Wassermann (in Pferdegestalt) und Bär in der Mühle."

Übriges Ostdeutschland: 36. Belzig: Engelien, A. und Lahn, W., Der Volksmund in der Mark Brandenburg (1868) 1, S. 21, Nr. 11 = Lohre, H., Märkische Sagen (1921), S. 31, Nr. 57 = Neckel, G., Deutsche Sagen (1935) I, 138. — 37. Naugard: Blätter für pommersche Volkskunde 7, 14. — 38. Neddesitz auf Jasmund: Haas, Schnurren aus Rügen (1899), S. 80.

Norddeutschland: 39. Steenholt im Eiderstedtischen: Müllenhoff, K., Sagen, Märchen und Lieder der Herzogthümer Schleswig-Holstein und Lauenburg (1845), S. 257, Nr. 346 = Ranke, Fr., Die deutschen Volkssagen (1924), 2. Aufl., S. 206, 289. — 40. Eiderstedt: Eiderstedter Jahrbuch 2, S. 166. — 41. Gegend des Plöner Sees: Müllenhoff, K., S. 257, Anm. zu Nr. 346. — 42. Grund im Harz: Pröhle, H., Harzsagen (1886), S. 110. — 43. Hildesheim: Seifart, K., Sagen, Märchen, Schwänke und Gebräuche aus Stadt und Stift Hildesheim (1854—60) 2, S. 52, Nr. 36. — 44. Holzminden: Schambach, G. und Müller, W., Niedersächsische Sagen und Märchen (1855), S. 66, Nr. 91.

Süddeutschland; 45. Windischmatrei (Tirol): Zingerle, J. V., Sagen aus Tirol, 2. Aufl. (1891), S. 121, Nr. 194. — 46. Wangen (Tirol): Alpenburg, J. N., Deutsche Alpensagen (1861), S. 276, Nr. 291 (stark umgestaltet, doch mit allen wesentlichen Merkmalen). — 47. Setitsche bei Zell am Loibl (Kärnten): Graber, G., Sagen aus Kärnten (1914), S. 75, Nr. 87. —

Digitized by Google

48. Nöringgraben (Kärnten): Graber, G., S. 163, Nr. 208. — 49. Schwaben: Birlinger, A., Volkstümliches aus Schwaben (1861) 1, S. 135, Nr. 207.

Dänemark; 50. Hagenſtrup: Kriſtenſen, E. T., Danske Sagn (1892) I, 434, Nr. 1400. — 51. Ejſtrup: Kriſtenſen, E. T., I, 435f., Nr. 1401. — 52. Klemmensker (Bornholm): Kriſtenſen, E. T., I, 436, Nr. 1402. — 53. Nordfyen: Kriſtenſen, E. T., Efterslät (1890), S. 158. — 54. Snejbaerg: Kriſtenſen, E. T., Jyske Folkeminder (1881) 4, 312. — 55. Bornholm: Möller, J. P., Bornholm (1867), S. 26. — 56. Naeſtved (Rönnebäksholm): Grundtvig, Sv., Gamle Danske Minder i Folkemunde (1861) III, 91, 230. — 57. Fünen: Schaldemoſe, Fynske Sagn, S. 146. — 58. Herning (Jütland): Kriſtenſens handſchriftliche Märchenſammlung in der Dansk Folkemindesamling in Kopenhagen Nr. 809 und Sagenſammlung 1, 86 (vgl. Bolte, J., Zſchr. f. Vde. 33, 37).

Schweden: 59. Norrhult (Öſtergötland): Rääf, Ydre häräd (1859) I, 55 = Hofberg, Svenska Folksägner (1882), S. 109. — 60. Lykkegaarden (Veſtergötland): Tellander, Allmogelif i Vestergötland, S. 75. — 61. Norrhult (Småland): Wigſtröm, E., Folktro ock sägner från Skilda Landskap = Svenska Landsmålen VIII, 3, S. 53, Nr. 200. — 62. Schonen: Wigſtröm, E., ebda. VIII, 3, S. 52, Nr. 199. — 63. Volsjø (Schonen): Karlin, G., Svenska Landsmålen II, 9, S. 81, Nr. 33. — 64. Troldeborg: Kriſtenſen, E. T., Danske Sagn 1, 436, Nr. 1403.

Norwegen: 65. Dovre: Asbjörnſen, P. Chr. und Moe, J., Norske Folkeventyr, 5. Aufl. (1898/99), II, S. 156, Nr. 56. — Asbjörnſen, P. Chr., Norske Huldreeventyr og Folkesagn (1848) S. 83; vgl. Chriſtianſen, R. Th., Kjaetten paa Dovre 10—11. — 66. Lom: Chriſtianſen, R. Th., 10; Zeitſchrift Norden IV, 174. — 67. Bottem: Chriſtianſen, R. Th., 10. — 68. Sjaak: Kleiven, J., Segner fraa Vaagaa, S. 31. — 69. Valdres: Chriſtianſen, R. Th., 11. — 70. Nordre Aurdal: Norsk Folkeminnesamling (handſchriftlich): Asbjörnſen 8, 21; vgl. Chriſtianſen, R. Th., 11; Søegaard, J., Feldbygderne, S. 122; Bugge, S. und Berge, R., Norske eventyr og sagn (1909—1913) II, 24. — 71. Nes (Hallingdal): Norsk Folkeminnesamling, J. Moe 12, 3; Chriſtianſen, R. Th., 12. — 72. Hemſedal: Ebda., Variante F, S. 9. — 73. Hol: Nielſen, Søgnir fraa Hallingdal, S. 46; Mehlum, A., Hallingdal og Hallingen, S. 416. — 74. Numedal: Flatin, T., Gamalt fraa Numedal I, 30. — 75. Telemarken: Chriſtianſen, R. Th., 13. — 76. Kviteseid: Norsk Folkeminnesamling: H. J. Aal 2, 1. — 77. Brankadalen: Faye, Norske Folkesagn, S. 30. — 78. Skaffe (Telemarken): Norsk Folkeminnesamling, J. Moe 35. — 79. Grungedal: Skar, J., Gamalt Sogur ur Saetesdal (1913—15) 1, 188. — 80. Valle (Säterdalen): Skar, Ebda. III, 13. — 81. Övrebö, Chriſtianſen, R. Th., 14. — 82. Aaſeral: Skar, Ebda. V, 198. — 83. Fjotland: Chriſtianſen, R. Th., 15. — 84. Liknes: Storaker und Fugleſtvedt, Folkesagn, S. 40, Nr. 52. — 85. Kvinesdal: Chriſtianſen, R. Th., 15. — 86. Öislebö: Ebda. 15. — 87. Hitterö: Storaker und Fugleſtvedt, S. 10, Nr. 2. — 88. Heskeſtad: Folkeminnesamling: Storaker, Moe 99, 68. — 89. Sogndal: Faye VI, 12, S. 169. — 90. Hjelmeland: Chriſtianſen 16. — 91. Sand (Ryfylke): Ebda. 16. — 92. Vikedal: Ebda. 16. — 93. Kvinherred (Hordland): Haukenaes, Th. S., Natur, Folkeliv etc. 6, S. 255. — 94. Etne: Norsk Folkeminnesamling: Moe 43, 132. — 95. Haalandsdalen: Haukenaes, Ebda. IX, S. 292. — 96. Lindaas: Chriſtianſen 17. — 97. Ulvik: Haukenaes III, 177. — 98. Granvin: Chriſtianſen 17. — 99. Aardal: Norsk Folkeminnesamling: Moe 39, 28. — 100. Baleſtrand: Ebda. 39, 23. — 101. Kvamsöy: Sande, O., Fraa Sogn 2, 49. — 102. Nordre Bergenhus: Aaſen, J., Norske Ordsprog 209. — 103. Flekke (Sondfjord): Norsk Folkeminnesamling: Moe 100, S. 74. — 104. Kvam (Gudbrandsdalen): Dölen (1869) VI, Nr. 74. — 105. Nordfjord: Thoreſen, M., Billeder fra Vestkysten (1872), S. 193. — 106. Söndmör: Norsk Folkeminnesamling: Aaſen I, Nr. 3. — 107. Frei: Norsk Folkeminnesamling: Largſet IV (1916), S. 187. — 108. Huſtad: Ebda. VI (1918), S. 205. — 109. Selbu (Trondhjem): Sand, P., Segner og historier fra Selbu (1898), S. 37. — 110. Sparbu (Trondhjem): Braſet, R., Holldraøventyr, S. 55.

Finnland: Die meiſten finniſchen Faſſungen der Schrätelſage ſind nur in handſchriftlichen Sammlungen vorhanden, die Aarne, A., Finniſche Märchenvarianten = FFC 5 (1911), S. 111, Nr. 1161 verzeichnet; Literaturvermerke bei Krohn, K., Suomalaisia kansansatuja I (1886), 404. Nach Aarne 111 ſind aus folgenden finniſchen Landſchaften handſchriftliche Belege der Schrätelſage vorhanden: 111. Eigentliches Finnland (Varsinais Suomi); 112. Satakunta; 113. Nyland; 114. Mitteltavaſtland; 115. Südtavaſtland; 116. Südſavolax; 117. Nord-

Digitized by Google

savolax; 118. Ostkarelien; 119. Nordkarelien; 120. Südösterbotten; 121. Mittelösterbotten. Ein Verzeichnis der Sagenfassungen bei den schwedischen Bewohnern Finnlands hat Hackman, O., Katalog der Märchen der finnländischen Schweden = FFC 6 (1911), S. 21, Nr. 1161 geboten; er verweist hier auf die Fassungen in dem Sammelwerk Nyland II, 6, VI, 74. Hackman, O., Finlands Svenska Folkdiktning (1917) I, A Sagor 2, 39, Nr. 213, 1—5 gibt Auszüge aus Bygdeminnen 2, 15, 18, 20.
Estland: 122. Pernau: Aarne, A., Estnische Märchenvarianten = FFC 25, 76, Nr. 1161. — 123. Fellin: Ebda. — 124. Dorpat: Ebda. — 125. Werro: Ebda. — 126. Ljutziu: Ebda. — 127. Oru: Eisen, M. J., Koeraakoonlased (1895), S. 39; Eisen, M. J., Rahwaraamat 5 (1895), 38, Nr. 17; Eisen, M. J., Hans ja wanapagan (1920), S. 66, Nr. 61; Kallas, Verhandl. d. Estnischen Gesellschaft 20, 193, Nr. 70.
Rußland: 128. Perm: Zelenin, D., Velikorusskija skazki Permskoj gubernii (1914), S. 214, Nr. 25.

Multum adhuc restat operis multumque restabit; nec ulli praecludetur occasio aliquid adhuc adiciendi. Seneca

Nordböhmische Krippenkunst

Von R. Rudolf, Bischdorf bei Löbau

Mit 3 Abbildungen im Text

1. Die Ausbreitung der Krippenkunst im sächsischen-nordböhmischen Grenzgebiet

Die wundervollen Krippenberge oder Weihnachtspyramiden in den stillen Erzgebirgsdörfern sind weithin bekannt. Beinahe unbekannt ist die Krippenpflege in den sächsischen Grenzgebieten der Südlausitz, in Ostritz, Leutersdorf, Sohland a. d. Spree, Schirgiswalde und weiterhin in Bautzen und anderen Orten. Sie drang unmittelbar von der katholischen Bevölkerung Nordböhmens zu uns herüber und erfaßt hier nicht nur Katholiken, sondern auch Protestanten.
Es ist erstaunlich, wie sich die Krippenpflege im Böhmischen Niederlande ausgebreitet hat. Viele Menschen schnitzeln und basteln dort während der langen Winterabende aus Liebhaberei, zum Zeitvertreib und, bei den schlechten wirtschaftlichen Verhältnissen, auch zum Broterwerb. Wer glaubt, in unserer Zeit stürbe der Drang des Volkes zum Gestalten aus, gehe zu unseren Krippenfreunden nach Nordböhmen! Hier denkt der einfache Mann das ganze Jahr an seine Weihnachtskrippe, und besonders im Advent packt jeden frischer Schaffensdrang. Freiwillige Arbeitsgemeinschaften bilden sich und bringen große Opfer für die edle Krippenkunst. Gern erinnere ich mich des Sommers und Herbstes 1932, als ich oft unter den nordböhmischen Krippenfreunden weilte und sie unermüdlich an der herrlichen Krippe für die Schluckenauer Erzdekanalkirche arbeiten sah. Der schönste Grundsatz für alle Beteiligten war, unentgeltlich mitzuhelfen. So entstand unter der Führung des Spittelvaters Metzner das prächtige Werk, das schon zur Weihnachtszeit 1932/33 Tausende der Besucher erbaute und zu andachtsvollem Gebet ermahnte. Sollte jemand Gelegenheit haben, während der Weihnachtszeit (die Krippen werden frühestens am 2. Februar — Mariä Lichtmeß — abgebrochen) im Böhmischen Niederlande zu weilen, eine Krippenfahrt würde sich für Grenzbewohner sehr lohnen, so besuche man nicht nur die Kirchen-

Digitized by Google

krippen, sondern auch die Hauskrippen! Allein in Schluckenau finden wir jedes Jahr über 50 sehr schöne Hauskrippen aufgestellt. Auch in Rumburg, Ehrenberg, Zeidler, Georgswalde gibt es viele. Ja, wir treffen in Nordböhmen kaum einen größeren Ort an, der nicht zahlreiche Krippen aufweist! Man staunt über den hohen Wert, der bei der beispiellosen Armut der Bevölkerung oft allein in dem Figurenreichtum steckt. Die Feinheiten in der Durchführung geben uns zu erkennen: Diese ausgeprägte Krippenpflege kann nicht während der letzten Jahre entstanden sein, sie muß eine lange Tradition hinter sich haben.

2. Formen und Aufbau der nordböhmischen Hauskrippe

a) Der orientalische Stil der Krippe

Im Unterschied zu zahlreichen erzgebirgischen Weihnachtskrippen im Heimatstil finden wir in Nordböhmen den orientalischen Stil. Nur einige „bewegliche Mischkrippel" zeigen deutsche Häuschen neben orientalischen Bauten. Früher gab es mehr Mischkrippen, die fast alle Figuren aufwiesen, die durch ein Uhrwerk bewegt wurden, sie hießen kurz „bewegliche Krippel". Es ist schade, daß man in Nordböhmen so einseitig die orientalische Krippe pflegt, obwohl in verschiedenen Gegenden Deutschlands, in Österreich und Italien die Heimatkrippen gegenüber den orientalischen noch heute überwiegen. Welch herrliche Motive für die Grotte finden wir bei den Krippenfreunden am Rhein! Zerfallene Burgen und Schlösser, malerische Türme und Tore, alte deutsche Städte zieren ihre Darstellungen. In Bautzen fand vor einigen Jahren ein „Krippler" ein passendes Motiv aus seiner herrlichen mittelalterlichen Heimatstadt. Die Nicolairuine nahm die Krippe, Maria und Joseph und die drei Könige aus dem Morgenlande mit ihren Gaben auf. Man erblickte weiter Figuren mit bunten Stoffkleidchen in wendischer Tracht, einen wendischen Bauer, der seine Gaben auf einer Schubkarre fuhr, weidendes Vieh, das von Hirten bewacht wurde. Der gemalte Hintergrund zeigte Alt-Bautzen im Schneekleide. Das Ganze verkörperte also eine sehr schöne Heimatkrippe, die leider nur eine Ausnahme unter all den orientalischen Werken bildete.

Besonders stolz ist der Krippenfreund, wenn er in seiner Krippe orientalischen Stils Einzelheiten (Stall, Jakobsbrunnen, Grab der Rachel u. a. m.) genau so darstellt, wie es zur Zeit Christi gewesen sein soll. Anregungen hierfür geben ihm die Bibel, Beschreibungen und Bilder. Der orientalische Bau soll zur Andacht stimmen. Erbauer und Beschauer fühlen sich in längst entschwundene Zeiten zurückversetzt, in ein Land, das für die meisten — auch für die Krippenfreunde — ein Phantasieland ist und bleibt. Jeder wird es sich seiner Vorstellungskraft entsprechend ausmalen. Wie das Kind versucht, das vernommene Märchen in einer phantasiereichen Zeichnung festzuhalten, so zwang das Weihnachtsmysterium zahlreiche Menschen zum künstlerischen Gestalten in der orientalischen Krippe. Sei es auch nur ein zerfallener Stall, der die heilige Familie aufnimmt, je baufälliger und ungemütlicher um so besser. — Für die liebevolle Pflege der Krippe unter der nordböhmischen

Digitized by Google

Bevölkerung setzt sich der „Verein für Krippenpflege und Heimatkunst" tatkräftig ein. Mehrere Palästinapilger, darunter der unter Krippenfreunden bekannte Hintergrundmaler Neumann, Rumburg, lernten Land und Leute des Orientes kennen. Sie versuchten das Geschaute und die gewaltigen Eindrücke in ihrer Weihnachtskrippe festzuhalten. Sie nahmen für das Landschaftsbild, die Stadt, die Ruinen und Brunnen, die Tracht der Figuren, das Fremde zum Vorbild. Das Hauptgewicht legten sie auf die Veranschaulichung des Weihnachtsmysteriums. Aller unnötige Beirat, auch die Anachronismen, wie ihn die „beweglichen Krippel" aufweisen, mußte verschwinden. Nicht nur in Nordböhmen, sondern auch in den südlichen Gegenden

Aufnahme von Photograph Scharfen, Schluckenau

Abb. 1. Kirchenkrippe in Schluckenau

In der Mitte Geburtsgrotte mit zahlreichen Anbetungshirten und den drei Weisen aus dem Morgenlande, darüber Gloriaengel, links Hirtenfeld mit Verkündigungsengel, Schafherden und Hirten, rechts Bethlehem

Deutschlands kam die Heimatkrippe ins Wanken. Hier kämpften die Jerusalempilger Fugel, Elsner, Seisl und Sebastian Osterrieder durch ihre Werke für den orientalischen Stil, während Bachlechner von ihm nichts wissen mochte. Die orientalische Darstellung will die Weihnachtsereignisse in historischer und geographischer Richtigkeit zeigen. Land nud Leute sollen möglichst naturgetreu erscheinen. Auf den gemalten Hintergründen des Malers Neumann erkennen wir das geographische Bild des Orientes: Ruinen von Samaria und Jericho, Sinaigebirge, Tal Josaphat, Prophetengräber. Auf Hintergründen des Schnitzers und Malers Kümpfel (Schüler Neumanns) erblicken wir ein Hirtendorf, die Milchgrotte, neben den Ruinen von Samaria und dem Tale Josaphat den Berg Tabor, das Grab der Rachel, den See Genezareth, Sichem, den Kalvarienberg, Jerusalem, den Ölberg u. a. m.

Digitized by Google

Der plastische Bau muß in der Naturtreue dem Hintergrund entsprechen. So sehen wir Bethlehem als orientalische Stadt mit kastenartigen Häusern und Türmen, mit Kuppen und Zinnen. Palmen, Pinien, Koniferen, Zypressen, Kaktusgewächse, allerlei Sträußchen und Phantasieblumen beleben in buntem Farbton das Bild. Mit dem plastischen Aufbau, der zumeist von feinem Empfinden und größter Geschicklichkeit zeugt, und der Krippenlandschaft in der zauberhafteu Farbenpracht des Orientes, erreicht der geübte Krippenbauer eine bewundernswerte Tiefenwirkung, wozu die farbige Abstimmung der Weideflächen aus Moos und buntem Sägemehl wesentlich beiträgt. Typische Mauerreste an Wegen und Wiesen, halbzerfallene Brunnen und Ruinen dürfen nicht fehlen. In einer üppigen Vegetation verleiht das Volk seiner reichen Phantasie Ausdruck und stellt somit nicht nur öde Landschaftsstreifen des heutigen Palästina dar, sondern baut unbewußt das wohlgepflegte Land zur Zeit Christi, „das von Milch und Honig floß", wie die Hl. Schrift sagt.

Die Figuren bergen in ihren Gewändern, Haltungen, Gesten und in ihrer Farbgebung orientalische Sitte und orientalisches Leben (s. Abb. 1 u. 2!). Die Frauen tragen Wasserkrüge oder Körbe auf den Köpfen. Männer sehen wir in Beduinenkleidern. Menschen und Tiere werden zu lebensvollen Gruppen zusammengestellt. Karawanen lagern an Zisternen, die einzelnen Gestalten zeigen braungebrannte und mit Falten bedeckte Gesichter, farbenprächtige Gewänder, manche sind wiederum nur wenig gekleidet.

b) Der Aufbau der Krippe

Die meisten „Krippler" möchten außer der Grotte und einigen dürftigen Weideflecken auch die Gefilde Bethlehems nicht missen. Sie zimmern ein „Krippelbrett" von 2—20 qm Fläche, worauf sie ihre Krippe bauen. Auf dem Krippenbrett werden einige Stufen (Reste der früheren Stufenkrippe!) angebracht, die das Ansteigen des Geländes nach hinten ermöglichen, und der gemalte Hintergrund wird an die Zimmerwände geheftet. Nun wird die Geburtsgrotte von Bethlehem aufgestellt. Sie nimmt nicht immer die Mitte ein. Etwas erhöht und nicht zu nahe an den vorderen Rand des Brettes gerückt, wirkt sie an jeder anderen Stelle gut. Nach ihr richten sich alle übrigen Teile des Baues. Auf der einen Seite breitet sich gewöhnlich die Stadt aus, auf der anderen errichtet man einen bewaldeten Hügel oder Weideplätze für Schaf- und Ziegenherden. Stets beachten wir für unseren Aufbau die zwei Hauptbegebenheiten aus dem Evangeliumsbericht, die Geburt des göttlichen Kindes und die Verkündigung des Engels an die Hirten. So finden wir auf jeder größeren Krippe neben der Geburtsgrotte das Hirtenfeld mit dem Verkündigungsengel. Ein tief angelegtes Landschaftsbild ist für die örtlich voneinander getrennten Ereignisse unbedingt erforderlich. Die Hirten eilen von der Weide zur Höhle. Zwischen den beiden Stätten muß also ein geräumiges Gelände liegen (s. Abb. 1 Mitte links!). Die Weideplätze, auch das Hirtenfeld, sind durch Felsen, Mauerwerk, Bäume, Sträucher oder Hürden abgegrenzt. Wir achten weiterhin darauf, daß der plastische Bau in der Ebene des gemalten Landschaftsbildes fortgeführt wird. Es darf an der

Digitized by Google

Übergangsstelle kein Knick entstehen. Eine ausgeglichene Perspektive in den Figuren und im plastischen Bau verhilft zu einer guten Tiefenwirkung. Ebene Weideplätze gewinnen wir auf verschiedene Weise. Die einen füllen die Löcher zwischen den Felsgruppen, die auf den einzelnen Stufen des Unterbaues stehen, mit Lumpen, Papier und „rohem" Sägemehl an, andere schalen die Zwischenräume mit Holzbrettchen aus und legen Steinmoos darauf.

c) Der Ausbau der Krippe

Ist der Aufbau der Krippe in den wichtigsten Teilen festgelegt, so geht es an den Ausbau. Finden wir auf dem gemalten Hintergrund Jerusalem,

Aufnahme R. Rudolf

Abb. 2. Heilige Familie, geschnitzt von Josef Seifert, Schluckenau

so erkennen wir, wie nach Bethlehem hin der Pflanzenwuchs reicher wird. Der bunte Wechsel von saftigen Wiesen mit rötlichem, kieselreichem Boden verleiht dem Ganzen ein farbenprächtiges Bild. Dieses darf natürlich auch im plastischen Bau nicht fehlen. An abschüssigen Stellen beleben wir die Flächen mit Steinmäuerchen. Für das bunte Farbenspiel der Wiesenmatten verwenden wir fein ausgesiebtes Sägemehl von hartem Holz, das wir mit Braunschen Holzbeizen färben. Über 80 Farbtöne stehen mir für meine Krippe stets zur Hand. Für den Anfang genügen auch weniger Farben. Mit diesem Sägemehl lassen sich sehr hübsche, leuchtende Flächen erzeugen. In Süddeutschland stellt man mit ihm prächtige Blumenbeete zum Fronleichnamsfest her (z. B. in Freising). Besonders schwer fällt dem Krippenbauer das „Anschattieren" an den Hintergrund, da er stets bestrebt ist, den Übergang vom plastischen Bau zum gemalten Landschaftsbild unmerklich zu gestalten. Für die hellen Töne verwendet er weißen Baumwollstaub,

Digitized by Google

wie ihn Hertelt im Erzgebirge für seine Figuren benötigte. Bei anderen Krippenfreunden bilden die Matten Bethlehems schönes glattes Steinmoos, das in feuchten Wäldern die Steine mit einer dünnen Schicht bedeckt. Die Wege sind entweder durch „rohe" Sägespäne oder durch Lehmstreifen hervorgehoben. Viele „Krippler" Nordböhmens belegen ihren Bau erst mit Moos, um dann mit buntem Sägemehl zu schattieren.

Das Beleben der Flächen mit abwechslungsreichem Pflanzenwuchs stellt besonders hohe Ansprüche an die Erfindungskraft und den Phantasiereichtum des Krippenbauers. Buntes Strauchwerk hinter den Mauern und leuchtender Blumenschmuck auf ihnen verleihen dem Terrassengelände stets einen be-

Abb. 3. Die Heiligen drei Könige, geschnitzt von Anton Müller, Rumburg

sonderen Reiz (s. Abb. 1!). Zur Zeit Christi war ja der Pflanzenwuchs in Jerusalem weit üppiger, worauf die Namen Bethlehem (Haus des Brotes) und Ephrata (die Fruchtbare) hinweisen. Für die knorrigen Stämme der Bäume verwenden wir die Wurzeln durch Windbruch umgestürzter Kiefern und Fichten, auf die wir Strauchwerk stecken. Neben Heidekraut, Heidelbeerkraut, Wacholder, Schmielgras (für Zypressen!) finden wir Kakteen, die aus Kürbiskernen, Korkrinde, Leder oder Blei gefertigt sind. Gemalte und plastische Palmen (Stengel aus Masse, Blätter aus Leinwand) stehen in buntem Wechsel nebeneinander. Unter den Sträuchern und dem Gestrüpp erkennen wir Gewächse aus Hobel- und Schnitzspänen, die kleinblättrige Brautmyrthe und lebende Kakteen. Die Naturgewächse benetzen wir hin und wieder einmal mit Wasser oder stecken sie in ein Stückchen Kartoffel, dann halten sie sich lange frisch. Herrliche Gruppen stellen wir auf diese Weise zusammen.

Digitized by Google

Die „Architekturstücke", Häuschen der Stadt, Tore, Mauern und Brunnen schnitzen die meisten Krippenbauer selbst aus weichem Holz (Linde). Je besser die einzelnen Steine, der Putz an den Wänden, die Säulen und die reichen Verzierungen an den Stadthäuschen durch Schnitzereien herausgehoben sind, um so schöner wirkt das Ganze. Alles ist in frischen, leuchtenden Farben gehalten.

3. Krippenpflege ist Volkskunst

Die Krippenkunst ist Volkskunst; denn ihr Träger ist das Volk, und sie ist auch vom Volke geschaffen. Die Schnitzer, Maler und Krippenbauer entstammen keineswegs einer dünnen, intellektuellen Schicht von Kunstkennern. Die Krippe erfaßt alle Bevölkerungsschichten Nordböhmens. Die Nazarener Julius Schnorr von Carolsfeld und Josef Führich wirken mit ihren realistischen Darstellungen als Vorbilder für die nordböhmischen Volkskünstler. Die Schnitzer entnehmen zwar manche Vorlagen der Stilkunst vergangener Zeiten, jedoch kann man von einem sklavischen Nachahmen nicht sprechen, da sie sich bei ihren Meistern immer nur Anregungen holen. Sie wollen aus eigenem Drange und aus eigenem Lebens- und Vorstellungskreise heraus schaffen. Ohne die guten nazarenischen Vorbilder wäre die Krippenschnitzkunst niemals zu dieser Blüte gekommen. In fast allen christlichen Ländern ist die Krippenpflege verbreitet. Neben der Heimatkrippe finden wir oft die orientalische Krippe, aber auch ihr sind Eigenarten des Stammes aufgeprägt: Bald ist die Anbetung der Hirten, bald der Zug der hl. drei Könige stärker betont. Während die Nordböhmen und die Tiroler das schlichte Hirtenleben bevorzugen, ziehen die den Prunk liebenden Sizilianer den Königszug oder die Darstellung der grausigen Kindermörder vor.

Die großartige Krippensammlung Schmederers im Bayerischen Nationalmuseum, München, veranschaulicht in hervorragender Weise, wie das Volk für Kleinschilderungen eintritt, wie auch seine Freude am prunkenden Barockstil und an den Schnörkeln des Rokoko. Dieses Schmuckbedürfnis zeigen auch die nordböhmischen Krippen.

In den vom Wind durchwehten bunten Gewändern der Figuren mit ihren lebhaften Faltenwürfen (s. Abb. 2 u. 3!), in ihren ausdrucksvollen Haltungen und ihren köstlichen Gruppierungen, in der Farbenpracht des gemalten Hintergrundes und der plastischen Landschaft will sich die Fest- und Freudenstimmung der frommen und begeisterten Krippler ausjubeln.

Tönerne Bornkindel

Von Edgar Rudolph, Hainsberg

Mit 1 Abbildung im Text

Reinhard Müller bespricht in den Mitteldeutschen Blättern für Volkskunde 1934, 6. Heft, S. 208ff. die tönernen „Lausitzer Bornkinnel", die im Erdreich von Zittauer Vorstadtgärten gefunden wurden.

Solche tönerne Bornkindel befinden sich auch in der Sammlung des Sächsischen Altertumsvereins im Palais des Großen Gartens in Dresden (vom Gummersberg bei Zittau, von Löbau, von Lausa bei Dresden,

Digitized by Google

von Bauda bei Großenhain, von Tauscha bei Radeburg) und im Stadtgeschichtlichen Museum Leipzig (innerhalb der Stadtflur im Bauschutt gefunden).

Diese Bornkindel sind z. T. schon literarisch veröffentlicht worden. Schulz bespricht in den „Mitteilungen des Kgl. Sächs. Altertumsvereins von 1852, 6. Heft, S. 51" neben einer ihm gehörenden Figur die in der Sammlung des Vereins befindlichen Figuren. Er erkennt in den meiner Meinung nach älteren unbekleideten Figuren ganz richtig das Christuskindlein, irrt aber in der Bestimmung zweier mit einem langen Hemd bekleideten Jesulein, wenn er sie als „weibliche Figuren" anspricht. Die Christkindel haben entweder die Rechte segnend erhoben, während die Linke einen Apfel (Reichsapfel) hält, oder sie halten den Apfel mit beiden Händen auf dem Leib fest. Dieselben 8 Figürchen „von gebrannter Hafnererde" beschreibt von Eye in seinem „Führer durch das Museum des Kgl. Sächs. Altertumsvereins im Palais des Großen Gartens zu Dresden 1879", S. 7. Er hält sie für Kinderspielzeug und bringt sie mit gleichen Bildnereien der Römer in Verbindung, deren Anfertigung und Verbrauch über Gallien auch in die Länder diesseits des Rheins drangen. Von Eye meint, daß die Figürchen außer in Sachsen auch in anderen Gegenden Deutschlands nicht selten gefunden würden. Er hält die bekleideten Figürchen irrtümlich für „Puppen in der Tracht ihrer Zeit", die unbekleideten ganz richtig „als Christuskindlein mit dem Apfel oder der Weltkugel in den Händen". Gurlitt erwähnt in seiner „Beschreibenden Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler Sachsens" zwei mit Abbildungen versehene Christusfigürchen, im 24. Heft, 1904, S. 136 ein in Dresden-Cotta (beim Abstechen von Lehm in einer Ziegelei in 3 m Tiefe, unmittelbar dem Pläner aufliegend, was mich fast vermuten läßt, daß es aus irgendwelchen Gründen absichtlich vergraben wurde) gefundenes mir unbekannten Verbleibs und im 26. Heft, 1906, S. 69 das in der Sammlung des Altertumsvereins befindliche und schon oben erwähnte von Lausa bei Dresden. Diese letztere Figur will aber Gurlitt, entgegen der Annahme von anderer Seite, nicht als Christuskind ansprechen, weil er in einem offenbaren Preßfehler der Mundgegend eine ausgestreckte Zunge (!) erkennen will. Im übrigen vermutet auch er Verwandtschaft mit zyprischen Terrakotten[1]).

Abb. 1. Leipziger Bornkindel (Aufnahme d. Stadtgeschichtl. Museums, Leipzig)

[1]) Bei einem Besuch der Skulpturensammlung in Dresden fiel mir ein ägyptisches Tonfigürchen aus dem 4.—6. Jahrh. n. Chr. auf. Es zeigt eine Göttin; die Linke liegt mit gespreizten Fingern auf dem wohl gesegneten Leib, während die Rechte segnend erhoben ist.

Digitized by Google

Das im Stadtgeschichtlichen Museum zu Leipzig (Raum 1) befindliche und als „Votivfigur, Anfang 15. Jahrhundert" ausgezeichnete Bornkindel ist hier abgebildet. Es ähnelt in seiner Darstellung täuschend dem in Müllers obenerwähntem Aufsatz abgebildeten Zittauer Bornkindel mit fehlendem Kopf[1]). Dr. Schröder vom Leipziger Stadtgeschichtlichen Museum ist geneigt, das hier abgebildete Figürchen „wegen seiner Ordenstracht mit dem Dominikanerkloster in Leipzig" in Verbindung zu bringen, während ich in ihm — besonders in Hinsicht des Strahlenkranzes und der Weltkugel — ein mit einem Hemd bekleidetes Christuskind erkennen will. Als solches kann es aber keine Opferfigur, sondern nur ein verehrungswürdiges Schaustück sein, das aber scheinbar sehr oft den Charakter gefahrabwehrender und glückbringender Amulette annahm, die man gegen Beherxung und Krankheit gern bei sich trug oder zu Hause aufstellte.

Weitere vogtländische Bornkinnlfiguren

Von Dr. Ernst Pietsch, Plauen

Mit 1 Abbildung im Text

Die von Horst Henschel im 6. Heft des 9. Jahrganges der Mitteldeutschen Blätter für Volkskunde zusammengestellte Reihe vorhandener Bornkinnlfiguren kann noch ergänzt werden durch die Bornkinnlfigur von Rödersdorf bei Schleiz, über die ich vor kurzem im Vogtländischen Anzeiger, 1935, Nr. 5 berichtet habe. Robert Hänsel (Schleiz) teilte mir mit, daß sich in Rödersdorf bei Schleiz auch noch eine Bornkinnlfigur befinden soll. Meine Anfrage bei Pfarrer Pfeiffer (Rödersdorf) bestätigte die Richtigkeit dieser Annahme. Die Rödersdorfer Kirche besitzt eine Bornkinnlfigur, die mit Sockel 55 cm, ohne Sockel 40 cm hoch und sehr gut erhalten ist. In der linken Hand hält sie die mit einem Kreuz geschmückte Weltkugel, während sie die rechte, wie üblich, segnend erhebt. Eine Gewandung ist nicht mehr vorhanden, auch ist die Bezeichnung „Bornkinnl" für diese Figur in Rödersdorf unbekannt. Bis jetzt stand sie in der Weihnachtszeit immer im Taufstein. Von nun an wird sie aber, wie mir Pfarrer Pfeiffer mitteilt, in den Weihnachtswochen auf dem Altar aufgestellt werden.

Da die Arbeit Henschels möglichste Vollständigkeit erstrebt, muß noch auf die zwei Hofer Bornkinnlfiguren hingewiesen werden, von denen die jüngere 1608 gestiftet und zum ersten Male Weihnachten 1608 auf den Altar der Hofer Hauptkirche St. Michael gesetzt wurde. Sie trat an Stelle einer älteren, die den Angaben der Widmannischen Chronik nach aus vorreformatorischer Zeit, vielleicht noch aus dem 15. Jahrhundert, stammte. Beide Figuren sind nicht erhalten geblieben, wir wissen von ihnen lediglich durch die Hofer Chronik des Enoch Widmann. Weiteres über die Hofer Figuren ist im 23. Band der Mitteilungen des Sächsischen Heimatschutzes (S. 146)

[1]) Vgl. auch die Abbildung von ähnlichen Wachschriftkindeln der Zisterzienser-Nonnen des Klosters St. Marienthal im „Grundriß der Sächs. Volkskunde", 2. Band, Leipzig 1933, S. 35, Abb. 108!

Digitized by Google

nachzulesen. Nach Mitteilung von Studienrat Blatner (München) — früher Hof — ist vor etwa drei Jahren dem Hofer Museum eine Bornkinnlfigur zum Kaufe angeboten worden. Es kam aber zu keiner Erwerbung. Der Name des Besitzers dieser Figur ist leider nicht mehr bekannt.

Dann lesen wir bei Hahn, Geschichte von Gera (1855) von einem „Bornkindl," auf das doch wenigstens hingewiesen werden muß. Bereits 1928 hat Truckenbrodt in der Erzgebirgsvereinszeitschrift Glückauf (48. Jahrg., S. 271) auf die Ausführungen Hahns in dessen Geschichte von Gera S. 859 aufmerksam gemacht. Weitere Ergänzungen finden sich hierzu noch auf S. 427 und 1158 desselben Werkes, ebenso bei Lehfeldt, Bau- und Kunstdenkmäler Thüringens, Band Gera, S. 122.

Danach gab es 1855 in der Kirche zu Untermhaus bei Gera eine Marienfigur, die „das Bornkindl" genannt wurde. Diese Figur stand neben dem Altar in einer eisenvergitterten Mauernische. 1855 fehlten ihr neben dem Christuskind auch die Vorderarme. Bei der Wiederherstellung der Untermhäuser Kirche im Jahre 1883 wurde sie beseitigt und ist heute nicht mehr vorhanden.

Abb. 1. Bornkinnl, Rödersdorf bei Schleiz. Phot. Pfeiffer

Der Sage nach soll diese Figur aus der wüsten Markung Pottendorf stammen, der Streit, der um sie zwischen Untermhaus und Pottendorf entbrannte, zur Verwüstung Pottendorfs geführt haben, so daß sie dann in der Kirche zu Untermhaus verblieb. Ihr wurden allerlei Wunderkräfte zugeschrieben. Um die „Puppe" oder „Poppe", wie die Figur hieß, zu kleiden, mußte ein jährlicher „Puppenzins" gezahlt, um sie zu ernähren, mußten Brote und Hühner gespendet werden. Sie wurde auch und zwar gewöhnlich „das Bornkindl" genannt. Wie sie zu diesem „merkwürdigen" Namen gekommen ist, weiß Hahn nicht. „Von diesem Bilde glaubte man, daß es, wenn es nicht alljährlich neu gekleidet werde, weinend in die Stadt gelaufen komme und ein Unglück anrichte. Allem Anschein nach ist diese Erfindung gebraucht worden, um das Publikum zu regelmäßiger Entrichtung des ‚Puppenzinses' anzuhalten und stammt vermutlich aus der Zeit, in welcher die vorher freiwillig gebrachten Opfergaben zur gesetzlichen Steuer erhoben wurden" (Hahn, S. 859). Es handelt sich also nicht um eine der üblichen Bornkinnlfiguren. Wenn diese Marienfigur, die an sich auch nichts mit Weihnachten zu tun hat, in Gera Bornkindl genannt wurde, so hatte das seinen Grund darin, daß sie bekleidet war und immer wieder neu gekleidet wurde. Die Geraer kannten gewiß diese und jene echte Bornkinnlfigur — Meerane liegt ja nicht weit von Gera entfernt — so daß sie ihre bekleidete Marienfigur auch „Bornkindl" benannten. So stellt das Bornkinnl von Untermhaus-Gera eine ganz besondere Abart der „falschen" Bornkinnlfiguren dar.

Digitized by Google

Umfragen (Antworten)

Antwort auf Umfrage 198. In „Wolfgang Menzel, Christliche Symbolik, Band I, 1854 (Regensburg)" steht S. 477: „Den unschuldigen Kindlein, die Herodes zu Bethlehem umbringen ließ, ist in der katholischen Kirche der 28. Dezember geweiht, an welchem Tage die Kinder besondere Freiheiten genießen. In Schwaben heißt man diesen Tag „Pfeffertag", weil die Kinder mit Wacholderzweigen umhergehen und das Recht haben, jeden, der ihnen begegnet, damit zu schlagen, zu „pfeffern", bis er ihnen ein Geschenk gibt."
In Kurt Böhmes wertvollem Buch „Deutsches Brauchtum, Potsdam 1935" ist S. 26ff. zu lesen: „In Steiermark, in Franken und anderen Landesteilen ist noch der ursprüngliche und sinnvolle Brauch erhalten: Kinder gehen zu Weihnachten „mit Birkenruten streichen". Der Zweck ihrer Handlung wird dadurch verständlich, daß sie dabei rufen: „Frisch und gesund, frisch und gesund! Lange leben und gesund bleiben!" Der mitteldeutsche Ausdruck für streichen ist pfeffern. In der Sonneberger Gegend „pfeffern" die Mädchen die Burschen und sagen dabei: „Ich pfeffre einen schönen Herrn; ich weiß, er hat das Pfeffern gern. Ich pfeffre ihn aus Herzensgrund, Gott erhalt den jungen Herrn gesund!" Die Nürnberger pfeffern am 2. Weihnachtsfeiertag. Sie treiben die Siebenschläfer mit Ruten aus dem Bett: „Aufstehn! Aufstehn! Pfefferstag!" Die Dörfler pfeffern mit Wacholderzweigen auch auf den Straßen. Die Jungen rufen dabei: „Schmeckt's Pfeffern gut? Is's g'salzen, is's g'salzen, schmeckt's noch mal so gut!" Sie hören nicht eher auf, als bis sie ihren Pfefferlohn, den „Pfefferkuchen", erhalten haben. E. Rudolph, Hainsberg (Sa.)

Nachrichten

Dresden: Verein für Volkskunde: 14. Dezember 1935 (Sbd.): Kurt Arnold Findeisen, Dresden-N., Löbauer Str. 3, „Das Weihnachtsschiff" u. a. Weihnachtsliedgeschichten. Weihnachtslieder, gesungen vom Dresdner Volksliedchor. Kurhaus Blasewitz. Beginn 20 Uhr. — 11. Januar 1936 (Sbd.): Vortrag von Prof. Dr. Adolf Spamer, Dresden-A., Ermelstr. 29, über „Die Arbeit am Volkskunde-Atlas". Heimatk. Schulmus., Sedanstr. 19, Hth. 3, Beginn 19.30 Uhr. — 8. Februar 1936 (Sbd.): „Oberlausitzer Volkstum". Mitwirkende: Rudolf Gärtner, Hellerau, Breiter Weg 14; Oskar Schwär, Dresden-A., Töplerstr. 24; Hanna Musch, Dresden-A., Feldherrnpl. 9. Ort und Zeit wie vorher. Gäste zu jeder Veranstaltung willkommen!
A. Zirkler.

Bücherschau

Das niederdeutsche Gesicht. Kultur und Landschaft. Hrsg. von Carl Westphal. Lübeck, Verlag Franz Westphal. Jedes Heft 1 RM.
Heft 1: Wanderungen durch Holstein. Wege zur Heimat von Dr. Emil Hinrichs.
Heft 2: Das Wölundlied der Edda in 40 Holzschnitten von Claus Wrage.
Heft 3: Ulenspegel un Jan Dood. Niederdeutsche Gedichte von Moritz Jahn.
Heft 4: Niederdeutsche Art und Sprache. Ein Bekenntnis von Albert Mähl.
Schon die genannten vier Hefte zeigen die Vielgestaltigkeit und Vielseitigkeit dieser verdienstvollen Reihe auf. Sie verdienen Beachtung und Verbreitung im gesamten deutschen Sprachgebiet. Auf den billigen Preis sei besonders hingewiesen. — In Heft 1 plaudert der Erdkundler Hinrichs aus eigenem Erleben heraus, im Anschluß an Wanderfahrten durch Holstein, mit dichterischem Empfinden und auf Grund eines reichen Wissens über Wesen der Landschaft und der Menschen und stellt das Ganze in große Zusammenhänge hinein. — In Heft 2 wird die Wielandsage in stimmungsvollen Holzschnitten mit Versen der Edda wiedergegeben. Hans Friedrich Blunck hat dazu eine treffliche Einführung geschrieben, in der nordische Dichtung und Kunst in das Leben der Gegenwart hineingestellt werden. Das Buch eignet sich gut als Geschenkgabe. — In Heft 3 lernen wir einen kraftvollen, bedeutenden niederdeutschen Dichter der Gegenwart kennen. Eulenspiegel, die Verkörperung des Willens zum Leben, zur Lebensfreude, kämpft mit dem Tod. Das ist das Grundthema, dem der Dichter in erstaunlich viel Abwandlungen immer wieder neue Gestalt verleiht. Wie seine ostfriesische Heimat, so sind die Gedichte erfüllt von Kraft, Eigenwilligkeit, Verschlossenheit, Erdschwere, Naturnähe und dem weiten Horizont

Digitized by Google

des Marschlandes und des Meeres. Das Ostfriesisch liest sich nicht leicht. Es wäre zu empfehlen, bei künftigen plattdeutschen Veröffentlichungen die Worterklärungen nicht am Schluß, sondern gleich auf der betreffenden Seite anzubringen. — Heft 4. Mähl, selbst ein neuer plattdeutscher Dichter, will in seiner Bekenntnisschrift die „seelischen Wurzeln aufdecken, die das Blut und Leben des niederdeutschen Volkstums zur Entfaltung bringen". Das geistreich geschriebene Buch ist ein aufrüttelnder Kampfruf, eine helle Fanfare in die Zukunft. Mähl ist ein Meister der Sprache. Das Lesen des Buches bereitet einen Genuß besonderer Art. Mit scharfer Kritik und überzeugend versteht es der Verfasser aufzuzeigen, wie wurzelechte Sprache und Dichtung Ausdruck und Spiegelbild des niederdeutschen, des deutschen, des nordischen Wesens sind und sein sollen. — Außerdem ist in dem Verlag das Buch von Rudolf Muuß: Rungholt, Ruinen unter der Friesenhallig erschienen (77 S., 39 Abb., geh. 2 RM.). Lebensvoll, packend wird von dem Untergang, von den Sagen, von der Wiederentdeckung und der alten Kultur der Handelsstadt der Nordfriesen erzählt. A. Zirkler

Mitzka, Walther, Deutsche Bauern- und Fischerboote. Grundfragen aus einem Sachkreise der Volkskunde. Heidelberg 1933, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Der Verfasser betrachtet die Bauern- und Fischerboote im ganzen deutschen Raume Mitteleuropas und hält sie in Abbildungen fest. Er durchforscht die Boote bis zum kleinsten Brett und zum winzigsten Nagel, auch die Segel und die Ruder. Er beobachtet die Bauern und die Fischer bei ihrer Tätigkeit in ihrem Boot und die Schiffbauer bei der Herstellung des Bootes und schildert in genauesten Worten den Gebrauch der Kleinschiffe, wie auch der Ruder und der Segel, die Überlegungen und die Handgriffe der Baumeister. Er zeigt die Verbreitung der einzelnen Arten dieser Kleinschiffe und forscht den Stilgesetzen nach. Er tut das alles mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und tiefer Liebe zu der Sache und den Menschen, die es mit ihr zu tun haben. Der Laie wird das Werk mit Ehrfurcht lesen, und selbst der Fachmann wird aus diesem Buche noch lernen. Für uns Volkskundler aber ist es ein Führer zur Gründlichkeit in der Betrachtung und Beobachtung, zur Vorsicht bei allgemeinen Schlüssen und zur Liebe zur Volkskunde, der wir dienen. Emil Zöllner

Bargheer, Ernst und Freudenthal, Herbert, Volkskunde-Arbeit. Zielsetzung und Gehalte. Berlin und Leipzig 1934. Walter de Gruyter & Co. 310 S., 16 Tafeln, 15 Textabb.

Dieses Geburtstagsgeschenk an Otto Lauffer, dem Künder einer „Meisterlehre von einer Volkskunde als einer nationalen und sozialen deutschen Wissenschaft" ist mit seinem reichen, vielseitigen Inhalt allen Volkskundlern eine Gabe. Die Herausgeber zeigen in der Zielsetzung die Probleme der „Politischen" Volkskunde und ihre Verbindung mit einer Nationalerziehung auf. Otto Lehmann verweist eindringlich auf die Stellung der Volkskunde in der Großstadt. Bei der Gehaltsdarstellung kommen namhafte Forscher zu Wort, wie Sartori, Hans Naumann, Adolf Helbok, Adolf Spamer, Bruno Schier, Alfred Wirth, Lutz Mackensen, John Meier u. a. Jeder Aufsatz verdiente eine eingehende Würdigung. Dem volkskundlichen Forscher bietet sich auf den 300 Seiten wertvolles Material zur Klärung seiner Gesamteinstellung. Das Problematische in der Lage der heutigen Volkskunde wird dank der klaren Führung vermieden und wo es doch hervortritt, in klarer Form gelöst. In Einzeldarstellungen allgemeiner Sachforschung und landschaftsgebundenen Darstellungen aber werden Forschern und Laien prächtige Beispiele volkskundlicher Forschungsarbeit geboten, die überall anregen und klären. Das Werk kann damit unseren Volkstumswarten und einem interessierten Leserkreis warm empfohlen werden.

Arno Walz

Lüers, Friedrich, Bayrische Stammeskunde. Jena, Eugen Diederichs Verlag. 214 S. mit 39 Abb. Geh. 3,60 RM., geb. 4,80 RM.

Die Stammeskunde deutscher Landschaften, herausgegeben von Dr. Paul Zaunert, ist damit um einen wertvollen Band reicher geworden. Wie seine Vorgänger predigt auch er die schicksalhafte Formung eines Stammes durch die Mächte seines Bodens und seiner Geschichte. Bayrisches Land mit seinen Felsen und Bergen, seinen heiligen Wäldern, seinen stillen Dörfern und Herrgottswinkeln leuchtet auf und formt die Stammessage. Geschichtliche Mächte drängen sie weiter von grauer Vorzeit bis in die so sagenfeindliche Gegenwart. Dazwischen steht der Bayer. Seine Sage läßt hinter der Landschafts- und Stammesseele zugleich den Einzelnen holzschnittartig erstehen. So haben „Blut und Boden" im bayrischen Stammesgebiet in Lüers ihren Meister der Darstellung gefunden. Uns Nichtbayern rückt damit der Volksschlag näher, und wenn wir bei unseren Reisen von der Schönheit bayrischen Landes angelockt werden, so treffen wir ver-

Digitized by Google

traute Menschen, auch wenn sie, geschichtlich bedingt, einen anderen Weg geschichtlicher und religiöser Entwicklung zurücklegen mußten. Die 39 Abbildungen, die einer glücklichen Auswahl entsprangen, schärfen unseren Blick für das Stammeseigene. Arno Walz

Schlesinger, Walter, Die Schönburgischen Lande bis zum Ausgang des Mittelalters. Schriften f. Heimatforschung hrsg. vom Institut f. Heimatforsch. a. d. Univ. Leipzig durch Rudolf Kötzschke. Dresden 1935, Verlag Wilhelm Limpert. 128 S., 4 Skizzen, 2 Karten. geh. RM. 4,50. Diese Leipziger Dissertation stellt eine gründlich vorbereitete, geschickt aufgebaute und gut geschriebene Abhandlung über das Gebiet der Herren von Schönburg dar, das einzige in Sachsen, das bis in neuere Zeit seine Selbständigkeit bewahren konnte. Behandelt werden die Herrschaften Glauchau, Lichtenstein, Meerane und Waldenburg mit einigen Anhängseln und dem Remser Klosterländchen. Leider wurde die Grafschaft Harten stein, die in der Geschichte der erzgebirgischen Besiedlung eine Hauptrolle gespielt hat, nicht berücksichtigt. Man kann das verstehen, da diese, besonders samt ihrem „oberwäldischen", bis zum Fichtelberg reichenden Teil, sich allzu weit von dem gut zusammenfaßbaren Muldenland entfernt, muß aber bedauern, daß sie, bis auf wenige Hinweise, unbeachtet blieb. Hoffentlich findet sie bald eine ebenso gute Bearbeitung. Nach einem Überblick über die Geschichte der Herren von Schönburg wird die Eroberung des Sorbenlandes an Pleiße und Mulde und die Bildung des Reichsbesitzes daselbst behandelt. Auf die Betrachtung der kirchlichen und territorialen Verhältnisse folgt das beste Kapitel, „Die Besiedlung". Von erdkundlichen Gegebenheiten ausgehend untersucht Schlesinger die Siedlungsformen, die vorgeschichtliche und slawische Besiedlung, die deutsche Kolonisation, Stadtanlagen, Wüstungen und (volkskundlich besonders wichtig) die Herkunft der Siedler. Er wägt sorgfältig ab und trifft klare Entscheidungen für oder gegen schon bestehende Ansichten. Nachdem er noch die Rechtsstellung der Schönburgischen Lande überprüft hat, fügt er eine umfangreiche Schrifttumsübersicht sowie eine Territoriums- und eine Siedlungskarte bei. Das Buch ist zu den wertvollen Erscheinungen der letzten Jahre aus dem Gebiet unsrer Heimatgeschichte zu rechnen.
Siegfried Sieber (Aue)

Höfler, Otto, Kultische Geheimbünde der Germanen. Teil I. Frankfurt a. M. 1934, Moritz Diesterweg. 10 RM., geb. 12 RM.

Otto Höfler, früher in Wien und Upsala tätig, jetzt Professor in Kiel, hat mit diesem Werk der deutschen Volkskunde starke neue Antriebe gegeben. Die Erforschung der Altersklassen, auf die schon H. Schurtz hingearbeitet, auf deren Aufgaben ich 1914 hingewiesen, die dann durch H. Naumann und besonders Lily Weiser, ferner durch Meschkes Schwerttanzuntersuchung gefördert worden ist, findet in Höflers weitgreifendem Buch ihre Erfüllung. Und wie wunderbar paßt Höflers 1932 schon abgeschlossene Arbeit mit ihrer Darstellung des heroisch-dämonischen Totenkults der Männerbünde in unsren vom Männerbundgedanken aus erneuerten Staat! Wie werden uns die von Höfler packend geschilderten Beziehungen zu den Toten, den Ahnen und Helden, lebendig in einer Zeit, die das Horst-Wessel-Lied vom Mitmarschieren der Erschossenen in den Reihen der Kämpfer singt!

Von Höflers Werk ist zunächst die erste Hälfte erschienen. Die zweite, die das deutsche Volksdrama, besonders das Fastnachtsspiel aus dem Kult der Männerbünde heraus erklären will, steht noch aus. Inzwischen ist Höflers Werk schon vor Erscheinen wiederholt unter dem ursprünglich geplanten Titel „Totenheer-Kultbund-Fastnachtspiel" angeführt worden, und Richard Wolfram mit seinen Schwerttanzstudien oder Robert Stumpfl in Untersuchungen über das deutsche Fastnachtspiel haben Grundgedanken daraus verwendet. Die Überfülle des Inhalts kann hier nicht ausgebreitet werden. Nur soviel sei angedeutet, daß Höfler den Nachweis erbringt, das germanische Totenheer sei nicht nur in Sage und Mythus, sondern in Wirklichkeit umhergezogen, zufolge eines großartig erklärten „Verwandlungskultus" dargestellt durch den Geheimbund der germanischen Jungmannschaft. Welch neues Licht von da auf viele Fragen der germanischen Altertumskunde und ebenso der Volkskunde fällt, auf Wodan und Sleipnir, auf die Wilde Jagd und den Wilden Mann, auf Tiermasken, Opfersagen, Kampfmythen, auf Fruchtbarkeitszauber, Narrenseil, Gildetrunk oder Haberfeldtreiben, auf Sonnenräder und Schiffswagenumzüge, das alles muß man bei Höfler selber nachlesen. Dann wird man mit Spannung den II. Band erwarten. Siegfried Sieber (Aue)

Verantwortlich für die Redaktion: K. E. Fritzsch, Dresden; für den Anzeigenteil: Bernhard v. Ammon, Leipzig. Anzeigenannahme: Leipzig C 1, Salomonstr. 18 B, Tel. 70861. — Verlag Curt Kabitzsch, Leipzig; Druck: Lippert & Co. G.m.b.H., Naumburg (Saale). DA. 1500. III. Vj. (Pl. 1.) Printed in Germany.

Digitized by Google

Die Fundpflege

Mitteilungen zur Vorzeit Sachsens und der Nachbargebiete

In Verbindung mit der Sächsischen Gesellschaft für Vorgeschichte
im Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte
herausgegeben von Rudolf Moschkau und Werner Radig

3. Jahrgang: Heft 1 **Wonnemond / Mai 1935**

Johannes Felix 75 Jahre alt

Am 6. September 1934 konnte der bekannte Leipziger Paläontologe Universitätsprofessor Dr. Johannes Felix seinen 75. Geburtstag begehen. Der Gelehrte stammt aus einer alten Leipziger Familie, promovierte 1882 und habilitierte sich 1884 an der Universität Leipzig. 1891 wurde er zum a. o. Professor und 1914 zum Vorstand des Paläontologischen Museums an der Universität Leipzig ernannt. Gegenwärtig leitet Professor Felix das Paläontologische Museum ehrenamtlich.

Seine wissenschaftliche Laufbahn begann mit Studien über fossile Pflanzen und fossile Korallen. Auf dem letzten Gebiete ist er einer der bekanntesten Spezialisten; er bearbeitete u. a. die Anthazoen im „Fossilium Catalogus". Einige Untersuchungen widmete er auch Fragen der regionalen Geologie (Nordamerika, Mexiko und Nordostalpen). Dem Studierenden der Geologie und benachbarter Wissenschaften ist ferner sein Buch „Leitfossilien aus dem Pflanzen- und Tierreich in systematischer Anordnung" (2. Auflage 1924) ein wertvolles Hilfsmittel. Ferner lieferte er einige Beiträge zur Geologie von Sachsen. Außer seiner Arbeit „über die versteinerten Hölzer von Frankenberg i. Sachsen (Ber. d. Naturforsch. Ges. Leipzig 1882) und Hinweisen in seinen sonstigen Abhandlungen über fossile Hölzer wandte er sich besonders dem Diluvium zu. Er schrieb „über die nordischen Silurgeschiebe der Gegend von Leipzig (Ber. d. Naturforsch. Ges. Leipzig 1883), „über einige norddeutsche Geschiebe, Heimat und Transportart" (ebda. 1903), „über einige bemerkenswerte Funde im Diluvium der Gegend von Leipzig (ebda. 1909), „über einen Fund von Bos primigenius Bojanus bei Leipzig" (ebda. 1910), „über ein kretacisches Geschiebe mit Rhizocorallium Gläseli n. sp. aus dem Diluvium bei Leipzig" (ebda. 1912) und „vergleichende Bemerkungen zu dem Mammutskelett von Steinheim a. d. Murr (in Stuttgart) und von Borna (in Leipzig)" (ebda. 1912). Weit über Sachsen hinaus hat seine Veröffentlichung über „Das Mammut von Borna", Veröfftl. d. Städt. Mus. f. Völkerkunde, Leipzig 1912, Beachtung gefunden. Neben diesen für den Vorgeschichtler nicht unwesentlichen Arbeiten veröffentlichte er schließlich noch mit M. Näbe eine Abhandlung „über Beziehungen von Steindenkmälern und

Digitized by Google

erratischen Blöcken zum Kultus, zu Sagen und Volksgebräuchen" (Sitz.-Ber. Naturf. Ges. Leipzig 1915).
Für die Vorgeschichte war seine Lehrtätigkeit am Geologisch-Paläontologischen Institut der Universität Leipzig bedeutungsvoll. Seine Vorlesungen und Übungen behandelten auch die Prähistorie. So war er einer der Vorkämpfer für die Vorgeschichte an der Hochschule.
Schließlich hat Professor Felix durch seine Ausgrabungen und seine Sammeltätigkeit der Vorgeschichte wertvolle Dienste geleistet. Das Paläontologische Museum der Universität Leipzig verdankt seiner Opferfreudigkeit viele wertvolle Schaustücke. Abgesehen von den zahlreichen kostbaren paläontologischen Gegenständen stiftete er seine reiche prähistorische Sammlung (gegen 7000 Fundstücke aus dem Paläolithikum, Mesolithikum und Neolithikum). Auch die übrigen Museen Leipzigs wurden oft durch seine Geschenke bereichert. So ist es im wesentlichen seiner Großherzigkeit zu danken, daß das wohlerhaltene Mammut von Borna der Stadt Leipzig erhalten blieb (Völkermuseum). Auch das Leipziger Naturkundliche Heimatmuseum wurde reich durch ihn bedacht.
Möge dem vielseitigen Gelehrten und Förderer unserer vorgeschichtlichen Forschung ein sonniger Lebensabend beschieden sein!

Werner Andert, Leipzig

Nordisches Feuersteingerät aus Westsachsen

Von Rudolf Moschkau, Leipzig

Mit 3 Abbildungen im Text

Die erste von Max Näbe versuchte Übersicht über „Die steinzeitliche Besiedelung der Leipziger Gegend (Veröffentl. des Städt. Mus. f. Völkerkunde zu Leipzig, Heft 3, 1908) bringt S. 5 folgende Feststellung, die in Verbindung mit der Abbildung der besten Stücke aus Näbes großer Sammlung, 7 größerer und 18 kleinerer Feuersteingeräte, den damaligen Stand unserer Kenntnis beleuchtet: „Den über 2000 großen Schieferartefakten, die unser Gebiet bis jetzt geliefert hat, stehen kaum ein Dutzend größerer Feuersteinartefakte gegenüber. — Es sind sämtlich Einzelfunde. Wir können wohl mit Bestimmtheit behaupten, daß sie nicht im Inland hergestellt, sondern aus dem an Feuerstein reichen Norden eingeführt sind." Die letztere Behauptung wäre wohl richtiger als Frage zu formulieren gewesen. Durch Näbes Sammeleifer, durch Museumsgrabungen und Gelegenheitsfunde ist die Zahl „nordisch bestimmter" Feuersteingeräte, wie wir vorsichtiger formulieren möchten, zwar beständig vermehrt worden, aber im ganzen gesehen blieb das von Näbe betonte zahlenmäßige Mißverhältnis zwischen steinzeitlichen Schiefergeräten vornehmlich der Bandkeramik und Feuersteingeräten doch bestehen; es entspricht das einem ungleichen Verhältnis zwischen verschieden gearteten Kulturen und deren Trägern. Eine statistische Erfassung und Bearbeitung des Feuersteingerätes aus Westsachsen liegt bis heute nicht vor. Sie kann

Digitized by Google

auch von uns nicht geboten werden, da der hierfür unerläßliche Besuch der zahlreichen lokalen, öffentlichen wie privaten Sammlungen, wie auch der Besuch von Besitzern einzelner Fundstücke und die zeichnerische oder photographische Aufnahme des Materials, besonders für einen Privatmann, beträchtliche Hindernisse bietet. Was aber an neueren Funden sowie älterem noch unbekanntem Material vorliegt, bestätigt nicht nur, was uns über heimatliche Feuersteingeräte nordischer Prägung schon bekannt war, sondern bereichert auch unsere Kenntnis um wichtige Züge. Dafür will die folgende Darstellung Belege geben.

Lange bevor der Norden in großen Mengen die formenschönen, durch Ebenmaß der Steindengelung oder vollendeten Schliff bestechenden Feuersteingeräte schuf, die zusammen mit den Riesensteingräbern den eigentlichen Vorstellungsinhalt von „nordischer Steinzeit" ausmachen, hat in dem Ostseebecken und seinen Randgebieten eine ältere Kunst der Flintbearbeitung bestanden. Sie hat auf Wohnplätzen mit riesigen Muschel-Mahlzeitresten zu einer mengenmäßig nicht geringeren Hinterlassenschaft bereits langschädeliger Nordleute geführt. Von dieser Muschelhaufenkultur, auch Stufe von Ertebölle (Fundplatz in Jütland, Amt Aalborg) genannt, liegen aus Westsachsen, ganz im Gegensatz zu Ostsachsen (Herwigsdorf b. L.!), nur erst Spuren vor, vor allem fehlen noch die kennzeichnenden Typen der grob zugeschlagenen Kernbeile und Scheibenspalter.

Auf den ersten Blick scheint es, als ob wenigstens die aus den Kernbeilen heraus entwickelten

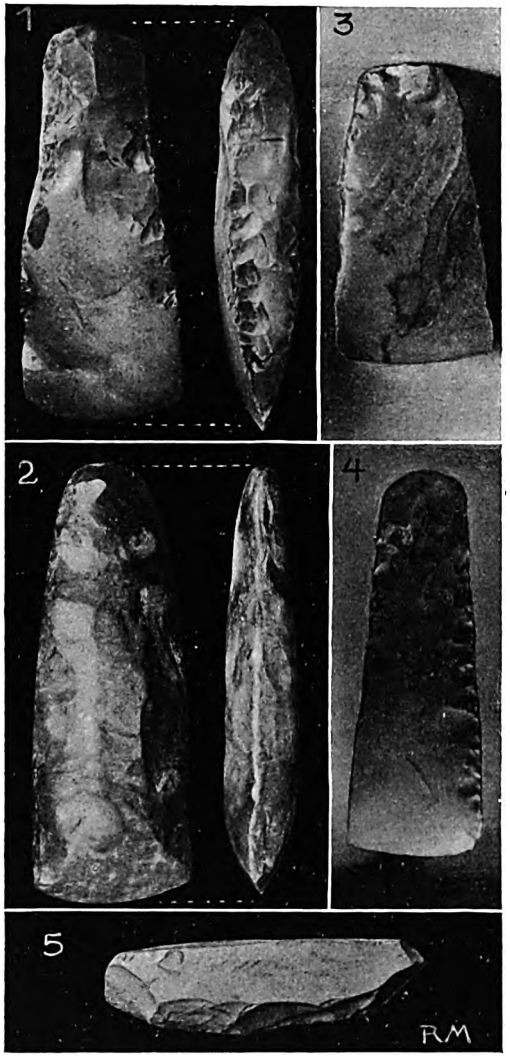


Abb. 1. Nordische Feuersteinbeile aus Westsachsen: 1. Dünnackige Form; Wednig, Amtsh. Grimma. 2. Biervitzer Typus; Leipzig-Sellerhausen. 3. und 4. Dicknackige Form mit dünnem Blatt; Gundorf, Amtsh. Leipzig, und Breitenfeld, Amtsh. Leipzig. 5. Schaber aus zerbrochenem dicknackigen Beil, Großbothen, Amtsh. Grimma. (Aufnahme R. Moschkau).

Digitized by Google

spitz- und dünnackigen Feuersteinbeile (Montelius, Per. I und II, Vordolmen- und Dolmenzeit) bei uns vertreten wären, Stücke also, bei denen der Nacken in einer stumpfen Spitze oder in einem mehr oder weniger breiten Grate endet. Mit dem Beil in Abb. 1, 2 — gef. in L.-Sellerhausen, Portitzer St. 20; grauer Feuerstein, 13,8 cm lang — scheint die erstgenannte, typologisch älteste Art jungsteinzeitlicher Beile vertreten zu sein. Seine Breitseiten stoßen gratartig aneinander, Schmalseiten fehlen noch, der Schliff hat außer der Schneide nur Teile der Breitseiten erfaßt. Ein genauer Vergleich mit altnordischen Stücken zeigt freilich, daß dort der Querschnitt dicker ist, daß die Schneide mehr halbrunde Form hat und ohne Ecken in die Seitengrate übergeht. In Viervitz auf Rügen kamen Beile unserer Art zusammen mit den jüngeren dicknackigen Beilen vor, sie müssen demnach in die Ganggräberzeit (Montelius, Per. III), gesetzt werden. Hierzu stimmt gut, daß unser Sellerhäuser Beil zusammen mit einem Flomborner Keil gefunden wurde[1]), der in die Zeit der älteren Ganggräber gehört, vielleicht auch noch in die Dolmenzeit hineinreicht. Aus der Sammlung Näbe besitzt das Mus. f. Völkerk., Leipzig, ein sehr ähnliches Stück aus gelbbräunlichem Feuerstein, 12,3 cm lang, mit nahezu gestreckter Schneide und noch dünnerem Blatt, dessen Breitseiten in schwachen Fazetten angeschliffen sind. Der Fundort ist die westl. von Leipzig gelegene fundreiche Flur Klein-Liebenau, Kr. Merseburg. Bisher aus Sachsen nicht bekannt geworden, dürften diese Beile vom Viervitzer Typus hier auch künftig nur vereinzelt auftauchen, da sie in Mitteleuropa allerwärts nur spärlich vertreten sind.

Noch ein zweiter dem spitznackigen nordischen Beil nahestehender Typus kann Anlaß zu Verwechselungen geben, ein durchweg kleines, grobmuschelig geschlagenes Flintbeil mit umlaufender Kante und spitzovalem Querschnitt, zuweilen auch mit angeschliffenen Seitenkanten, bei dem stets nur die Schneidenpartie geschliffen ist. Unser Stück, Abb. 2, 2, stammt von Flur Erdmannshain b. Naunhof; es fand sich einige hundert Schritte weit vom Fundplatz eines früher festgestellten schnurkeramischen Grabes (Schnuramphora und Becher)[2]) auf freiem Felde. Daß wir beide Funde in Zusammenhang bringen dürfen, lehrt ein Grabfund von Cröbern südl. Leipzig, wo ein gleiches Beil zusammen mit einer Schnuramphora gefunden wurde (Staatl. Slg., Dresden). Ein weiteres Beispiel von Dölzig, westl. Leipzig, Amtsh. Leipzig, bildet Näbe, a. a. O. S. 5, Abb. 2, ab. Hiernach ist diese recht altertümliche Beilform ans Ende des Neolithikums zu stellen. Sprockhoff hat vermutet[3]), daß das Zurückgreifen auf die alte spitznackige Form im Bereich der sächs.-thür. Schnurkeramik den westeuropäischen spitznackigen Beilen zu danken sei, die sich durch die Jungsteinzeit hindurch erhielten und bei ihrem Vordringen von Südwesten her in Thüringen auf nordische Beile rückbildend eingewirkt haben.

[1]) R. Moschkau, Ein Fund aus Sellerhausens Steinzeit. Der Emmausbote, Leipzig-Sellerhausen, Neu-Sellerhausen, Stünz, 5. Jg., Nr. 8. Abbildung hieraus im Grundr. d. Vorgesch. Sachsens, Abb. 184.

[2]) R. Moschkau, Ein steinzeitlicher Gefäßfund aus Naunhofs Umgebung. Naunhofer Heimatblatt, 3. Jg., 1927, Stück 11.

[3]) E. Sprockhoff, Die Kulturen der Jüngeren Steinzeit in der Mark Brandenburg, 1926, S. 70.

Digitized by Google

Somit liegen echte spitznackige und dünnackige nordische Beile aus unserer Heimat nicht vor — mit einer Ausnahme hinsichtlich der letzteren Gattung (Abb. 1, 1). Die Sammlung Rud. Irmscher, Großbothen, enthält als vortreffliches Stück ein Beil von Wednig b. Nerchau, Amtsh. Grimma, aus gelblichem Feuerstein, 16 cm lang, 3,2 cm dick, dessen Nacken dünn, d. h. gratartig zurechtgeschlagen ist. Die Breitseiten sind von der Schneide aufwärts etwa bis zur Hälfte geschliffen und poliert, die Schmalseiten nur behauen. Man ist sogleich versucht anzunehmen, daß das Beil als modernes Sammelgut seinen Weg nach Sachsen gefunden habe. Zum Glück liegt aber eine einwandfreie Bestätigung für seine heimatliche Herkunft vor. Der Finder selbst, Herr Oberlehrer Stief, Hohnstädt, gab hierüber gefälligst folgende Auskunft, die der Seltenheit des Fundes und der Fundumstände wegen abgedruckt sei: „An dem Weg, der von Bahren nach Wednig führt, ungefähr mittwegs, liegt rechts ein flacher Hügel, mit Ginster und Gestrüpp bewachsen. Hier holten sich die Leute ohne besondere Erlaubnis Sand, der mit grobem Kies und viel Steinen durchsetzt ist. Diese Stelle heißt im Volksmund „das Riesengrab", ich habe angenommen wegen ihrer sargartigen Wölbung und Größe. Vor ca. 30 Jahren fand ich in dem Sande ganz zufällig die Feuersteinaxt, als ich den Hügel besichtigte, weil ich mir vorgenommen hatte, meiner Klasse die Sandablagerungen zu zeigen. Der Ort wird sich durch die Abtragungen stark verändert haben; es ist mir auch niemals bekannt geworden, ob andere Leute beim Abtragen irgend etwas gefunden haben." Nach diesen dankenswerten Angaben scheint es geboten, die Fundstelle nachträglich auf etwaige Spuren einer Grabanlage zu untersuchen!

Wie sonst im südlichen Ausdehnungsbereich nordischer Feuersteinkultur stellen auch bei uns die dicknackigen Beile als nächstjüngere Entwicklungsform den Hauptanteil aller Feuersteingeräte dar. Ihre wohl früheste Form, die den Nacken ganz im Gegensatz zum dünnackigen Typus in fast quadratischer Ausprägung zeigt, muß infolge anderer technischer Beanspruchung eben dieser Beilpartie entstanden sein, da die übrigen Teile des Gerätes keinen großen Änderungen unterworfen wurden. Etwas Näheres hierüber aussagen zu wollen, hieße nur Vermutungen äußern. Ein typischer Vertreter dieser frühen Form ist ein allseitig geschliffenes Beil „aus der Elsteraue" aus bräunlichem Material, 12,8 cm lang, dessen Nacken 3,6 cm × 3,1 cm mißt. Ungleich häufiger ist jedoch ein geschliffenes dicknackiges Beil mit schmalem rechteckigem Nacken und dünner Klinge, das am besten repräsentiert wird durch den reichen Fund der Kugelamphorenkultur von Börtewitz b. Mügeln, Amtsh. Oschatz[1]). Den 7 schönen Klingen dieses Fundes mit vollkommenem Breitseitenschliff, die zwischen 12,5 und 8,2 cm in der Länge, zwischen 5,4 und 3,1 cm in der Breite und zwischen 2,3 und 0,9 cm in der Stärke variieren, reiht sich ein entsprechendes Stück mit Breit- und Schmalseitenschliff von L.-Eutritzsch von 15 cm Länge an (Näbe, a. a. O., Taf. III, 10 = Jacob, Zur Prähistorie Nordwestsachsens, Taf. IV, 19), ferner ein kleineres Beil

[1]) K. H. Jacob, Der Kugelflaschenfund von Börtewitz bei Mügeln. Präh. Zeitschr., V. Bd., S. 362 ff., Abb. Taf. 15; diese Tafel stark verkleinert im Grundr. d. Vorgesch. Sachsens, Abb. 173.

Digitized by Google

ohne Schmalseitenschliff aus schönem rötlichem Material von Gundorf, Amtsh. Leipzig, Sammlung Kantor Platz, Gundorf (Abb. 1, 3), dem wiederum Stücke von Taucha, Amtsh. Leipzig (Mus. Taucha)[1]), Falkenhain (Mus. Wurzen)[2]), Dornreichenbach, Amtsh. Grimma und Gr.-Dölzig, Amtsh. Leipzig (Staatl. Slg. Dresden)[3]) ähneln, endlich ein sehr schlankes graues Beil mit gerundetem Nacken, Schneidenpolitur und schöner Dengelung der Ränder und Schmalseiten, 10,8 cm lang und 1,3 cm dick, ein Lesefund von Flur Breitenfeld, Amtsh. (Leipzig Abb. 1, 4, Bes. d. Verf.). Das interessante Bruckstück eines dicknackigen Beiles, auf Flur Großbothen, Amtsh. Grimma, gef.,

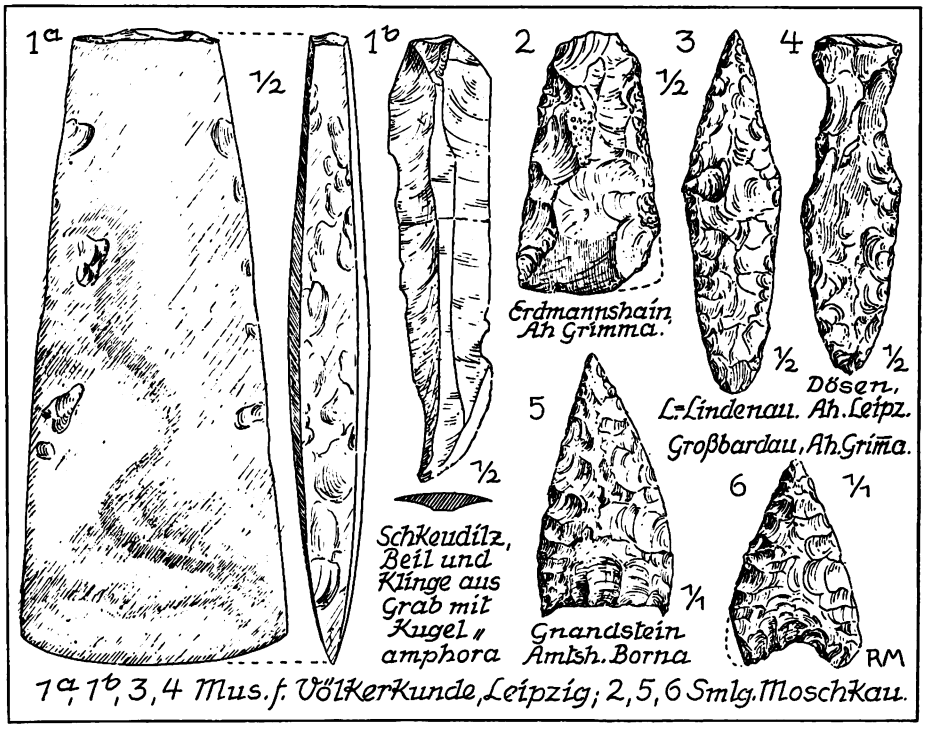


Abb. 2. Feuerstein-Gerättypen aus Westsachsen u. Grenzgebiet (Zeichnung R. Moschkau).

von etwa 11 cm urspr. Länge und 1,9 cm Stärke mit Breit- und Längsseitenschliff enthält die Slg. R. Irmscher, Großbothen (Abb. 1, 5). Es ist durch zweiseitig gerichtete Muschelung zu einem kräftigen Schaber umgestaltet worden. Das dichte, harte Material dürfte Hornstein oder sehr feiner Quarzit sein. Von einem ähnlich kräftigen Stück stammt der Schneide-Bruchteil eines hellen Beiles von Ballendorf, Amtsh. Grimma (Slg. Eli, Ballendorf, z. Z. im Mus. Grimma). Durch schön geädertes Material und Größe ausgezeichnet ist schließlich das Beil in Abb. 2, 1a aus grauem Flint, 16,8 cm lang, 2,1 cm

[1]) Die Fundpflege, 2. Jg., 1. Heft, S. 5.
[2]) W. Radig, Die vorgesch. Besiedelung des Wurzener Landes, Abb. 3.
[3]) N. Aberg, Das nord. Kulturgebiet in Mitteleuropa, 1. Teil, S. 228.

Digitized by Google

dick, von dem nun auch einmal die Fundumstände bekannt sind. Es fand sich 1921 in der Sandgrube Becker, östl. Schkeuditz, zusammen mit Kugelamphorenresten und einem schönen Flintmesser von 11,8 cm Länge (Abb. 2, 1b; Mus. f. Völkerk., Leipzig). Das wiederholte Vorkommen dieser dünnblattigen Beile in Verbindung mit Kugelamphoren erlaubt die Annahme, daß auch die als Lesefunde geborgenen Beile gleicher Art auf Kugelamphorenleute zurückgehen, die sonach in größerer Zahl, als die Gefäße selbst anzeigen, in Westsachsen gesessen haben dürften.

Ohne bestimmende Begleitfunde sind die hier anzureihenden kleinen Kunstwerke der Lanzen- und Pfeilspitzen sowie Dolche geborgen worden. Die senkrecht zum Klingenrand gestellte Muschelung läßt erkennen, daß hier z. T. dünnste Lamellen vom Stein abgedrückt worden sind, eine Technik, die jene schwachen Klingen herzustellen erlaubte, die in einem Stück von 21,2 cm Länge, „nördlich von Leipzig" gef., prachtvoll vertreten sind (Jacob, Zur Präh. — Taf. X, Fig. 78; Staatl. Slg. Dresden). Mit hinzugedachter Schäftung kann diese Klinge auch als Dolch gelten. Auch die Klinge mit rhombischem Umriß in Abb. 2,3 (Jacob, a. a. O., Taf. X, Fig. 79, läßt von der Muschelung leider nichts erkennen) von L.-Lindenau mag mit einem Holzgriff versehen, wie er von an einem Stück von Vinelz (Schweiz) erhalten vorliegt, als Dolch gedient haben. Sie kam 1904 bei Vertiefung des Brunnens der Stahlfederfabrik Müller, Plagwitzer Str., zutage, ist 9,5 cm lang und 0,9 cm dick. Eine zersprungene, nachgearbeitete Klinge liegt offenbar in Abb. 1,4 vor. Nur noch 8,5 cm lang, erschien sie zu einem Dolch noch brauchbar, so daß man abwärts der Bruchstelle eine griffartige Partie schuf. Gerade die Kleinheit dieses Stückes erlaubt, die auch in Ostsachsen und Schlesien beobachteten kurzen Rhombenklingen vom Typus Abb. 2,3 als Dolche anzusprechen. Unser Dolch ward in Dösen, Amtsh. Leipzig, Auenhainer Str. 21a 1931 beim Rigolen gefunden (Mus. f. Völkerk., Leipzig). Auch nur 12,8 cm lang ist ein Dolch mit Griff (spitzovaler Querschnitt) von Dölzig, den Näbe, a. a. O., Fig. 1 (= Jacob, a. a. O., Taf. X, Fig. 81) als Lanzenspitze abbildet, jetzt mit Fundortangabe „Elsteraue" versehen (Mus. f. Völkerk., Leipzig).

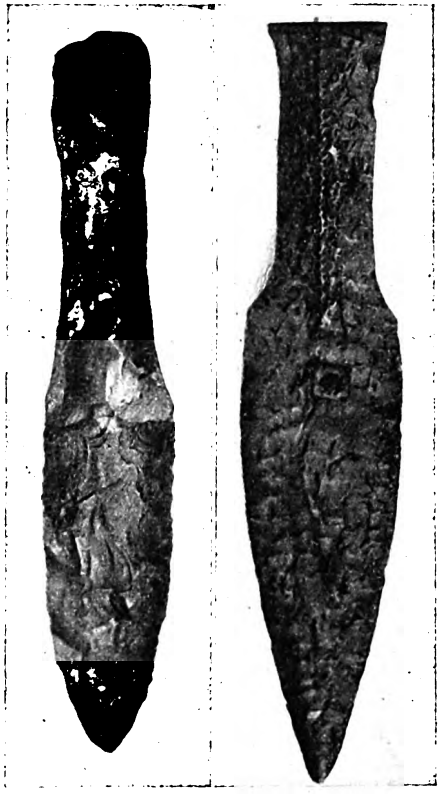


Abb. 3. Nordische Feuersteindolche: l. Kertsch, Amtsh. Glauchau; r. Fundort unbekannt (Fürstl. Waldenburgisches Museum). (Aufnahme W. Illgen, Glauchau).

Digitized by Google

Einen vorzüglichen Griffdolch weist neu Abb. 3 (links) vor. Er wurde 1930 durch Herrn W. Schmidt, Alt-Waldenburg im Waldenburger Forst auf Flur Kertsch, Amtsh. Glauchau, gefunden, besteht aus grauem Flint, ist 16,6 cm lang, an der Klinge 2,3cm breit und knapp 1 cm dick und hat fast quadratischen Griffdurchschnitt (Besitz des Finders). Die ganze Höhe nordischer Feuersteintechnik verrät ein anderer Griffdolch aus dem Fürstl. Waldenburgischen Museum, der kaum sächsischer Herkunft ist, aber als Vergleichsstück und Beleg frühester Sammelpraxis in Sachsen abgebildet sei (Abb. 3, rechts, 27,2 cm lang, rhomb. Griffbasis, gekröselte Griffkanten, 7 mm dünne, 5,8 cm breite Klinge von feinster Parallelmuschelung)[1]. Eine blattdünne Klingenspitze, 6,6 cm lang, 3,9 cm breit aus der „Elsteraue" b. Leipzig (Slg. Näbe, Mus. f. Völkerk., Leipzig) mag von einem solchen Prachtstück später Entwicklung stammen und dartun, daß in der Tat beste nordische Werkstücke ihren Weg wohl von Dänemark her in unsere sächsische Heimat gefunden haben.

Von dem kleinsten Gerätetyp, den Pfeilspitzen, bildet Näbe, a. a. O., Fig. 69—72, vier Formen von L.-Eutritzsch ab, darunter eine querschneidige. Einen Neufund der häufigsten Form mit konkaver Basis von Großbardau, Amtsh. Grimma (Bes. d. Verf.), zeigt Abb. 2, 6 (vgl. „Die Fundpflege", 1. Jahrg., 5. Heft, S. 40). Neu in der Form ist eine Spitze von Flur Gnandstein, Amtsh. Borna (Abb. 2, 5, Bes. d. Verf.), ein dunkelgraues Stück, 3,4 cm lang, mit gerader Basis, die winzige Widerhaken trägt[2].

[1]) Erwähnt als „Ein sehr künstliches aus weißgrauem Feuerstein auf beiden Seiten scharfes zugehauenes Opfermesser (Nr. 13)" im ,,Index Musaei Linckiani,, oder kurzes systematisches Verzeichnis der vornehmsten Stücke der Linckischen Naturaliensammlung zu Leipzig. Zweyter Theil. Leipzig, in der Buchhandlung der Gelehrten, 1786. (Exemplar im Fürstl. Waldenburgischen Museum.)

[2]) Für die freundlichst erteilte Genehmigung zur Veröffentlichung einzelner Fundstücke sind wir Herrn Kustos Dr. Richter, Leipzig, Mus. f. Völkerk., Herrn W. Schmidt, Alt-Waldenburg, sowie S. Durchlaucht, dem Fürsten zu Schönburg-Waldenburg zu Dank verbunden, ferner Herrn Kaufmann Schlag (Beil von Leipzig—Sellerhausen) und dem Schulratshelfer, Herrn Lehrer Irmscher, Großbothen. Herrn Gewerbeoberlehrer Illgen, Glauchau, verdanken wir die Aufnahme zu Abb. 3 sowie die Maße dieser Stücke.

Nachrichten

Halle. Rektor Prof. Dr. Hans Hahne ist plötzlich gestorben. Wir verweisen auf den Nachruf der „Mitteldeutschen Blätter f. V."

Leipzig. Die Sächsische Gesellschaft für Vorgeschichte plant ihre Hauptversammlung am 15. und 16. Juni 1935 zusammen mit den sächsischen Volkskundlern in Plauen i. V. abzuhalten.

Leipzig. Die staatliche Fundpflege hat in Leipzig und Umgebung seit Frühjahr insofern eine Änderung erfahren, als für den Bezirk der Stadt Univ.-Prof. Dr. Tackenberg und für den Bezirk der Amtshauptmannschaft Kustos Dr. Richter vom Museum für Völkerkunde als Vertrauensleute bestellt worden sind. Zum Stellvertreter für beide Herren ist Rud. Moschkau, Leipzig, ernannt worden.

Verantwortlich für die Redaktion: Rudolf Moschkau, Leipzig. — Verlag: Curt Kabitzsch, Leipzig;
Druck: Lippert & Co. G.m.b.H., Naumburg (Saale). Printed in Germany.

Digitized by Google

Die Fundpflege

Mitteilungen zur Vorzeit Sachsens und der Nachbargebiete

In Verbindung mit der Sächsischen Gesellschaft für Vorgeschichte
im Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte
herausgegeben von Rudolf Moschkau und Werner Radig

3. Jahrgang: Heft 2/3 **Brachet / Juni 1935**

Die Burgwälle Ostthüringens

Von Dr. Werner Radig, Leipzig

Die vorgeschichtlichen Zeiten werden uns so recht verständlich, wenn wir selbst hinausfahren in die heimatliche Landschaft und all' die Bodendenkmäler anschauen, die unsere Vorväter hinterlassen haben. Da muß man aber schon mit geschärftem Blicke und mit einem guten Führer durch Wald und Feld streifen, um auch die Burgwälle oder etwa die im Dickicht schlummernden Hügelgräber zu entdecken. Denn gerade die Burgwälle sehen zunächst oft recht unscheinbar aus. Sie sind ja nichts anderes als die Ruinen von vorgeschichtlichen Burgen und wehrhaften Höhensiedlungen. Sie geben sich heute als in sich zusammengesunkene Erd- und Steindämme zu erkennen, die einen ganz bestimmten Verlauf haben und in ihren Umrissen vom Wanderer und Heimatforscher wieder aufgespürt werden.

Ehe wir unsere Entdeckungsfahrt nach Ostthüringen, jenem wald- und flurenreichen Landschaftsgebiete zwischen Saale und Pleiße antreten, müssen wir uns mit den Hauptformen der vor- und frühgeschichtlichen Burganlagen gut vertraut machen. In unserer Heimat begegnen uns hauptsächlich vier Burgwallformen. Als rein vorgeschichtliche Typen gibt es die sog. Abschnittswälle mit einem Abschnittsgraben, die auf einem Bergsporn oder der Ecke einer Flußterrasse liegen. Wenn man sich ihnen nähert, muß man einen Graben durchschreiten, der die Burg vom Geländerücken abtrennt oder abriegelt. Dann hat der Burgenfahrer den Abschnittswall zu ersteigen; von dessen Krone, der sog. Wallkrone aus überblickt er die abgetrennte Burgfläche, die nach drei Seiten steil abfällt, da man sich als Burgenbezirk eben die natürliche Schutzlage auf einem Bergsporn ausgesucht hatte. Diese Burgenform kennen wir schon aus der Bronze- und Eisenzeit. Sie ist aber auch noch in slawisch-frühdeutscher Zeit üblich gewesen.

Eine ebenfalls vorgeschichtliche Burgwallform ist der Ringwall. Man darf aber nicht alle ringförmigen Burganlagen als Ringwälle bezeichnen. Die Wissenschaft hat sich dahin geeinigt, daß man nur diejenigen Anlagen Ringwälle nennt, die einen wirklichen Wallbering als künstliche Erdaufschüttung

Digitized by Google

besitzen. Die Ringwälle liegen meistens in der sumpfigen Niederung. Wenn man sich ihnen nähert, muß man ebenfalls einen Graben durchschreiten, um über den Wall in den sog. Wallkessel zu gelangen. Dieser liegt entweder in der gleichen Höhe wie die Umgebung des Walles, oder sein Niveau liegt etwas höher als das umgebende Land. Solche Ringwälle sind auch auf Berggipfeln angelegt worden. Sie umziehen gürtelartig die Gipfel einzelner Bergkuppen. Man hat sich oft nicht mit einem Ringwall begnügt, sondern mehrere Wallgürtel angelegt.

Während diese Ringwälle in der vorgeschichtlichen Zeit, vor allem in der Bronze- und Eisenzeit angelegt wurden, und auch noch in frühgeschichtlicher Zeit vor allem von den Sorben in Nord- und Ostdeutschland gebaut wurden, besitzen wir in den sog. Wasserburgen eine ganz andere Form von ringartigen Schutzburgen. Der Querschnitt einer Wasserburg sieht ganz anders aus als das Profil eines Ringwalles. Das eigentümliche ist bei einer Wasserburg immer der ringförmige Graben. Den Aushub des Grabens hat man auf die Insel der Wasserburg geschüttet, so daß das Innere der Wasserburg einen Hügel oder Bühl bildet. Der Bühl ist das entscheidende Formelement für eine Wasserburg oder auch für einen Wohnturm. Man hat sich leider daran gewöhnt, auch die Wasserburgen als „Ringwälle" zu bezeichnen. Das ist eine volkstümliche Ausdrucksweise, wie sie z. B. der Vogtländer Trauer noch pflegte. Bekanntlich gehören sämtliche Wasserburgen in die frühgeschichtliche Zeit. Vor allen Dingen wurden sie im 12. und 13. Jahrhundert angelegt. Wir finden sie meist auf Rittergutsflur, weil sie eine Schöpfung der bäuerlichen Ritter sind, die zur Zeit der deutschen Wiedergewinnung ostmärkischen Landes ihre festen Häuser bei ihrem Gutshof angelegt haben.

Nun gibt es noch eine vierte Burgwallform, die ebenfalls in die mittelalterliche Zeit hineingehört. Man hat sich meist fern vom Siedlungsgebiet oder in dessen Randzone einen Bergsporn im Walde ausgesucht und diesen durch eine Reihe von Abschnittsgräben gesichert. Wir finden heute oft drei bis zwölf hintereinander folgende Abschnittsgräben, die sich öfters an der einen Talseite stufenförmig um den Bergsporn herumziehen. Auf solchen Abschnittsanlagen fehlen meist jegliche vorgeschichtlichen Funde. Mit großer Mühe kann man dort nur einige mittelalterliche Scherben auflesen, ein Zeichen dafür, daß diese Anlagen nur als vorübergehende Zufluchtsstätten gedient haben.

Die rein vorgeschichtlichen Burgwälle sind demgegenüber als Volks- oder Gauburgen aufzufassen, die eine ständige Besiedlung besaßen. Viele werden auch als Sitz der Verwaltung und damit des Kultes aufzufassen sein. Sie waren die kulturellen Mittelpunkte der Groß- und Kleingaue. Einzelne mögen bei besonders hervorgehobener Lage an einer Straße oder in Paßnähe auch mehr militärischen Charakter gehabt haben, aber im allgemeinen darf man die Burgwälle nicht etwa ausschließlich als Festungen auffassen. Selbstverständlich wird man auch in die Volks- und Gauburgen in den Zeiten der Gefahr sein Vieh hinter die schützenden Palisadenmauern getrieben haben.

Wenn wir mit diesen Voraussetzungen jetzt selbst in die Landschaft hinausgehen so müssen wir uns darüber klar sein, daß wir gerade in Ostthüringen

Digitized by Google

etwa vier verschiedene Burgwallperioden zu unterscheiden haben, die freilich nicht genau den oben geschilderten Burgwalltypen entsprechen. In der Jungsteinzeit hat der vorgeschichtliche Mensch in Mittel- und Ostdeutschland noch keine Burgwälle gebaut. Dagegen kennt man solche in Süddeutschland und Böhmen bereits aus der Jungsteinzeit. Die ältesten Burgwälle unserer thüringischen Heimat stammen aus der Bronzezeit. Also bereits vor dreitausend Jahren mußten die Träger der Lausitzer Kultur, jenes Volk, das man als Illyrier bezeichnet, zum Burgenbauen übergehen, denn es drohte ihnen die Germanengefahr. Die von Norden und Osten vordringenden West- und Ostgermanen überrannten das Volk der Lausitzer Kultur. Die Burgen jener Zeit sanken dahin. Als Schlackenwälle finden wir sie oft in der heimatlichen Landschaft. Das Hauptverbreitungsgebiet der Lausitzer Burgwälle ist Ostdeutschland. Sie reichen aber auch bis nach Ostthüringen westwärts. An der Elsterlinie finden wir hauptsächlich drei Anlagen, die sich als bronzezeitlich erwiesen haben. Wandern wir elsterabwärts, so betrachten wir zunächst den bekannten Schlackenwall von Pöhl bei Jocketa. Dort umfließt die Trieb einen hohen Bergsporn, der durch zwei Abschnittswälle mit Gräben gesichert ist. Von Plauen aus hat man in diesem Burgwall erfolgreich ausgegraben und Tonware sowie anderes Kulturinventar geborgen. Die Stadt Plauen hat einen vorbildlichen Plan der gesamten Burganlage angefertigt. Diesem Vorbilde sollten viele Behörden und Institute folgen, denn es fehlt uns sehr an gesicherten Bildurkunden der Bodendenkmäler, die mit jedem Jahre mehr in sich zusammensinken oder von der modernen Wirtschaft beseitigt werden. Diese Gefahr besteht trotz aller Denkmal- und Heimatschutzgesetze.

Der nächste in Ostthüringen gelegene Burgwall der Lausitzer Kultur ist die sog. Burgstatt von Großdraxdorf. An einer langen Böschung kann man noch vortrefflich den Verlauf des mächtigen Abschnittswalles auf waldumgebener Bergeshöhe erkennen. Der Wallkessel wird jetzt von einem großen Getreidefeld eingenommen. In der Kulturschicht und in dem benachbarten Hügelgrab hat einst der Altertumsforschende Verein des Vogtlandes von Hohenleuben ausgegraben. Die dritte Burganlage der Lausitzer Kurltur ist an der Elsterlinie der waldbestandene Zoitzberg bei Liebschwitz. Erst vor einigen Jahren haben Geraer Heimatforscher den Zoitzberg als vorgeschichtliche Höhensiedlung mit einem Schlackenwall entdeckt. Der Zoitzberg grüßt hinüber zu dem bekannten Heersberg.

Zwischen den Burganlagen der Elsterlinie und denen der Saalelinie fehlen jegliche Burgwälle der Lausitzer Kultur. Dafür kann man aber an der Saale selbst eine Kette von wehrhaften Höhensiedlungen feststellen, die von einer Mischbevölkerung der Lausitzer Kultur angelegt worden sein müssen. Wir befinden uns ja hier am äußersten Westrande der großen Lausitzer Kultur. Wir müssen zunächst an den alten oder hinteren Gleisberg denken, dessen mächtiges Plateau besonders in seinem Nordteil immer wieder Siedlungsreste, wie z. B. Brocken von steinernen Handmühlen geliefert hat. Der alte Gleisberg bei Löbnitz hat ja eine sechsfache Vorzeitbesiedlung aufzuweisen. Über dem Saaletal erhebt sich gegenüber von Kahla der Dohlenstein mit der weithin sichtbaren Leuchtenburg. Vor der Leuchtenburg dehnt sich in halber

Digitized by Google

Höhe ein weites Plateau aus, das ebenfalls erst vor einigen Jahren zahlreiche Scherben und andere Kulturreste der Lausitzer Kultur geliefert hat. Wandern wir weiter nach Norden, so ist es vor allem der Johannisberg bei Oberwöllnitz, der ebenfalls als bronzezeitliche Höhensiedlung mit wehrhaftem Charakter anzusprechen ist. Man kann dort noch verflachte Wälle erkennen, die das Plateau abgeschnürt haben. Der von Jena aus viel besuchte und das Saaletal weithin beherrschende Jenzig trug ebenfalls eine bronzezeitliche Besiedlung, und auch hier hat man einem Abschnittswall an der schmalsten Stelle des Plateaus gefunden. Auch der Jenzig hat viele Kulturreste hinterlassen, die sich im Germanischen Museum zu Jena befinden. Auf den bronzezeitlichen Burgen Ostthüringens hat noch keine größere Ausgrabung stattgefunden. Wenn wir uns nach der Technik der Wallmauern erkundigen wollen und versuchen, in die Siedlung selbst Einsicht zu nehmen, so müssen wir nach Ostdeutschland blicken, wo man regelrechte Holz-Erde-Mauern mit Steinversteifung und Pfostenhäuser von rechteckigem Grundriß mit einer Vorhalle ausgegraben ist. Das Volk der Lausitzer Kultur war bekanntlich ein seßhaftes Bauernvolk mit einer hochentwickelten Töpferkunst und ebenso vielgestaltigen Bronzetechnik.

Die Lausitzer Volksburgen wurden bis in die ältere Eisenzeit hinein benutzt. Seit der jüngeren Eisenzeit, also seit etwa 500 v. Chr. sind es die Kelten, die in Süddeutschland, im südlichen Mitteldeutschland und z. B. auch in Böhmen Burgen erbaut haben. In Sachsen fehlen jegliche keltischen Burgen, weil es dort nie eine selbständige keltische Besiedlung gegeben hat. Bekanntlich läuft ja die keltisch-germanische Völkergrenze quer durch Mitteldeutschland. So standen wir vor der Frage, ob in Ostthüringen keltische Burgen zu erwarten waren. In der Gegend von Pößneck und Ranis gibt es hervorragende keltische Fundplätze, und so liegt es nahe, einige vorgeschichtliche Anlagen im südwestlichen Ostthüringen in der Tat den Kelten zuzuschreiben. Vor allen Dingen hat der Gleitsch auf Obernitzer Flur bei Saalfeld besondere Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Der sehr hohe Felssporn, der von der Saale umflossen wird, wird durch eine merkwürdige Mauer im Norden des Plateaus abgeriegelt. Einzelne Scherbenfunde deuten auf eine keltische Benutzung dieses Abschnittswalles hin. Ferner ist es das Zechsteinriff der sog. Altenburg, die südlich von Pößneck gelegen ist, die man nach früheren Beobachtungen für die Kelten in Anspruch nehmen möchte. Auf dem Plateau der Altenburg kann man einen künstlichen langgestreckten Hügel erkennen, der ein Rest vor- und frühgeschichtlicher Besiedlung ist. Trotzdem sieht man, daß das Rätsel einer ostsaalischen Befestigungslinie der Kelten noch nicht gelöst ist.

Jeder Heimatfreund sollte festhalten, daß es in Mittel- und Ostdeutschland keine germanischen Burgwälle gibt. In den Jahrtausenden germanischer Besiedlung hatten es die Germanen nicht nötig, ihren unumstrittenen Heimatboden in diesen Landschaften durch Burgen zu schützen. Nur in Süddeutschland, z. B. im Taunus, haben die Germanen keltische Burgen erobert und selbst ausgebaut. Aber die Sueben und Hermunduren, sowie die Thüringer und Warnen haben in Thüringen und Sachsen niemals Burgen gebaut.

Digitized by Google

Wenn man hier von germanischen Burgen spricht, so meint man jedenfalls frühdeutsche Burgen des Mittelalters.

Die ersten frühgeschichtlichen Burganlagen, die in Ostmitteldeutschland angelegt worden sind, sind die sorbischen Burgwälle. Seit dem 8. Jahrhundert n. Chr. waren die Sorben in das Gebiet zwischen Elbe und Saale von den Awaren gedrängt worden und konnten sich etwa zweihundert Jahre lang, aber auch nicht länger, selbständig entfalten. Während wir in den ostdeutschen Gauen eine Fülle von kleinen und großen slawischen Burgen besitzen, müssen wir in Ostthüringen schon sehr gründlich nach ihnen Umschau halten. Im Altenburger Gau des Pleißenlandes ist es eigentlich nur die Stünzheimer Schanze, die man auch „Paditzer Schanzen" nennt, die als Abschnittswall von den Slawen angelegt worden sein mag. Von ihr besitzt das Altenburger Schloßmuseum eine Reihe slawischer Gefäßreste mit dem bekannten Burgwallornament. Im dem Gera-Gau ist es hauptsächlich die Naulitzer Schanze, die mit ihren Abschnittsgräben und -wällen noch am ehesten von den Sorben angelegt sein kann. Aber auch hier weist schon die Führung der Gräben, die z. T. als Stufen den Berg umziehen, auf einen Ausbau in frühdeutscher Zeit hin. Vielleicht könnte auch der Speutewitz bei Röpsen und der Robener Abschnittswall von den sorbischen Siedlern angelegt worden sein. In den Übergang der spätslawischen zur frühdeutschen Zeit möchte ich den Ringwall um den Kirchhof in Gerstenberg bei Altenburg stellen. Dort hat man ja in einem Münztopf zahlreiche Pegauer Brakteaten gefunden. Der Kirchhof mit seiner idyllischen Kapelle und seinem hohen, weithin sichtbaren Wallbering ist ein besonders anziehender Punkt ostthüringischer Landschaft. Auch die Sorben erbauten Holz-Erde-Mauern, vor denen sich ein Graben mit Pallisadenzaun befand. In Ostthüringen hat man noch keine sorbische Burganlage systematisch ausgegraben. Es sind ja auch nur wenige Anlagen, die sich noch dazu auf das östlichste Thüringen beschränken. An der Saalelinie fehlen slawische Burgen auf heute thüringischem Boden vollständig. Ein größerer slawischer Burgwall ist saaleabwärts erst bei Weißenfels an der Mündung der Rippach in die Saale bei Lösau in der Wüstenmark Treben zu finden. Dort umschließt ein Abschnittswall eine Bergecke, auf der sich ein spätslawisch-frühdeutscher Friedhof mit mächtigen Grabsteinen und eine romanische Dorfkirche heute noch befinden.

Die Hauptmasse aller ostthüringischen Burgwälle stammt erst aus der Zeit der deutschen Wiedergewinnung, meist sogar erst aus dem 12. und 13. Jahrhundert. Nach der epochemachenden Wiedereindeutschung sorbischen Landes durch Kaiser Heinrich I. und seine Nachfolger kamen die deutschen Ritter ins Land und schufen sich ihre bereits in der Einleitung erwähnten Wasserburgen. Eine typische Wasserburg jener Zeit ist die jüngst ausgegrabene Bühlanlage von Jena-Löbnitz, die am Fuße des alten Gleisberges liegt. Das Germanische Museum zu Jena hat im vergangenen Sommer diesen bäuerlichen Herrensitz der ostdeutschen Kolonisationszeit gründlich ausgegraben (Prof. Dr. G. Neumann). Der Bühl hat einen Durchmesser von 36 m, während sonst der Normaldurchmesser einer Wasserburg oder eines Erdturmfundamentes nur 25 m beträgt. Über mehreren, vielleicht sorbischen Siedlungsschichten erhebt

Digitized by Google

sich die etwa 1,50 m mächtige Aufschüttung des frühdeutschen Bühles. Gleichzeitig mit dem Bühl entstand der Ringgraben, der den Hügel umzieht. Auf diesem erhob sich ein großes rechteckiges Gebäude von 7 m Länge und 4 m Breite. Dieses Gebäude muß abgebrannt sein, denn es wurden noch zwei weitere Bühlsiedlungen über ihm errichtet. Das Haus war ein Lehmfachwerkbau, wie wir ihn heute noch im Dorfe Jenalöbnitz und an vielen anderen Stellen finden. Nach den zahlreichen Funden an Geräten und z. B. einer Münzbüchse kann man den Schluß ziehen, daß die Bewohner des Bühls einer gehobenen bäuerlichen Schicht angehörten. Sie waren staatlich bevollmächtigte kleine Herren. So hat man sich ihren wehrhaften Platz und ihre ritterliche Hinterlassenschaft zu erklären. Es war sogar möglich, auf Grund schriftlicher Quellen die ehemaligen Herren des Jenalöbnitzer Bühles zu ermitteln. Es waren die Herren „von Löbnitz", die in über zwanzig Urkunden in dieser Form genannt werden. Erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts ist die Wasserburg mit ihrem Gutshof wüst geworden und hat bis heute unter dem Rasen der Jenalöbnitzer Flur geschlummert. Nur eine halbe Stunde von diesem Ausgrabungsplatz entfernt liegt die malerische Wasserburg von Großlöbichau in einem Bauerngarten. In der Gegend von Saalfeld und Pößneck sind es z. B. die Bühle von Könitz in den Bickelwiesen und in dem Rittergut Oppurg, die aus der Kolonisationszeit stammen. Sehr geläufig ist der Ausdruck Waal für diese Wasserburgen. So heißt z. B. die Wasserburg im Rittergut Döhlen bei Neustadt. Wandern wir nun weiter durch den Orlagau nach Osten, so machen wir an der alten romanischen Kirche von Döblitz bei Triptis Halt. Diese steht nämlich ebenfalls auf einer Wallinsel. Sie gilt als die älteste Kirche Ostthüringens und ist zweifellos ein wehrhafter Bau. Besonders schön ist die heute noch als festes Steinhaus sichtbare Wasserburg von Oberpöllnitz, die noch einen ovalen Grundriß besitzt. Wasserburgen mit viereckigem Turm sind z. B. Niederpöllnitz und Braunsdorf. In der Schleizer Umgebung verdienen die Wasserburgen von Löhma und Pahren besondere Erwähnung. Ganz im Süden in der Ziegenrücker Gegend wäre an die Wasserburg vom Külmla zu erinnern. Weiter im Osten wandern wir über Hohenleuben nach Brückla mit seinem Tumelle und über Mehla mit seinem Vogelherd in das Weidaer Land. Das gesamte Siedlungsgebiet um Weida ist ja lediglich eine Schöpfung der mittelalterlichen Zeit. Es ist kein vorgeschichtliches Siedlungsland. In der Geraer Gegend müßte man als Wasserburgen Kulmitzsch, Gütterlitz, Töppeln und Großaga nennen. Auch die Dornaer Schanze wird nicht älter als mittelalterlich sein. In Gera selbst haben Wasserburgen in Pforten, Leumnitz und Tinz bestanden. Im Altenburger Pleißegau sind Breitenhain, Dobitschen, Lossen, Treben und Wintersdorf ganz bekannte Wasserburgen. In der Greizer Gegend wären noch die idyllischen Wasserburgen von Mosen und Schönfeld zu erwähnen. Ganz bekannt ist ja die sehr gepflegte Wasserburg Windischleuba, dessen Burgherr kein geringerer als der Dichter Börries von Münchhausen ist.

Rein mittelalterlicher Prägung sind alle die Burganlagen, die mit einem Bergfried ausgestattet sind. Der bekannte Fuchsturm vom Hausberg bei Jena ist ja nichts anderes als ein solcher Normalturm, der meist 9—10 m

Digitized by Google

Gesamtdurchmesser hat. Die Mauerstärke beträgt meist 3 m, die lichte Weite ebenfalls 3 m. Durch im rechten Augenblick einsetzende Wiederherstellung konnte der Turm der Wasserburg in Triptis gerettet werden. Dagegen ist vor einigen Jahren der hohe Turm der Saalburg an der heutigen Saaletalsperre niedergestürzt, und nur noch ein Stumpf berichtet uns über seine einstige Lage und Mächtigkeit.

Zu jenen von mir eingangs erwähnten ganz späten frühgeschichtlichen Erdburgen gehören die Abschnittsanlagen wie etwa die Walsburg über dem Walsburger Hammer mit etwa 8 Abschnittsgräben und der Kochsberg bei Ranis mit seinen fünf Abschnittsgräben. Gerade der Kochsberg imponiert durch seine hohen Wälle und Gräben. Ebenfalls von stattlichen Ausmaßen ist die Burgstatt von Staitz über dem Weidatal. Dort sind die Abschnittsgräben um die Westseite des hohen Bergsporns herumgeführt. Eine ähnliche Form besitzt das Schloß von Dörtendorf bei Greiz, und auch der Hausberg bei Langenberg nördlich von Gera dürfte nichts anderes als ein hochmittelalterlicher Burgberg sein.

An alle diese mittelalterlichen Erdburgen, die bestenfalls ein Haus oder einen Turm aus Stein besessen haben, müßte man nun die mächtigen Steinburgen des hohen Mittelalters anschließen. Eine solche Betrachtung würde aber den Rahmen unserer vorgeschichtlichen Fahrt zu den Burgwällen Ostthüringens überschreiten. Wir nennen nur noch an der Saalelinie die obere Lobedaburg, in deren Hinterland sich vorgeschichtliche Abschnittswälle befinden. Unterhalb von Jena aber grüßt uns die Ruine der Kunitzburg, deren vorgeschichtlicher Vorläufer in dem sog. Spielberg im Dorfe Kunitz zu erblicken ist. Im frühgeschichtlichen Gau Gera ist es das Schloß Osterstein, das ebenfalls mit Abschnittswällen auf der Hochterrasse geschützt ist. Man kann in Ostmitteldeutschland die allgemeine Beobachtung machen, daß die vorgeschichtlichen Burgwälle auf der Hochterrasse liegen, daß aber die mittelalterlichen Burgen vor ihnen auf den äußersten Felssporn in halber Höhe über die Flußaue vorgeschoben sind.

Der Name des Schlosses Osterstein in Gera und der Gauname Osterland für das Altenburger Pleißegebiet sind uns ein Symbol dafür, daß wir uns auf ostmärkischem Boden befinden, den der deutsche Ritter und der westdeutsche Bauer in wehrhafter Haltung und zäher Arbeit wieder zu deutschem Lande gemacht haben.

(Rundfunkvortrag vom 17. Mai 1935 im Reichssender Leipzig.)

Digitized by Google

Fundmeldungen und Nachrichten

Neue Bodenfunde in der Amtshauptmannschaft Kamenz, 2. Halbjahr 1934

Dürrwicknitz. Am Sandgrubenrand am Westausgang des Dorfes hatte Dr. Frenzel (Bautzen) schon vor mehreren Jahren Brandgruben mittelslawischer Art festgestellt. Da der Sandgrube in nächster Zeit nach Angabe des Bürgermeisters Sand zum Straßenbau entnommen werden sollte, wurde das Gelände am 20. November vermessen und der Inhalt der Brandgruben untersucht. Die meisten enthielten nur Lehm, einzelne auch eine Brandschicht und verschiedene Scherben.

Dobrig, Gemeinde Ländchen Wohla. Bei Wasserwerkserweiterungsbauten der Stadt Elstra wurde ein etwa 32 cm Durchmesser umfassender, 11 cm dicker Stein gefunden, der keine Durchlochung aufweist. Es dürfte sich bei dem Fund um einen Mahlstein handeln, doch zur Datierung fehlt jeder Anhaltspunkt.

Luchsenburg, Flur Ohorn. Nach Mitteilungen des Schulleiters Petrich (Obersteina) wurden im Sommer 1933 und 1934 beim Stöckeroden in der Nähe des ehemaligen Forsthauses und jetzigen Gasthauses Luchsenburg zwei Steinäxte gefunden. Sie bestehen aus Grünstein und gehören der jüngeren Steinzeit an.

Schiedel. Auf dem alten illyrischen Gräberfeld, auf dem schon im Jahre 1928 dank der Aufmerksamkeit des Sandgrubenbesitzers einige reichhaltige Grabanlagen entdeckt worden waren, wurde im Oktober vergangenen Jahres bei Abräumungsarbeiten, die infolge der Erweiterung der Sandgrube sich notwendig machten, durch die Sandgrubenarbeiter eine gleichalterige Grabanlage freigelegt und durch die zuständige Stelle geborgen. Die drei Gefäße sind: eine 17,5 cm hohe Amphora (es fehlte fast die Hälfte), eine Tasse und einige Restscherben einer Schale. Zum gleichen Gräberfeld dürfte auch ein Einzelfund gehören, der aus gleichem Anlaß, jedoch an einer ganz anderen Stelle der Sandgrube im August gemacht wurde. Es handelt sich um einen 19 cm hohen Buckelkrug.

Biehla, Wiederentdeckung eines illyrischen Burgwalles. Anläßlich eines im Frühjahr 1934 gemachten Fundes von Eisenluppen machte der Besitzer des Rittergutes Biehla, Major a. D. Walter Reich, auf einen Burgwall in seinem Besitztum aufmerksam, der sich ostwärts an den Damm des Biehlaer Großteiches anschließt, ja zum Teil von diesen Teichdamm gebildet sein dürfte. Auf der alten Oberreitschen Karte vom Jahre 1821 ist der Wall noch eingezeichnet. In den letzten Jahren hat man leider einen großen Teil des Walles beseitigt. Doch hebt er sich noch immer deutlich aus den umliegenden Wiesen heraus, da Birken und kleine Sträucher sich auf dem Walluntergrund angesiedelt haben. Er wurde vom Landespfleger für Bodenaltertümer Dr. Bierbaum (Dresden) selbst besichtigt und auf dessen Antrag hin, da die Gefahr einer restlosen Abtragung des Walles vorlag, unter Naturschutz gestellt. Zahlreiche Scherbenfunde kennzeichnen die Anlage als eine illyrische Sumpfburg.

Ostro, Hügelgräberfeld. Der ehemalige Pfarrer von Ostro, Zieschang, der eine weithin bekannte Urnensammlung besaß, die er vor einigen Jahren an das Stadtgeschichtliche Museum von Kamenz verkauft hatte, hat bereits Jahre vor dem Weltkrieg im Wendenland Grabungen durchgeführt, die leider manchmal die nötige Sorgfalt vermissen ließen. So hatte er auch in einem kleinen Wäldchen südlich der Straße Kriepitz—Ostro, das den Flurnamen: Pawory trägt, sowie in den anliegenden Feldgrundstücken nach Bodenaltertümern gegraben und reiche Beute gemacht. Das Wäldchen enthält zahlreiche Hügelgräber, von denen leider auch ein Teil ausgeplündert worden ist. Auf Veranlassung des Landespflegers wurde es jetzt genauer untersucht und vermessen. Dabei konnte festgestellt werden, daß es sich um einen vorgeschichtlichen Friedhof größeren Umfanges handelt, der vermutlich noch in die benachbarten Felder hineinreichte. Der Pflug mag hier schon manchen Hügel eingeebnet haben. Im Nordteil des Wäldchens selbst — der südliche Abschnitt ist leer — sind noch heute gegen 40 Hügel festzustellen, von denen bestimmt 18 als Grabhügel gelten müssen, aber auch von den übrigen dürfte noch ein

Digitized by Google

großer Teil als solche anzusprechen sein. Es sei die Vermutung ausgesprochen, daß die Grabreihen von SW nach NO verliefen.

Kamenz. Auf dem Schwarzen Wege wurde von Studienrat Zimmer ein Feuerstein gefunden, der — nach dem Urteil des Landpflegers für Bodenaltertümer, Dr. Bierbaum (Dresden) — deutliche Zeichen von Bearbeitung (Perlretusche) zeigt. Vielleicht hat das Stück eine Pfeilspitze werden sollen. Zeitlich dürfte der Fund der jüngeren Steinzeit zuzusprechen sein.

Kopschin. In der Sammlung Zieschang (Ostro) (s. oben) fanden sich unter der Herkunftsbezeichnung: „Burgwall Kopschin, slawische Schicht" eine Reihe Tierknochen. Prof. Dr. Wanderer (Dresden) bestimmt sie als Rind-, Schwein-, Schaf-, Pferd- und Hirschknochen, entdeckte aber auch Knochen vom Elch (Alces alces), der damit in unseren Gegenden für slawische Zeiten, also etwa 600—1200 n. Chr. als belegt gelten kann. Vorhanden sind ein linker Unterkiefer mit vollständiger Backzahnreihe und wahrscheinlich ein linkes Femurende.

Nucknitz, Münzfund. Im Oktober 1934 fand beim Ackern auf einem Feldrain der Bauer Maurick ein Gefäß, vermutlich war es ein Bierkrug, in dem sich fast 200 Münzen befanden. Sie stammen aus dem 17. und 18. Jahrhundert.

Dr. Stephan,
Vertrauensmann für Bodenaltertümer
in der Amtshauptmannschaft Kamenz

Pirna a. Elbe: Slawisches Skelettgrab. Auf der Sandgasse wurden Erdarbeiten zur Legung eines Kabels ausgeführt. Am 2. Januar stieß ein Arbeiter auf einen menschlichen Schädel und auf Urnenscherben. Sofort wurden hier die Schaufeln und Hacken beiseite gelegt, um den Fund den zuständigen Stellen zu melden. Stadtbaumeister Schumann als Verwalter des Pirnaer Stadt- und Gebirgsvereinsmuseums meldete den Fund nach Dresden weiter, und von dort traf bald in Herrn Schmidt ein Sachverständiger ein, der das Skelett vollständig freilegte und die Reste sammelte. Es handelt sich nach der Urgeschichtsfundkarte um das erste slawische Grab in Pirna links der Elbe. Das sehr gut erhaltene Skelett lag ca. 15 cm unter der Steinfläche des mit Platten belegten Fußweges im Kiessand, den die Urelbe einst hierher getragen hat. Die Sandgasse ist in neuerer Zeit angelegt worden. Ehemals befanden sich hier Hügel von Sand, und diese Tatsache lebt noch im Straßennamen weiter. Am Orte des Grabfundes waren ursprünglich ein Garten und eine Wiese. Im Jahre 1896 wurde das Zetzesche Haus erbaut, und schon damals fand man Schädel und Knochenteile beim Ausschachten des Grundes, doch legte man den Funden keine Bedeutung bei. Sie wurden wieder dem Boden übergeben, da man annahm, es seien Tote aus Gräbern des Stadtgalgens, der einst in der Nähe gestanden hat. Das Skelett, das heute ans Tageslicht gebracht wurde, lag in östlicher Richtung, das Gesicht der aufgehenden Sonne zugewandt. Zwischen den Füßen fand man Scherben eines braunschwarzen Gefäßes, das zeitlich zu bestimmen war. Es handelt sich um ein Gefäß aus sorbischwendischer Zeit mit einer schmalen Kante am äußeren Rande. Leider war das Gefäß durch den Arbeiter, der unverhofft mit der Schaufel darauf stieß, zerbrochen. Es fand sich darin eine unscheinbar graue Masse, vielleicht der letzte Rest der Wegzehrung, die der Toten mit auf den Weg ins Jenseits mitgegeben worden war. Es handelt sich um eine slawische Frau, die hier ihre letzte Ruhestätte fand. Nach verschiedenen Aufnahmen mit der Kamera wurden die Knochenreste und die Urnenstücke, die sich wieder sehr gut zusammensetzen lassen, verpackt und von dem Sachverständigen des Museums für Vorgeschichte geborgen und mit nach Dresden genommen. Vor allem war es zu bewundern, daß das Grab jahrelang im Sand, dicht unter den Granitplatten liegen konnte und daß man sie nicht schon beim Bau des Hauses, von dem sie nur 70 cm entfernt liegen, und der Straßenanlegung entdeckte. Es war vielleicht auch gut so, denn sonst wäre auch dieser Fund seinerzeit für die sächsische Vorgeschichte verlorengegangen.

Richard Kutsche, Copitz

Neuere Vorgeschichtsfunde aus der Pegauer Gegend (Amtsh. Borna)

Droßkau, Schnaudertrebnitz. Bei der Entnahme von Kies stieß der Bauer Junghanns in Droßkau im August 1934 auf Gefäße. Festgestellt wurde ein Doppelkonus mit Leichenbrand,

Digitized by Google

außerdem viele Scherben. Spätere Arbeiten förderten wieder Gefäße, nach Angabe des Besitzers an die 30, an fünf Stellen. An Bronzegaben wurden zwei Fingerringe in gutem Erhaltungszustand geborgen. Der Versuch, das vermutete Gräberfeld der jüngeren Bronzezeit fachgemäß aufzudecken, wurde unter Leitung von Prof. Dr. Tackenberg im März 1935 unternommen. Der Erfolg war negativ. Ein wohl gleichaltriges Gräberfeld wurde im April 1935 in Schnaudertrebnitz angeschnitten; Besitzer Bauer Kabisch. Bisher wurden zwei Gräber gefunden; die Gefäße waren leider größtenteils zerstört, Bronzebeigaben außer einigen unbedeutenden Splitterchen, nicht zu finden. Hier wie in Droßkau ist mit weiteren Funden zu rechnen, vor allem da in beiden Fällen der Besitzer für die Sache interessiert werden konnte.

Wiederau. Zwei Glockenbecher brachte Wiederau 1934. Beim Sandgraben wurden sie nördlich des Dorfes gefunden. Beide sind unverziert, einer mit Henkel versehen. Wahrscheinlich handelt es sich um einen Grabfund, doch lassen die ohne jede Sorgfalt vorgenommenen Bergungsarbeiten einen sicheren Schluß nicht zu. Ein Lesefund aus Wiederau ist eine Steinaxt mit angefangener Bohrung und einem Sägeschnitt. Die drei Wiederauer Stücke wurden vom Landespfleger für Bodenaltertümer für die Staatliche Sammlung beansprucht.

Altengroitzsch ist vertreten durch zwei unfertige Steingeräte. Das eine Stück ist ein Schuhleistenkeil (Länge 38,5 cm, Breite 7 cm, Höhe 8 cm), an dem Nacken und Schneide stark beschädigt sind; das zweite Stück ist ein unfertiges Flachbeil (?) (Länge 25 cm, Breite 8 cm, Höhe 3 cm), an der Oberseite angeschliffen, an den Seiten mit Sägeschnitten. Die zwei Funde wurden 1933 vom Bürgermeister Fleischer geborgen.

Zauschwitz ist gleichfalls wieder als Fundort vertreten: im Mai 1935 wurden in der Finzelschen Lehmgrube als Lesefunde drei Pfriemen geborgen, zwei aus Knochen, der dritte aus Horn bestehend. Fritz Irmscher, Pegau

Blumroda, Amtsh. Borna. Im August 1933 sichtete der Händler O. Schindler beim Tiefgraben (etwa 2 Spatenstiche) seines Gemüsefeldes eine Anzahl Tongefäße vom älteren Lausitzer Typus, die von einer vorgeschichtlichen Gräberstelle herrühren. Dieselbe liegt auf einem erhöhten Bergrücken am östlichen Rande des breiten Pleißentales hinter Blumroda in einem Raum von ca. 4 qm. Es mögen ein Dutzend verschieden geformter Tongefäße gewesen sein, die um eine mit Knochenresten gefüllte größere Deckelurne herumgruppiert waren. Leider konnten nicht alle ganz zutage gefördert werden, da eine Anzahl von ihnen infolge jahrhundertelanger Bodenbearbeitung in Scherben gegangen war. In vernünftiger Einsicht bewahrte sie der Finder auf dem Oberboden seines Hauses, bis sie in letzter Zeit erst dem Unterzeichneten bekannt wurden. Es soll versucht werden, die Scherben zusammenzusetzen. Oberlehrer R. Weber, Borna

Nötha, Amtsh. Borna. Der „Berggarten" in der Stadt, bekannt geworden durch jungbronzezeitliche Brandgräber (vgl. „Die Fundpflege", 2. Jg., 2. Heft, S. 12ff.), hat wiederholt auch mittelalterliche Scherben von blaugrauer Keramik geliefert. Die Menge des Materials sowie die Fundumstände deuten darauf hin, daß im Bereich des „Berggartens" eine frühdeutsche Töpferwerkstatt bestanden hat. Oberlehrer Engelmann, Nötha

Neufunde aus der Amtshauptmannschaft Leipzig

Harthwaldung bei Zwenkau, Amtsh. Leipzig. Der Sandgrubenbetrieb des Pächters Hillert (Besitzer: Sächsische Werke), dem in langjährigem Betrieb eine neolithische Dorfanlage zum Opfer gefallen ist, hat nunmehr ein Brandgräberfeld der jüngeren Bronzezeit angeschnitten. Die großenteils beschädigten Urnen und Beigefäße kamen teils in den Besitz des Vorgeschichtlichen Seminars der Universität Leipzig, teils zur vorläufigen öffentlichen Aufstellung in das Rathaus zu Zwenkau. Die Fundstelle liegt in nächster Nachbarschaft von vier Grabhügeln aus dem Beginn der jüngeren Bronzezeit (Funde im Museum für Völkerkunde zu Leipzig). Etwa 700 m nach Norden zu ist eine weitere Sandgrube im Betrieb, wo vor Jahren eine Wohnstelle mit Vorratsgefäß aus der Bronzezeit zum Vorschein kam (Reste in der Sammlung Dr. med. Mörbitz, Zwenkau). Möglicherweise ist hier die Siedelung zu einem der beiden Gräberfelder zu suchen. R. Moschkau, Leipzig

Taucha, Amtsh. Leipzig. Am linken Partheufer dicht westlich der Stadt ward im vergangenen Jahre bei Anlage von Siedelungshäusern eine bronzezeitliche Wohngrube ange-

Digitized by Google

schnitten, in der stehend ein großes Vorratsgefäß angetroffen wurde, das bei der Bergung in Trümmer ging. Der Befund, der dem einer anderen Wohnstelle am Weinberg östlich der Stadt ähnlich ist, wurde durch Aufnahme festgehalten; die Wiederherstellung des Gefäßes wird versucht werden.

Pönitz b. Taucha, Amtsh. Leipzig. Südöstlich des Ortes, am Wachtberg nahe der Landesgrenze, kam bei Feldbestellung eine schöngeschliffene nordische Streitaxt aus Serpentin zum Vorschein, die sich dem vorjährigen Funde von Markranstädt anreiht (siehe „Die Fundpflege", 2. Jg., 4. Heft, S. 25ff.) und dem Heimatmuseum zu Taucha überwiesen wurde.

Dewitz b. Taucha, Amtsh. Leipzig. Dicht westlich des Ortes wurde ein latènezeitliches Brandgrab angeschnitten, das eine Aschenurne mit Eisenfibel enthielt. Unmittelbar dabei fanden sich zwei schöne geschlossene Bronzearmringe, die den ersten wertvollen Bronzefund der näheren Umgebung Tauchas darstellen (das erste Gräberfeld dieser Zeit auf städtischer Flur enthielt Bronzeohrringe). Der Fund wurde von dem früheren Vertrauensmann K. Braune (Leipzig) geborgen.

Stadtrat E. Vogel, Taucha

Sächsische Wegekarte von Hugo Wiechel. 1901 erschien in den Abhandlungen der naturwissenschaftlichen Gesellschaft „Isis" in Dresden eine Arbeit von Finanz- und Baurat H. Wiechel über „Die ältesten Wege in Sachsen", die sich auf die Aufnahmen des kursächsischen Ingenieurkorps von 1780 stützt und eine auf Grund dieser Aufnahmen gefertigte Handkarte bietet. Bei Gelegenheit von Vorarbeiten für eine Dissertation „Alte Verkehrsbauten in Sachsen" hat Herr cand. arch. Burkhardt Hoffmann (Dresden-A. 24, Zeunerstr. 66) die Wiechelsche Karte überprüfen und vervollständigen können, und er ist in der Lage, einige Vervielfältigungen seines Exemplars zum Herstellungspreise von 2,80 RM. an interessierte Forscher abzugeben (Größe 32 × 49 cm). Bestellungen und Unkostenvergütung müßten sofort erfolgen.

Vorgeschichtsausstellung in Rochlitz. Unter Leitung des Obergeneralarztes Dr. Georg Wilke (Rochlitz) ist in der Deutschen Oberschule eine kleine, aber sehr instruktive Ausstellung zur deutschen Vorgeschichte zustande gekommen, die die wichtigsten Volkstumsfragen, vor allem die volksmäßige Gliederung der vorgeschichtlichen Besiedler deutschen Bodens auf Grund der Wilkeschen Fundkarten einprägsam vor Augen führt. Fundstücke im Original, in Abbildung und Modell geben im Wechsel mit Karten und anschaulichen Lebensbildern einen denkbar günstigen Gesamteindruck der Ausstellung, die eine nähere Würdigung an dieser Stelle verdient. Es ist vorgesehen, die Ausstellung bis zum Herbst offen zu halten. M.

Grundriß der Vorgeschichte Sachsens: Registeranhang. Der 2. Auflage des Grundrisses (Verlag Curt Kabitzsch, Leipzig) wurde ein Register beigegeben, das von den Besitzern der 1. Auflage zum Preise von 1,20 RM. nachbezogen werden kann. Es enthält auf S. 433—443 ein Ortsverzeichnis und auf S. 444—456 ein Sachverzeichnis, ist also in umfassender Weise bearbeitet worden. Beispielsweise läßt sich an der Hand des Ortsverzeichnisses die Oberlausitz 15mal, das Vogtland 20mal, die Elbe 37mal, die Mulde 30mal, die Saale 20mal, Riesa 33mal usw. nachschlagen; und Stichworte wie Freilandstationen, Pollenanalyse, Glasfluß, Goldbrakteat, Schlittknochen, Bauchlagebestattung, Leichenräucherung, Seelenhäuschen, Mutterkult, Sammlerwirtschaft usw. zeugen für den Umfang des Sachverzeichnisses. Damit ist der Grundriß zum wertvollen Nachschlagewerk ausgestaltet worden.

Sächsische Gesellschaft für Vorgeschichte (SGV)

Prof. Dr. Matthes, Hamburg, Die germanische Kultur der Eisenzeit. Gemäß unserer Ankündigung im Tagungsbericht über die 3. Hauptversammlung der „Fr. Vereinigung für Fundpflege in Sachsen" („Die Fundpflege", 2. Jg., 6. Heft, S. 47f.), bringen wir über diesen Hauptvortrag eine Zusammenfassung mit dem Bemerken, daß der Vortragende von der Gesamtkultur der Eisenzeit im wesentlichen die Frage nach der germanischen Kunsttradition dieser Zeit erörterte, und zwar mit folgendem Ergebnis.

Der heute am klarsten zu überblickende Bezirk des vorgeschichtlichen Germanentums ist seine Kunstübung. Ihr bodenständiger, von fremdem Volkstum kaum berührter Charakter schien

Digitized by Google

bisher nur für die Glanzperiode altgermanischen Kunstschaffens, für die Bronzezeit festzustehen. Für die Zeit zunehmender Eisenbeherrschung glaubte man, die Germanen seien mehr oder weniger von der Bahn eigengesetzlicher Entwicklung abgewichen und hätten sich den Einflüssen fremdvölkischer Kunstübung ergeben. Die übliche Periodenbenennung — Hallstattzeit, Latènezeit, Römische Kaiserzeit — zeigt, daß man das Volkstum der Illyrer, Kelten und Römer als maßgeblich im germanischen Kunstschaffen der Eisenzeit ansah. Freilich ist ein gleichmäßiger, im eigenen Volkstum verankerter Entwicklungsverlauf von der klaren Zweckgestalt der Dinge bis zu ihrer barock übersteigerten Schmuckgestalt, wie ihn die Bronzezeit erkennen läßt, in der germanischen Eisenzeit nicht auf den ersten Blick erfaßbar. Aber über einzelne „keltische oder römische Stilvokabeln", die den Blick oft getrübt haben, müssen wir hinwegblicken, um das gleiche Entwicklungsbild wie in der Bronzezeit zu sehen. Wo die Träger einer Kunst dieselben bleiben, muß auch der blutsgebundene Rhythmus der Entwicklung wiederkehren.
Eine lange Reihe von Lichtbildern ließ erkennen, wie nach 500 v. Chr. die germanische Formenwelt des Metallgerätes und der Tonware vom Zweckmäßigkeitsgedanken und der klaren Linienführung bestimmt war, ganz im Gegensatz zur Formenwelt des 5., 6. und 7. Jahrhunderts n. Chr., wo z. B. die Konstruktionsteile der Gewandhaften mehr und mehr von breit entfalteten Schmuckflächen verdeckt werden. Die starke äußere Bewegtheit des Völkerlebens dieser Jahrhunderte scheint sich in der Bewegtheit der Schmucklinien und des Umrisses, in der wechselnden Farbigkeit edler Metalle, Steine und Glaspasten und in dem der Kerbschnitt-Technik eigenen Wechselspiel von Hell und Dunkel zu spiegeln. Nur ganz allmählich vollzieht sich der Formenwandel von einem Entwicklungspol zum anderen, bis dann die strengen alten Formen in einem renaissancehaften Umbruch der Entwicklung wiederkehren. Dieser Stetigkeit der Entwicklung unterliegt das Kunstgut aller germanischen Stämme; sie zwingt zu dem Schluß, daß die Träger und die maßgeblichen Gestalter dieses Kulturgutes während der ganzen Eisenzeit allein die Germanen gewesen sind. R. M.

Den Geschäftsführer der SGV, Dr. Werner Radig, hat mit Beginn des Sommersemesters 1935 das Reichsministerium für Wissenschaft, Kunst und Erziehung kommissarisch an die Hochschule für Lehrerbildung in Dortmund berufen.

Die Jahresgabe der Gesellschaft, deren Herausgabe Dr. Radig besorgt, wird den Mitgliedern der SGV im Laufe des Sommers zugehen. Es ist eine Einführung in die Vorgeschichte Sachsens und des sächsisch-böhmischen Grenzraumes. Sie wird etwa 60 Seiten umfassen, zahlreiche, z. T. bunte Kunstdrucktafeln, enthalten und im Verlag von Velhagen & Klasing erscheinen. Der Ladenpreis wird sich kartoniert auf etwa 2.— RM. stellen. Aus dem Inhalt seien die Themen genannt: Beiderseits vom Erzgebirge, Alte Straßen; Alt- und Mittelsteinzeit, Jäger und Sammler; Jungsteinzeit, Erste Bauernvölker; Bronzezeit, Aunjetitzer und Lausitzer Kultur; Eisenzeit, West- und Ostgermanen; Völkerwanderungszeit, Thüringer und Warnen; Frühmittelalter, Sorben und Deutsche. — Wir bitten unsere Mitglieder, die ihren Jahresbeitrag von 2.— RM. noch nicht geleistet haben, um Einzahlung auf Postscheckkonto Erhard Vogel, Taucha, Konto 55 871 Leipzig. Für Mitglieder, die mit der Zahlung ihres Beitrages im Rückstand bleiben, erlischt der Anspruch auf die Jahresgabe. R. M.

Verantwortlich für die Redaktion: Rudolf Moschkau, Leipzig; Verlag: Curt Kabitzsch, Leipzig;
Druck: Lippert & Co. G.m.b.H., Naumburg (Saale). Printed in Germany.

Digitized by Google

Die Fundpflege

Mitteilungen zur Vorzeit Sachsens und der Nachbargebiete

Herausgegeben in Verbindung mit der Sächsischen Gesellschaft für Vorgeschichte im Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte von Rudolf Moschkau und Werner Radig

3. Jahrgang: Heft 4 **Ernting / August 1935**

Eine frühdeutsche Wehranlage im Oberholz, Amtsh. Leipzig, gefährdet!

Von Rudolf Moschkau, Leipzig

Mit 1 Abbildung im Text

Zu den frühesten Vermessungen in Sachsen, die eine alte Wallanlage einbezogen, gehört der Expropriationsgrundriß der Leipzig-Geithainer Eisenbahn vom Jahre 1885, aus dem der Finanz- und Baurat Wiechel (Dresden), den Plan des „alten Schloßplatzes" im Oberholz bei Thräna herauszeichnete und für die Wissenschaft zugänglich machte[1]). In dem Wall- und Grabensystem dieses Platzes fand eine als „Kernwerk" bezeichnete Stelle das besondere Interesse Wiechels, und er veranstaltete 1890 an dieser Stelle Ausgrabungen, die zur Aufdeckung eines gepflasterten Feuerherdes führten, in dessen Nähe Holzkohle, gebrannte Lehmstücke mit Astabdrücken und frühmittelalterliche Gefäßscherben lagen. Gleiche Scherben sowie ein messerartiger Eisenrest fanden sich auch im Graben, der den Erdkern rings umgibt.
Wiechel hat auf Grund dieser Funde sowie der ältesten in naher Nachbarschaft vorbeiführenden Wegezüge richtig auf einen befestigten frühmittelalterlichen „Straßen- und Schutzwachtposten" geschlossen, außer dem „Kernwerk" aber auch einen weitausgedehnten Rechteckwall in die gleiche Zeit verlegt, ohne hier Bodenuntersuchungen vorgenommen zu haben, die zu diesem Schlusse hätten zwingen können.
1900 hat Dr. Georg Wilke, damals Oberstabsarzt in Grimma, ohne Vorkenntnis der Wiechelschen Grabung gleichfalls das „Kernwerk" und die ringförmige Umwallung desselben durch Schnitte untersucht[2]). Seine Beobachtungen bestätigten und vertieften den von Wiechel erkannten Befund; er fand nicht nur mittelalterliche Scherben vor, sondern auch Gefäßreste vom Lausitzer Typus. Ein gekrümmter Eisenrest durfte als Rest einer Spätlatènefibel und ein dickwandiger Teil eines Steingefäßes als Mörserbruchstück hermundurischer Zeit (Museum Grimma) angesprochen werden. In die

[1]) Vgl. Zeitschr. f. Ethnologie, 33. Jahrg., 1901, Verhandl. S. 409ff.
[2]) Vgl. ebenda, Verhandl. S. 26ff.

Digitized by Google

gleiche Zeit gehören als weitere Einzelfunde ein Eisenmesserchen, das aus der Wühlerde eines Kaninchenloches stammt (Museum für Völkerkunde, Leipzig), und eine eiserne Lanzenspitze (Museum Grimma)[1].

Die hiermit aufgefrischten Ergebnisse alter Grabungen und Beobachtungen lassen erkennen, daß in dem „Kernwerk" und seiner unmittelbaren Umgebung ein alter, mehrfach benutzter Siedlungspunkt des Leipziger Landes vorliegt. Anlagen wie dieses Kernwerk sind inzwischen als bestimmter Typus, als wehrhafte „Bühle" oder Erdfundamente für Wachttürme aus der Zeit frühdeutscher Landnahme erkannt worden. Eine der neuesten, umfassenden Untersuchungen galt dem Bühl von Jena-Löbnitz; sie hat zu ähnlichen Ergebnissen wie in unserem Falle geführt[2].

Frühdeutscher Warthügel mit Wall und Graben im Oberholz, südöstl. Leipzig. Aufnahme R. Moschkau, 1935

Bedauerlicherweise ist unsere schöne Anlage seit einiger Zeit gefährdet! Nur wenige Minuten von der Haltestelle Oberholz der Linie Leipzig—Chemnitz entfernt, am Wege gelegen, der von hier in den vielbesuchten Wald führt, ist der Bühl ein beliebter Lager- und Tummelplatz besonders für Radfahrer geworden. Graben und Wallböschung werden eifrig als Radrennbahn benutzt und haben infolgedessen jedes Pflanzenkleid verloren. Unsere Aufnahme gibt von der Nacktheit des Erdreiches keinen rechten Begriff, da sie noch herabgefallenes vorjähriges Laub zeigt. Regengüsse spülen immer wieder Erdreich von der Böschung in den Graben und bilden hier Schlammpfützen, die wiederum zu allerhand Allotria reizen, wovon Konservenbüchsen, verbrauchtes Schuhwerk, Pappkartons u. dgl. zeugen. Damit ist ein unhaltbarer Zustand geschaffen. Die Jugend hat es im Zeitalter der Sportplätze nicht nötig, die vor- und frühgeschichtlichen Denkstätten der Heimat als Tummelplätze aufzusuchen. Es kann zwar zu ihrer Entschuldigung dienen, daß sie Hügel, Wall und Graben nicht ohne weiteres als Denkstätte der Heimatgeschichte zu erkennen vermögen. Dann erwächst freilich dem Besitzer bzw. der Aufsichtsbehörde daraus die Pflicht, die Stätte durch eine Tafel zu kennzeichnen. Wenn in der nahen Großstadt Hunderte von Straßennamen mit einer geschicht-

[1]) Die Lanzenspitze wird abgebildet in der soeben erschienenen 2. Aufl. vom „Leipziger Wanderbuch" II. Teil (= Sächs. Wanderbücher Bd. 8) (R. Moschkau, Zu vorgeschichtl. Wällen, Gräbern und Siedelplätzen im Leipziger Land, S. 100, Taf. II, 5).

[2]) Hierzu W. Radig, Die Burgwälle Ostthüringens. Die Fundpflege, 3. Jahrg., Heft 2/3, S. 13f.

Digitized by Google

lichen Erklärung versehen werden, dann verdient ein altes Bodendenkmal nicht weniger eine solche erklärende Kennzeichnung und freilich zugleich auch eine Ermahnung zu einem Gebaren, das der Würde des Ortes entspricht. Erst wenn diese Kennzeichnung wirkungslos bliebe, sollte die Absperrung des Denkmals durch einen Zaun in Frage kommen, der freilich außer den mutwilligen Gästen Heimat- und Vorgeschichtsfreunde fernhalten würde. Man darf sich aber von einer Jugend, der die deutsche Vergangenheit so nahe gebracht wird, wie es gegenwärtig geschieht, doch erwarten, daß ein aufklärendes und mahnendes Wort nicht ohne Eindruck bleibt, wenn es, auf unseren Fall zugeschnitten, kurz und packend etwa lauten würde:

> An dieser Stelle stand vor 800 Jahren, von Wassergraben und Wallpalisade umhegt, ein Wacht- und Wehrturm deutscher Kolonisten im sorbischen Lande. Deutscher, ehre und schütze die Stätte, die Dir Deinen Heimatboden erobern half! Laß sie nicht zum Tummelplatz und zur Müllgrube werden!

Sachsens Vorgeschichte in Forschung und Lehre

Von Dr. Werner Radig, Leipzig

Es soll hier nicht darauf ankommen, einen mit schwerem Literaturapparat ausgestatteten Aufsatz über „Stand und Aufgaben der sächsischen Vorgeschichtsforschung" vorzulegen, sondern es gilt, die Richtlinien zu entwerfen, die ein organischer Weiterbau unserer sächsischen Vorgeschichte dringend nötig hat. Wir begeben uns damit auch nicht in den engen Arbeitsbezirk einiger Forscher, sondern wenden uns an alle die Volksgenossen, die gewillt sind, in ernster, stiller Arbeit weiterhin unser Vätererbe zu hüten. In diesem Sinne ringen wir mit den Männern der Volkskunde Schulter an Schulter um reichere Erkenntnis vorgeschichtlicher Kultur- und Geisteswelt. Wir treiben gemeinsam Volkstumsforschung oder Volkheitskunde.

Über den Stand der Vorgeschichtsforschung hatte sich kurz vor dem Weltkriege Alfred Hennig in kämpferischer Haltung geäußert. Er fiel am 30. Juli 1916 im Westen und ich schrieb ihm 1926 zum Gedächtnis: Was der Krieg jäh abgebrochen und die Nachkriegsjahre gelähmt haben, heißt es wieder aufzubauen. Brennende Aufgaben sind es, deren Erfüllung schon allein der Heldentod seliger Gelehrter als große Schuldigkeit von uns fordert. — Um diese Zeit brachte der von Kriegsfahrten heimgekehrte Georg Wilke eine Überschau über die Vorgeschichte Sachsens in der Mannus-Zeitschrift. Hieran schloß sich der Forschungsstand in der Oberlausitz in der gleichen Zeitschrift; dieser stammt von Walter Frenzel, den das Front- und Heimaterlebnis inzwischen zur Vorgeschichte geführt hatten.

Noch immer besaßen wir aber keine Gesamtdarstellung der sächsischen Vorgeschichte, denn der Aufsatz von J. V. Deichmüller in Wuttkes Volkskunde war knapp und überdies vor fast 30 Jahren geschrieben. So war es denn 1934 ein erheblicher Forschungsfortschritt, als unser „Grundriß der Vorgeschichte Sachsens" (2. Aufl., mit Orts- und Sachverzeichnis, 1935) erschien.

Digitized by Google

Er ist die Gemeinschaftsarbeit von Forschern und Lehrern und enthält viele Abschnitte, die auf völlig neuen Ergebnissen, die bisher unveröffentlicht waren, aufbauen (Bespr. in Fundpflege, Jahrg. 2, Heft 3). Im Erscheinen befindet sich eine kurzgefaßte Darstellung von „Sachsens Vorzeit. Eine Einführung in die Vorgeschichte des sächsisch-böhmischen Grenzraumes". Mit diesem Buche versuche ich die neue Ausrichtung unseres Stoffes auf die Grenzlande zu geben, die es als Grenzmärker zu hüten gilt.

Während wir jetzt über den Mangel an einer umfassenden und einer kurzen Vorgeschichte nicht mehr zu klagen brauchen, fehlt es noch an monographischen Darstellungen einzelner Zeiten oder Kulturen. Schon ein Blick auf die Altsteinzeit zeigt, daß eine Zusammenfassung jenes großen Zeitabschnittes fehlt (immer abgesehen von den naturgemäß gedrängt gehaltenen Abschnitten im „Grundriß"). Gerade aus dieser Zeit sind in den letzten Jahren viele Neufunde geborgen worden, so daß vornehmlich für Ostsachsen, aber auch für den Westen eine typologische Behandlung mit vielen Zeichnungen dringend erwünscht wäre. Das hervorragende Magdalénien von Burk bei Bautzen sollte eine umfassende Vorlage erfahren. Dessen ungeachtet bleibt die Markkleeberger Stufe (K. H. Jakob, K. Braune) und ihre zeitliche Eingliederung das Hauptkapitel diluvialprähistorischer Forschung in Sachsen. Ob hierbei die Untersuchung der Ilsenhöhle bei Ranis Hilfe leisten kann?

Die Mittelsteinzeit, vor wenigen Jahren noch terra incognita, ist jüngst derartig reich belegt, daß sowohl für Mittelsachsen wie für die Oberlausitz eine Bearbeitung gefordert werden muß. Weder das Tardenoisien noch die Erteböllestufe sind bisher in ihrem Formenschatz herausgearbeitet worden. W. Frenzel und K. Brandt haben zwar viel Bilder vorgelegt, und mancher Heimatforscher hat kleine Beiträge beigesteuert, aber was wissen wir bisher von den Elbterrassenbewohnern oder von den Muldenleuten? Der äußerste Nordwesten, das Leipziger Tiefland, hat nicht einmal die Voraussetzung für eine Bearbeitung geliefert: Hier fehlt intensive Geländebegehung; es ist unwahrscheinlich, daß hier mittelsteinzeitliche Kulturen ganz fehlen sollten. G. Neumann hat die vogtländischen Spitzhauen entdeckt und W. Frenzel viele lausitzische Stücke jenes Types beschrieben. H. Piesker hat eine Veröffentlichung der Funde des Staatl. Museums für Geologie, Mineralogie und Vorgeschichte in Aussicht genommen; eine rege Sammeltätigkeit entfalteten G. Bierbaum, W. Frenzel, K. Messerschmidt u. a.

Erst eine eingehende Bearbeitung der Lesefunde wird bei vielen Fundgruppen erweisen, welche Fundstellen der Mittelsteinzeit oder schon der Jungsteinzeit zuzuweisen sind. Eine monographische Darstellung dieser Zeit gibt es nicht; hierin ist uns Böhmen und Mähren mit seinem großen Werke von Stocky weit überlegen. Gerade das sächsische Lößland bietet einer Schilderung der ersten und ältesten Bauernkulturen die besten Möglichkeiten. Schon allein die Behandlung der donauländischen Bandkeramik wäre eine lohnende Aufgabe. Hier wie bei anderen Kulturen würde man natürlich nicht bei der heutigen, noch geltenden politischen Landesgrenze haltmachen. Und gab es in der Oberlausitz Bandkeramiker? Welche Gruppen der Nordleute waren dort vertreten? Nun ist es vor allem die Schnurkeramik, die

Digitized by Google

in den Brennpunkt des Interesses gerückt ist, weil mit ihr die Indogermanen engstens verknüpft sind. Befinden wir uns auch in einer äußeren Zone bzw. Schale der sächsisch-thüringischen Schnurkeramik, so müssen wir doch gerade diese Kultur erforschen. Die Gräber gilt es zu untersuchen, um die noch am reinsten nordisch geprägte Rasse zu erfassen und etwa aus den Beigaben (Streitaxt usw.) die geistige Haltung zu erkennen, die das Bild ihres Volkstums abrundet. — Spätkulturen wie die Kugelamphorenleute lassen sich in einem Aufsatz behandeln. Das ist mit den Glockenbecherleuten durch G. Neumann geschehen.

Derselbe legte sämtliche Gefäße der älterbronzezeitlichen Aunjetitzer Kultur vor. Die Bronzen stehen noch aus. Somit erhalten wir einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der Bronzezeit, die bei uns überwiegend illyrisches Volksgut hinterließ. Auch die Lausitzer Kultur wurde von einem ungermanischen Volk getragen, das wie in anderen Landschaften gerade auch in Sachsen eine hohe Blüte erlebte. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft, innerhalb dieser heute die Reichsgemeinschaft für deutsche Volksforschung, Abt. Vor- und Frühgeschichte, ließ durch den Verfasser dieses Berichtes die ungeheuer reichen Bestände der Lausitzer Kultur aufnehmen mit dem nunmehr gegebenen Ziele einer monographischen Behandlung, die in der Mannus-Bücherei (hrsg. von H. Reinerth) demnächst erscheinen soll. Außer einer lebensvollen Kulturdarstellung wird eine Stoffsammlung mit Karten beigefügt werden. Zur Lausitzer Kultur gibt es glücklicherweise schon einzelne Forschungen und Veröffentlichungen bestimmter Bodendenkmäler. An diesen haben sich früher J. V. Deichmüller, jetzt W. Frenzel und G. Neumann wie der Verfasser beteiligt. Es müßte z. B. auch die Billendorfer Kultur näher untersucht werden, etwa im Anschluß an ein Urnenfeld (Dresden-Stetzsch o. a.) oder einen Burgwall (Kleinsaubernitz, Dresden-Coschütz).

Die umfangreiche Germanenzeit (seit 600 v. Chr. Geburt) hat jüngst eine landschaftlich und zeitlich begrenzte Bearbeitung durch A. Mirtschin in dessen Buche „Germanen in Sachsen . . .“ erfahren. Das große Problem der lausitzisch-germanischen Mischkultur müßte einer Lösung entgegengeführt werden. Beachtliche Stoffsammlungen zur frühgermanischen Zeit lieferten K. H. Jakob, Moschkau, Radig u. a. Die Forschungen von W. Schulz berücksichtigen das sächsische Gebiet. Die hermundurische Kulturhinterlassenschaft muß im sächsischen Schrifttum den ihr gebührenden Platz erhalten: Das Brandgräberfeld vom Tanzberg in Prositz bei Meißen mit seinen Mäanderurnen mit Hakenkreuzzeichen und seinem Waffen- und Gerätereichtum ist der deutschen Vorgeschichte immer noch verschlossen! Es tritt dem hermundurischen Friedhof von Großromstedt zwischen Jena und Weimar würdig zur Seite. Die Hinterlassenschaft der Burgunden haben die Oberlausitzer Forscher quellenmäßig vorgelegt. Jedoch dürfte eine monographische Schilderung im Anschluß an das schlesische Siedlungsbereich manches Neue bringen. Haben wir nicht allen Grund, die Vorfahren des berühmten Burgunderreiches in das hellste Licht zu rücken? Der Durchzug ostgermanischer Volksteile durch westgermanisches Gebiet muß noch mehr herausgearbeitet werden. — Aus der Völkerwanderungszeit gibt es zwar nicht viel mehr

Digitized by Google

Funde, als sie der Grundriß bisher verzeichnet hat. Man denkt besonders an das einzigartige thüringisch-warnische Reihengräberfeld von Eulau-Elstertrebnitz (von W. Radig). Recht beachtenswert sind Siedlungsreste von Röderau, die von ihrem Ausgräber A. Mirtschin bearbeitet werden. Auch die spätgermanische Besiedlung ist hinreichend belegt.

Aus frühgeschichtlicher Zeit fesselt uns die Invasion der Sorben, die im Gebiete zwischen Saale und Elbe eine zusammenfassende Darstellung erfahren soll. Die Burgwallforschung haben wir (Frenzel und Radig im Auftrage der ehemaligen Arbeitsgemeinschaft zur Erforschung der Vor- und Frühgeschichte des deutschen Ostens) durch eine Landesaufnahme gefördert. Einen Einzelbeitrag bildet die große Ausgrabung des Burgwalles Köllmichen bei Mutzschen (Archiv urgeschichtlicher Funde aus Sachsen), deren Veröffentlichung noch aussteht. Die sorbische Kultur hat in größerem ethnographischem Zusammenhange Frenzel in seiner Vorgeschichte der Lausitzen behandelt. Hierbei schnitt er die Frage der sorbisch-frühdeutschen Durchdringung an.

Bei dem Überblick über Monographien einzelner sächsischer Landschaften fällt das Fehlen einer solchen im Vogtland auf, während Nordwestsachsen, Mittelsachsen und die Oberlausitz hierzu wesentliche Beiträge geliefert haben. Diese vorgeschichtlichen Landschaftsbeschreibungen sind wertvolle Bausteine zu einer lebendigen Heimatkunde, die wir z. B. in den Schulen nötig haben. In Buchform erschien z. B. E. Walthers Vorgeschichte der Sächsischen Schweiz (2. Aufl.). Ein vorbildliches Hilfsmittel für Unterricht und Schulung ist das Bilderhandbuch zur Vorgeschichte der Oberlausitz (von W. Frenzel). In Sachsen entstanden auch die trefflichen Anschauungsbilder von den Altgermanen und den Westgermanen (von R. Moschkau).

Die Lehre und Schulung besaß in Sachsen bisher einige private Einrichtungen. Jüngst hat die Landesuniversität einen Lehrstuhl für Vorgeschichte (K. Tackenberg) erhalten. Früher hatten Karl Weule und Joh. Felix die Vorgeschichte mit betreut und von 1928 bis 1935 habe ich Übungen zur mitteldeutschen Vorgeschichte an der Universität Leipzig (Seminar für Landesgeschichte und Siedlungskunde) abgehalten. Im Rahmen des Völkermuseums Leipzig hält seit Weules Wirken Joh. Richter einen Kursus ab. Im übrigen lag die Pflege der Vorgeschichte lediglich in den Händen einzelner Vereine, wie z. B. dem Verein für Völkerkunde in Leipzig, der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis in Dresden und der Gesellschaft für Vorgeschichte und Geschichte der Oberlausitz in Bautzen. Aus dem alten Vorgeschichtlichen Abend zu Leipzig und der Fr. Vereinigung für Fundpflege in Sachsen erwuchs die Sächsische Gesellschaft für Vorgeschichte, deren Mitglieder über Sachsen und weit darüber hinaus verteilt sind. Der Fundbergung und dem Grabungswesen dient der Landespfleger für die Bodenaltertümer mit seinen Vertrauensmännern (Sächs. Heimatschutzgesetz v. 17. Jan. 1934).

Heute kommt es darauf an, die Schulung in stärkstem Maße aufzubauen. Diese hohe nationalsozialistische Aufgabe erfordert ein Zusammenwirken der Landesleitung des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte mit allen Schulungsämtern im Sinne des groß angelegten Deutschen Volksbildungswerkes.

Digitized by Google

Versammlung der Vertrauensmänner für Bodenaltertümer aus der Kreishauptmanschaft Leipzig

Für den 26. Juni hatte Oberregierungsrat Prof. Mackowsky (Leipzig) die Vertrauensmänner und deren Stellvertreter nach Rochlitz zum Besuche der Vorgeschichtlichen Ausstellung in der Deutschen Oberschule und zu anschließender gemeinsamer Aussprache im Gasthof „Zum Löwen" eingeladen. Nach Begrüßungsworten durch Studiendirektor Dr. Kittler übernahm der geistige Schöpfer der Ausstellung, Obergeneralarzt i. R. Dr. Georg Wilke, selbst die Führung. Er betonte von vornherein, daß es hier nicht darauf ankommen sollte, möglichst viele örtliche Funde der engeren Rochlitzer Heimat vorzuführen, sondern den vorgeschichtlichen Fundstoff Mitteleuropas in Originalproben, Nachbildungen, Modellen und Bildern einmal in großen geistigen Zusammenhängen vorzuführen. Bei der Aufhellung dieser Zusammenhänge hat Wilke selbst grundlegende Arbeit geleistet, indem er mit Hilfe zahlreicher Fundkarten, auf denen jeweils ein vorgeschichtlicher Gerätetypus einer bestimmten Periode in seiner geographischen Verbreitung gezeigt wird, drei große Kulturkreise für Mitteleuropa herausarbeitete und diese Kreise in Beziehung zu bestimmten Völkergruppen brachte. Nur etwa 50 Stück der Wilkeschen Fundkarten waren aufgehängt, genügten aber vollauf, diese drei Kulturkreise, den keltischen, illyrischen und germanischen, in ihrer im Laufe der Jahrtausende wechselnden Ausdehnung erkennen zu lassen. Schaukästen unter den Kartentafeln enthielten Belegstücke für die jeweils herrschenden Geräte- und Gefäßformen der einzelnen Kreise, wobei der Formenreichtum des germanischen Kreises in helles Licht gerückt erschien. Zwei weitere Schaukästen brachten den Nachweis von Völkerwanderungen im europäischen Raum, wie er mit Hilfe kartographisch faßbarer Ausbreitung von bestimmten Kulturformen geführt werden kann. Dabei wird die Ausbreitung etwa der Kelten, der Wandalen, Burgunden, Jüten, Angelsachsen usw. viel schärfer umrissen, als nach den mangelhaften Berichten zeitgenössischer Schriftsteller. Das weitgespannte Denken, das aus dieser Aufstellung sprach, bekundeten auch die übrigen Abteilungen: Handel und Verkehrswesen, Wirtschaft und Lebensweise, Siedelung und Wohnart sowie Technische Fertigkeiten, vor allem aber die schöne Gruppe von der Geistigen Kultur der Vorzeit, wie sie in Brauchtum und Zauberglauben bis zur Gegenwart fortlebt. Wilkes ebenso knappe wie fesselnde Erläuterungen zu diesem von ihm mit Vorliebe bearbeiteten Gebiete verbanden immer wieder Vorgeschichte und gegenwärtiges Leben; den Reichtum der Überlieferung konnten sie nur andeuten. Die Stichworte Gesten, Hand-, Leiter- und Kammamulette, Knoten- und Beilzauber, Magische Zahlen, Schriftartige Zeichen, Idolverehrung, Vorgeschichtliche Heilkunde, Bestattungswesen und Totenkult zeigen den hier auf engstem Raume verarbeiteten Stoff nur in Auswahl an. — Gern gedachte der Schöpfer des Ganzen der opferbereiten Mitarbeit von Rochlitzer Vorgeschichtsfreunden und sächsischen Museumsleitern, die allein die schöne Vorgeschichtsschau zuwege gebracht habe.

Digitized by Google

Oberregierungsrat Prof. Mackowsky brachte in seinen Dankesworten zum Ausdruck, daß hier jeder Volksgenosse, der zu vertiefter Betrachtung neige, grundlegende Einsichten in das Werden des deutschen Volkes gewinnen könne. Ein Beisammensein im „Goldenen Löwen" führte zu reger Aussprache, in der betont wurde, daß in dieser Schau das erläuternde Wort nicht entbehrt werden könne. Der Druck eines einführenden Heftchens ist in Aussicht genommen, das durch den Zeitungsverlag E. Vetter, Rochlitz, zu beziehen sein wird. Einzelne neueste Funde wurden vorgewiesen und Fundpflegererfahrungen ausgetauscht. Georg Wilkes Plauderkunst hielt die Teilnehmer dieser wohlgelungenen Zusammenkunft bis zum späten Abend fest.

R. Moschkau

Fundmeldungen und Nachrichten

Neuere Vorgeschichtsfunde aus der Pegauer Gegend (Amtsh. Borna)

Fortsetzung

Schnaudertrebnitz: Beim Sandabbau der jetzt wieder zugeschütteten Sandgrube sind nach den Feststellungen des stellvertretenden Vertrauensmannes Fritz Irmscher (Pegau), wertvolle, leider nicht sachgemäß geborgene Funde zutage gekommen, zu denen auch ein zerstörtes Skelett mit Glockenbecher, ein Schnurbecher und das Bruchstück eines rillenverzierten Gefäßes der Spätlatène- oder Frühen Kaiserzeit gehört. Durch Ausgrabung an der Fundstelle wurde durch Herrn Irmscher lediglich eine Urne mit Leichenbrand und Deckschale gerettet.
Pegau: Im Siedelungsgrundstück Herrn Irmschers stieß man beim Grundgraben auf ein Hockergrab, dessen oberer Teil mit Kopf und Wirbelsäule leider schon zerstört war. Bein- und Armknochen zeigten die charakteristische Lage. Als Beigaben fanden sich eine Axt von nordischer Form und eine schön facettierte Axt des schnurkeramischen Kreises. M.

Rötha: Städtisches Heimatmuseum; Neufunde

Die Röthaer Flur ist in vorgeschichtlicher Zeit stark besiedelt gewesen. Wohl machte man Streufunde aus der Steinzeit, besonders reich aber ist die Ausbeute aus der Bronzezeit. Vieles wanderte in die großstädtischen Museen, manches wurde aus Unkenntnis zerstört, einiges lag als Anschauungsmittel in der Volksschule. Um breite Schichten der Bevölkerung auf die Reste einer vergangenen Kultur aufmerksam zu machen, wurden bedeutsame Funde in einem Schaufenster ausgestellt, denn es fehlte ein geeigneter Raum für die Sammlung. Endlich gelang es Ende 1934, im Gasthof zu den „3 Rosen" ein Zimmer zu erhalten, das der Wirt unentgeltlich zur Verfügung stellte. Die nicht an Geldüberfluß leidende Gemeinde stellte die erforderlichen Mittel zur Ausstattung zur Verfügung, so daß Glasschränke und Schaukästen angeschafft werden konnten. Das nun erstehende Heimatmuseum nimmt grundsätzlich nur das in seine Sammlungen auf, was wirklich aus der Heimat stammt. Seine Hauptanziehungsstücke sind die jungbronzezeitlichen Funde der Stadtflur, und da ist es wieder ein Doppelbrandgrab, das nach seiner Wiederherstellung durch die Sellerhäuser Arbeitsgemeinschaft des Leipziger Vorgeschichtlichen Abends, so, wie es gefunden wurde, dem Besucher gezeigt werden kann.
Große Scherbenmengen harren noch der Bearbeitung. Hierbei ist ein Kreis von Helfern nicht zu entbehren. Welch interessante Ergebnisse diese Arbeit haben kann, zeigt die nachfolgende Mitteilung in den „Leipziger Neuesten Nachrichten" vom 18. Juni 1935, die einen Scherbenfund betrifft, der auf Röthaer Flur gemacht und ins Heimatmuseum Leipzig eingeliefert wurde: „Ein Riesengefäß der Bronzezeit. In der vorgeschichtlichen Abteilung des Naturkundlichen Heimatmuseums der Stadt Leipzig ist in den letzten Tagen ein Tongefäß zur Schau gestellt, das wegen seiner Größe allgemeines Interesse erwecken dürfte. Der Topf hat eine Höhe von fast 86 cm. Am Rande beträgt der kleinste Durchmesser 58,5 cm, der größte 72 cm. Das Gefäß ist nämlich nicht kreisrund geformt gewesen. Der größte äußere Umfang mißt gar

Digitized by Google

2,42 m. Der außergewöhnlichen Größe entspricht die Dicke der Wandung: sie zeigt 2—4 cm, und der an vielen Stellen abgesprungene „Bewurf" läßt deutlich erkennen, daß die Wandung in zwei Arbeitsgängen aus zwei Tonschichten hergestellt wurde.
Leider konnte der Riesentopf nicht ganz geborgen werden, da er beim Sandabbau in einer Kiesgrube auf Flur Rötha-Geschwitz im Frühjahr 1933 aus den oberen Schichten abgestürzt und in Scherben gegangen war, von denen leider nur noch ein Teil durch einen für die heimatliche Vorgeschichte interessierten Bürger unserer Stadt in dankenswerter Weise aufgesammelt werden konnte. Die Zusammensetzung der 72 Scherben und die Ergänzung großer Teile, die in der Werkstatt des Museums erfolgten, kostete viel Zeit und Mühe. Trotzdem nun das Gefäß wieder vollständig vom Boden bis zum Rande vor uns steht, empfiehlt sich eine Füllung mit irgendwelchen, nach Litern abmeßbaren Stoffen zum Zwecke der genauen Inhaltsfeststellung nicht; denn vorsichtige Berechnungen haben ergeben, daß die Wände einem Druck von etwa 260 Liter standhalten müßten. Die Probe auf dieses Exempel will man lieber bei dem jetzt freistehenden Gefäße nicht machen. Zur Zeit seiner Benutzung, während der jüngeren Bronzezeit (etwa 1200—800 v. Chr.), war es wahrscheinlich in den Boden eingelassen, so daß die Wandung dem Druck des darin wohl vornehmlich aufbewahrten Getreides oder Mehles besser widerstehen konnte. —"
In demselben Ortsteil Geschwitz wurde neuerdings in der Leipziger Straße beim Hausbau eine Siedelungsstelle angeschnitten, deren Untersuchung durchgeführt wird, sobald der Stand der Bauarbeiten dies gestattet. Es wurde hier eine Wohngrube von streng kegelförmigem Profil angeschnitten. Außer jungbronzezeitlichen Scherben barg die Grube die Trümmer eines Knochenschlittschuhes, der sich wieder herstellen lassen wird. In nächster Nachbarschaft kamen Tierknochen sowie ein kleiner mit Strichgruppen verzierter Becher von kegeliger Form mit winzigem eingedellten Boden zum Vorschein. Die Funde liegen im Museumszimmer Rötha aus. Oberlehrer Engelmann, Rötha

Bodenfunde aus den Amtsh. Leipzig und Döbeln

Liebertwolkwitz, Amtsh. Leipzig. In der Tongrube der Sächsischen Tonsteinwerke waren 1934 durch den Steinsortierer Sterzik Scherben beobachtet und auch zwei kleine Amphoren geborgen worden. Eine Nachprüfung der Fundumstände ergab, daß hier Brandgräber der Periode III der Bronzezeit zerstört worden waren. Bemerkenswert ist das Vorkommen zweier absichtlich durchstoßener Gefäßböden, die den Glauben zum Ausdruck bringen, daß die Mitgift des Toten in beschädigtem oder unbrauchbarem Zustande ins Grab kommen müsse. Die Sicherstellung der Funde erfolgte durch den stellv. Vertrauensmann für Bodenaltertümer.

Phot. Willi Berger, Leisnig

Podelwitz, Amtsh. Leipzig. Östlich des Ortes, auf dem Galgenberge, an dem auch der bezeichnende Flurname „Der Schatzhaufen" haftet, fand Schachtmeister Lehmann (Taucha), bei Beschleusungsarbeiten in einer 6,80 m langen und 0,90 m tiefen, mit feinsandigem Lehm gefüllten Mulde zwei Gefäße, die als früheste Vertreter der Aumjetitzer Keramik oder als späte Formen der Glockenbecherkeramik anzusehen sind. Von weiteren Kulturresten fanden sich vorerst keine weiteren Spuren. Ob zwei wohngrubenartige Vertiefungen in naher Nachbarschaft der Fundstelle in die gleiche Zeit gehören, bleibt zweifelhaft, da auch hier keinerlei Scherben beobachtet worden sind. R. M.

Leisnig, Amtsh. Döbeln. Roher Reliefkopf in Sandstein. Vor etwa 2 Jahren fand der in der Obermühle zu Leisnig angestellte Obermüller F. im Flußbett der Mulde bei besonders niedrigem Wasserstand einen Stein mit eingemeißeltem Gesicht. Er nahm ihn mit sich in seine in der Mühle befindliche Dienstwohnung und stellte ihn dort im Treppenhause auf. Da ihm

Digitized by Google

aber gesagt wurde, der Stein bringe ihm Unglück ins Haus, warf er ihn auf Drängen seiner Frau wieder in die Mulde.

Von diesem Vorkommnis erfuhr ich im Januar d. J. Ich setzte mich mit dem Obermüller in Verbindung, sagte ihm, daß dieser Stein jedenfalls ein sehr wertvolles Altertumsstück sei, und so wurde mir die Zusicherung, daß er mir helfen wolle, den Stein wieder aus dem Wasser zu holen. Wir vereinbarten, dies im Sommer bei niedrigem Wasserstand zu tun. Am Sonnabend vor Pfingsten haben wir den Stein, der noch etwas aus demSchlamm hervorragte, gemeinsam wieder ans Ufer gebracht. Ich habe ihn gereinigt, photographiert und dann in das Museum unseres Leisniger Altertumsvereins gebracht.

Rätselhaft ist, wie der Stein in die Mulde gekommen ist und woher er stammt, denn stromaufwärts befinden sich erst im Kloster Buch wieder alte Bauwerke, von denen er herrühren könnte. Stammt er von einem Grabstein des Klosters oder von einem Götzenbild wendisch-frühdeutscher Zeit? Der Stein, an dem noch Spuren von Mörtel haften (wahrscheinlich bildete er ein Abschlußstück eines Torbogens), ist oben etwa 19 cm, unten 16 cm breit, 19 cm hoch und 13 cm dick. Das Material ist ein harter Sandstein. Max Grimmer, Leisnig

Sächsische Gesellschaft für Vorgeschichte (SGV)

4. Hauptversammlung in Plauen am 16. Juni 1935

Der vor 2 Jahren in Bautzen beschrittene Weg, gemeinsam mit dem „Sächsischen Verband für Volkskunde", jetzt „Sächsische Gaufachstelle für Volkskunde der NS-Kulturgemeinde, Abt. Volkstum und Heimat", zu tagen, führte in diesem Jahre Volkskundler und Vorgeschichtler in Plauen zusammen. Das Tagungsprogramm wurde den Interessen der Vorgeschichtsfreunde durch die Besichtigung des Vogtländischen Kreismuseums (Vorgeschichtliche Abteilung), durch den Vortrag Dr. Radigs über die Burgwälle Ostthüringens und durch den Besuch des Schlackenwalles auf dem Eisenberg bei Pöhl gerecht.

Am Sonntagmorgen wurde unter Führung von Dr. Pietsch (Plauen), das Kreismuseum und seine Vorgeschichtliche Abteilung besichtigt, in der sich auf kleinem Raum die vorbildlich klare und schmucke Anordnung des gesamten Museums spiegelt. Die Abteilung zeigt als zur Zeit wertvollste Stücke eine Serie von paläolithischen Glockenschabern aus Röhrenknochen des wollhaarigen Nashorns aus Ölsnitz (vgl. hierzu die Abb. 139 S. 377 im „Grundriß der Vorgeschichte Sachsens"), die ein bezeichnendes Licht auf den Stand der damaligen Fellbearbeitung werfen. Sie enthält weiter außer den vorerst noch spärlichen Funden jüngerer Vorgeschichtsperioden — darunter, freilich nur im Abguß, das bemerkenswerte Kupferflachbeil von Treuen — den schönen Plan des verschlackten Walles von Pöhl, mit dessen Vermessung die Stadt Plauen anderen Gemeinden, die vorgeschichtliche Wälle zu betreuen haben, ein nachahmenswertes Beispiel gegeben hat.

Es lag nahe, diesen Wall als vereinzeltes und doch recht ansehnliches Zeugnis befestigter vorgeschichtlicher Besiedelung des Vogtlandes im Hinblick auf verwandte Anlagen der weiteren Umgebung zu betrachten, und so bot Dr. Werner Radig eine darstellende und entwicklungsgeschichtliche Betrachtung der vor- und frühgeschichtlichen Burgwälle Ostthüringens mit Lichtbildern. Eine gedrängte Wiedergabe des Stoffes, leider ohne Karten und Bilder, enthält Heft 2/3 des Jahrg. 1935 der „Fundpflege".

Am Nachmittag wurde der Eisenberg selbst besucht, von dessen bergmännischer Bedeutung nur noch geringe Spuren zeugen, während der doppelte Abschnittswall mit seinen Gräben, die den Bergsporn im Triebtale gegen Angriffe sicherten, seit mehr als $2^1/_2$ Jahrtausenden der Zerstörung widerstanden hat. Der einstige Aufbau der Wälle ist 1926 durch Grabungen und Schnitte klargestellt worden und zeigt die von sonstigen illyrischen Wallburgen her bereits bekannte Holzverankerung mauerähnlich geschichteter Erde- und Steinmassen. Über Forschungsgeschichte, strategische Lage, Erbauer und mutmaßlichen Untergang des Werkes sprachen an Ort und Stelle Dr. Pietsch und Dr. Radig. Wo umgestürzte Fichten den Steinkern des Walles bloßgelegt hatten, waren verschlacktes Gestein und geglühtes Erdreich gut sichtbar. Die Wanderung von Pöhl nach Jocketa war von denkbar schönstem Wetter begünstigt. Leider erlaubte die Zeit nicht, den Gunzenhügel bei Möschwitz aufzusuchen, wo nach wenigen Gefäßresten zu urteilen, Gräber der bei uns selten vertretenen Bronzeperiode II bestanden haben mögen.

Die Hauptversammlung der Gesellschaft, die in die Mittagspause gelegt werden mußte,

Digitized by Google

war schwach besucht. Der durch den Vorsitzenden erstattete Jahresbericht hatte nur 8 Monate zu berücksichtigen, da die vorige Hauptversammlung erst im Oktober stattgefunden hatte. Als erfreuliches Zeichen des Anstieges ist das stetige Anwachsen der Mitgliederzahl zu betrachten. Eine Änderung im Vorstand trat dadurch ein, daß der Geschäftsführer der Gesellschaft, Dr. Werner Radig, besonders in Rücksicht auf seine Berufung nach Dortmund sein Amt niederzulegen bat. Seine Rührigkeit und oft erprobte Hilfsbereitschaft sichern ihm den Dank der Gesellschaft, den der Vorsitzende zum Ausdruck brachte. Als Landesleiter im „Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte", dem unsere Gesellschaft angehört, wird uns Dr. Radig auch künftig nahestehen. Er hat die beiden Veranstaltungen der Gesellschaft, eine Kundgebung zur „Vorgeschichte Sachsens" im Lehrervereinshaus zu Leipzig und eine Heidewanderung zu neuen Fundplätzen in der Dresdener Heide — hier im Verein mit Baurat O. Pusch (Dresden) — durchgeführt, sowie wiederholt im Leipziger Vorgeschichtlichen Abend gesprochen, dessen monatliche Veranstaltungen seit diesem Jahre zugleich als Veranstaltungen der Gesellschaft gelten.
Auch das umfangreiche Orts- und Sachverzeichnis zum „Grundriß für Sächsische Vorgeschichte", 2. Aufl., sowie die Jahresgabe der Gesellschaft: „Sachsens Vorzeit", stammen aus Dr. Radigs Feder. Die Mitarbeit unserer Mitglieder an der Berichterstattung über Funde ihres Bezirkes war ungleichmäßig und fehlte zum Teil ganz. Eine Vergütung für diese als „Fundmeldungen und Nachrichten" im Beiheft „Die Fundpflege" (Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde) gesammelten Mitteilungen kann freilich nicht gewährt werden; jedoch erfolgt auf Wunsch Rückerstattung der Portounkosten.
Kleine Neuerungen technischer Art sind die Mitgliedskarte, die jährlich als Beleg für den gezahlten Jahresbeitrag versandt wird, und die Eröffnung eines auf den Namen der Gesellschaft lautenden Postscheckkontos Leipzig Nr. 22 794; künftige Zahlungen sind also nicht mehr auf das persönliche Konto unseres Kassenwartes zu leisten. Aus dem Bericht des Kassenwartes O.-Insp. Vogel (Taucha), war zu entnehmen, daß fast ein Viertel unserer bisherigen Mitglieder mit der Zahlung des Jahresbeitrages für 1935 noch im Rückstande sind. Mit Recht betonte der Kassenwart, daß bei dem denkbar niedrigen Beitrag unsere Verpflichtungen nur zu leisten sind, wenn keines der Mitglieder in der Zahlung über das 1. Vierteljahr hinaus säumig bleibt. Wie bereits mitgeteilt, kann säumigen Zahlern die Jahresgabe nicht zugestellt werden. — Über Neubesetzung des Geschäftsführerpostens und etwaige damit in Zusammenhang stehende Veränderungen wird der Vorsitzende die Mitglieder, sobald angängig, durch Rundschreiben unterrichten. R. M.

Schrifttum

Preidel, Helmut, Die urgeschichtlichen Funde und Denkmäler des politischen Bezirkes Brüx. Brüx 1934, Verlag des deutschen Lehrervereins im Bezirke Brüx.
Der Verleger und zugleich Herausgeber, der deutsche Lehrerverein im Bezirke Brüx, in Zusammenarbeit mit dem Verein der Museumsfreunde in Brüx, hat sich mit diesem Buch ein rühmliches Denkmal der Opferbereitschaft für die Förderung deutschen Volkstums in Böhmen gesetzt und in Helmut Preidel den kenntnisreichen Fachbearbeiter des heimatlichen Fundstoffes gewonnen. „Die vorliegende Arbeit gibt im Gebiete der Tschechoslowakischen Republik erstmalig in diesem Aufbau die Urgeschichte eines politischen Bezirkes mit einem nahezu vollständigen Verzeichnis der bis zum 1. Januar 1933 gehobenen urgeschichtlichen Funde und Denkmäler, soweit sie heute noch erreichbar sind, und dazu eine genaue kartographische Aufnahme der einzelnen, jetzt noch bestimmbaren Fundplätze und Fundstätten." (Vorwort.) Freilich hat schon die „Deutsche Wissenschaftliche Gesellschaft in Reichenberg" als „Anstalt für Sudetendeutsche Heimatforschung" mit Heft 5 ihrer Vorgeschichtlichen Abteilung „Die Vorgeschichte des Aussig-Karbitzer Bezirkes" von Ernst Simbriger erscheinen lassen, gleichfalls mit dem Ziele, vornehmlich eine Bezirks-Fundübersicht zu bieten (unsere Arbeit erscheint zugleich als Heft 6 dieser Reihe), jedoch gelang es Preidel und seinen Mitarbeitern, den Fundstoff in geradezu vorbildlich reicher Weise vor Augen zu führen: Zu 39 Textabbildungen, die neben geschlossenen Funden wie etwa dem Bronzegerät eines Skelettgrabes von Obernitz auch wertvolle Befunde vor Augen führen, wie z. B. eine Hausbestattung der Bylaner Kultur von Brüx, treten auf 24 Tafeln 444 Einzelgegenstände als Autotypien, die einen Begriff geben von dem unerschöpflichen Fundreichtum des nordböhmischen Landes. Eine beiliegende große

Digitized by Google

Karte des Brüxer Bezirkes zeigt die Flurgrenzen der Ortschaften und innerhalb derselben, freilich nur mit der Lupe klar erkennbar, die durchnummerierten Fundstellen.
Der allgemeine Teil des Buches erörtert Landschaftsbild und erste Menschen des Heimatbezirkes, wobei der Verfasser für das eiszeitliche Alter des Brüxer Schädels eintritt und der Bedeutung des Kommerner Sees gerecht wird. Es folgt eine Charakteristik der „bandkeramischen", „nordischen" und „westischen" Kulturen. Hierbei will Preidel unter „nordischen" Kulturen die für sein Gebiet nachweisbare, durch weitläufige Beziehungen zum Norden gekennzeichnete Roßwitzer, sowie Badner und schnurkeramische Kultur verstanden wissen, letztere in ihrer sächsisch-thüringischen Ausprägung. Es muß Sachsens Vorgeschichtler interessieren zu hören, daß Preidel die letztgenannte wie auch die Badner Kultur aus der Roßwitzer Kultur herleitet, in der wiederum bandkeramische und nordeuropäische, nämlich Großsteingräber-Einflüsse wirksam werden. Von nordeuropäischen Bevölkerungsteilen getragen, bildet sich die Roßwitzer Kultur in Schlesien, dem angrenzenden polnischen und Sudetengebiet sowie in Mitteldeutschland (Sachsen—Thüringen) aus, und zwar hier unter dem Einfluß bodenständiger Kulturen (Walternienburg—Bernburg). Das Ergebnis für Mitteldeutschland ist unsere sächsisch-thüringische Schnurkeramik. Ein Bevölkerungsvorstoß aus unserem mitteldeutschen Gebiet macht der schwesterlichen Badner Kultur in Böhmen ein Ende. Die Tatsachen reicheren Viehbestandes, vorherrschenden Viereck-Hausbaues und guter Bewaffnung, die für die „nordischen" Siedelplätze durch Bodenfunde hier im Brüxer Bezirk aufs neue bestätigt worden, widerlegen die Vermutung, daß in dem nordisch bestimmten Gerät etwa nur Handelsware vorläge. Für seine Annahme, daß die am Ende des Neolithikums erscheinenden und auch in Sachsen durch Funde gut vertretenen Glockenbecherleute eine staatliche Einigung der wesensverschiedenen neolithischen Kulturträger Mitteleuropas erzwungen hätten, kann der Verfasser keine überzeugenden Gründe beibringen.
In großen Zügen wird der Bezirk auch im Rahmen der Bronze- und Eisenzeit geschildert, wobei sich wiederum manche Parallele zu sächsischen Verhältnissen aufdrängt (Knobitzer [= Knowiser] Kultur; Latènekultur, die hier in keramischer Beziehung nicht reich, aber doch mit so schönen, an sächsische Funde gemahnenden Stücken wie dem gestempelten Schalenboden von Hareth und den Gefäßen von Hochpetsch vertreten ist; Seebschütz, Amtsh. Meißen, hat ganz ähnlich profilierte Latènekeramik geliefert und die Hochpetscher Stücke sind bei Preidel vielleicht doch irrtümlich in die spätrömische Kaiserzeit gesetzt worden). Tabellarische Fundübersichten schließen jeden dieser Abschnitte ab.
Der Hauptteil, das Fundverzeichnis, gibt bei alphabetischer Anordnung der Gemeinden die Funde in kurzer Beschreibung und, soweit sie bekannt ist, mit Fundgeschichte, mit Inventarnummer und Literaturnachweisen wieder. Ein Verzeichnis der verarbeiteten Sammlungen und der Schriften zur Urgeschichte des Bezirkes Brüx, endlich ein unentbehrlicher Schlüssel zur Kartenbeilage schließen ein Werk ab, das an die Gewissenhaftigkeit und Selbstverleugnung des Verfassers hohe Ansprüche stellen mußte. Hoffen wir, daß in seine bewährten Hände bald auch die Aufträge für „Fundübersichten" ähnlicher Art der benachbarten und ungeahnt reichen Fundbezirke von Saaz und Podersam gegeben werden und daß „Die urgeschichtlichen Funde und Denkmäler des politischen Bezirkes Brüx" beispielhaft auf sächsische Bezirke wirken mögen!

Rud. Moschkau

„Vorgeschichtliche Ausstellung der Deutschen Oberschule Rochlitz", Druck und Verlag von Ernst Vetter, Rochlitz i. S.
Unter diesem Titel hat Georg Wilke auf 15 Seiten eine denkbar inhaltreiche Einführung in Aufbau und Stoff einer von umfassenden Gesichtspunkten beherrschten Ausstellung verfaßt. Hier wird einmal gezeigt, wie selbst der enge Raum eines Zimmers die Möglichkeit gibt, den vorgeschichtlichen Fundstoff für die Beantwortung großer Fragen nutzbar zu machen. So werden, um nur zwei Hauptfragen herauszugreifen, unter Zuhilfenahme kartographischer Mittel Bevölkerungsnamen und Bevölkerungsbewegungen des vorgeschichtlichen Europa klargestellt und die geistige Welt des Vorzeitmenschen und ihr Fortwirken in der Gegenwart an dem Kapitel Zauberglauben erläutert. Im übrigen sei auf den vorstehenden Bericht über die Versammlung der Vertrauensmänner der Kreishauptmannschaft Leipzig verwiesen. Zum Verständnis und zur Nachahmung dessen, was die Rochlitzer Ausstellung beispielhaft angestrebt und verwirklicht hat, ist Wilkes Einführung nicht zu entbehren. M.

Verantwortlich für die Redaktion: Rudolf Moschkau, Leipzig. — Verlag: Curt Kabitzsch, Leipzig;
Druck: Lippert & Co. G.m.b.H., Naumburg (Saale). Printed in Germany.

Digitized by Google

Die Fundpflege

Mitteilungen zur Vorzeit Sachsens und der Nachbargebiete

Herausgegeben in Verbindung mit der Sächsischen Gesellschaft für Vorgeschichte im Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte von Rudolf Moschkau und Werner Radig

3. Jahrgang: Heft 5 **Gilbhard / Oktober 1935**

Neufunde und Aufstellungen von Steinkreuzen im Kreise Pirna

Von Richard Kutsche, Copitz

Mit 1 Abbildung im Text

Obwohl Dr. Kuhfahl (Dresden) in Sachsen die alten Steinkreuze inventarisierte und der Landesverein Sächsischer Heimatschutz im Juli 1928 ein umfangreiches, reich illustriertes und wertvolles Werk herausgegeben hat, sind in letzter Zeit immer wieder Steinkreuze aufgefunden worden, die in den Bestandslisten der Steinkreuzforschung noch fehlen und völlig unbekannt waren. Im Kreise Pirna konnten nachstehende Kreuze vom Unterzeichneten neugemeldet und neuaufgestellt werden:

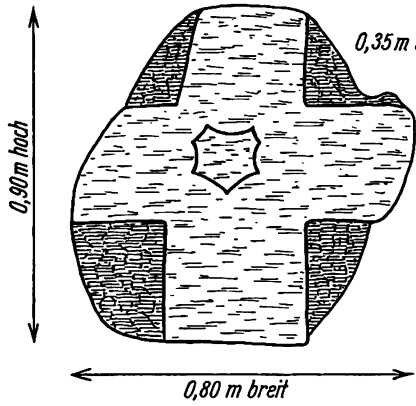
Altstadt bei Stolpen: Ein zweites Steinkreuz wurde in einer Stützmauer 1924 von mir entdeckt, wo es in der Mauer, außerdem noch durch einen Lattenzaun verdeckt, ein unbekanntes Dasein führte. Nach vielen schriftlichen und mündlichen Verhandlungen mit den beiden Besitzern wurde es von mir am 29. März 1934 aus der Mauer herausgenommen und einige Meter entfernt neben einem kleinen Garten, zwischen der Gastwirtschaft Köhler und der Bäckerei Karsch am Hange der Dorfstraße, neuaufgestellt. Es hat eine plumpe, lateinische Form, besitzt einige Messerwetzrillen; die Maße sind: 1,12 m hoch, 0,54 m breit und 0,18 m stark.

Bonnewitz: Dieses Steinkreuz hatte einst seinen Standort auf einsamer Feldflur, wo es dem Bauer bei Bearbeitung seines Ackers stets im Wege war, und so hatte er es einem Häusler vor zirka 70 Jahren als Mauerstein verkauft, und dieser setzte es an der Dorfstraße in die Wiesenstützmauer mit ein. Im Frühjahr 1934 wurde es aus der Stützmauer herausgenommen und hinter dem Gasthof an der Straße nach Wünschendorf auf die Böschung neuaufgestellt. Bei dieser Herausnahme wurde nun festgestellt, daß man ein Scheibenkreuz vor sich hatte und nicht ein solches in der „Eisernen Kreuzform" (Maltheserkreuz), wie man einst in der Mauer wahrnehmen konnte. Ebenso stellte man außer den schon zwei bekannten Kreuzstrichzeichnungen eine dritte Kreuzzeichnung auf der oberen Rückseite fest. Die Maße sind: 1,33 m hoch, 0,72 m breit und 0,33 m stark.

Digitized by Google

Eschdorf: Als Mitte des Jahres 1933 gegenüber dem Gasthofe der Adolf Hitler-Platz vorgerichtet und eingeweiht wurde, kam auch ein altes Steinkreuz wieder zu Ehren und Ansehen, das auf dem zuvor recht wüst aussehenden Flecke an der Mauer des Freigutes liegend gefunden wurde. Wie der Volksmund erzählt (was auch durch einen Eintrag in der Ortschronik bestätigt wird), ist es eines der Sühnekreuze: „Im zweiten schlesischen Kriege 1745 hatten preußische Husaren den Gutshof geplündert und einer der Husaren dabei den Besitzer Georg Michel ums Leben gebracht. Als Sühne für diese ruchlose Tat sei dann von dem Husaren auf seine Kosten das Steinkreuz zur Sühne gesetzt worden!" (?) Es hat die „Eiserne Kreuzform". Die Maße sind: 0,78 m hoch, 0,50 m breit und 0,26 m stark.

Gersdorf bei Pirna: Im Grundstück Nr. 97 an der Straße Gersdorf—Berggießhübel wurde in einer Gartenstützmauer eingesetzt ein lateinisches Steinkreuz mit einem sauber vertieft eingegrabenen Wappenschild aufgefunden. Bei der am 1. November 1934 vorgenommenen Herausnahme und Neuaufstellung mußte ich feststellen, daß ich ein Radkreuz vor mir hatte. In Sachsen ist es das zweite Kreuz, das als Einmeißelung ein Wappenschild zeigt. Am linken Arm hat es außerdem noch ein größeres Rundnäpfchen. Die Maße sind: 0,90 m hoch, 0,80 m breit und 0,35 m stark. Den Einwohnern war dieses Kreuz zwar bekannt, und man erzählt sich die Sage, „daß es bei diesem alten Steinkreuz nicht geheuer sei. Eine weiße Frau im schleierhaften Gewande soll sich um Mitternacht dort zeigen!"



Steinkreuz bei Gersdorf.
Zeichnung von R. Kutsche, Copitz

Graupa: Beim Gasrohrlegen wurde dieses Kreuz um 1908 herum vor dem „Lohengrin-Gasthause" unterm Packlager der Dorfstraße gefunden. Der Besitzer des Grundstückes nahm sich des alten Steinmales an und stellte es in seinen Hof. Dort führte es lange Jahre, nur Eingeweihten bekannt, ein stilles Dasein. Auf meine Veranlassung wurde es nun am Eingange zum Garten unter einer mächtigen Linde von der Straße aus gut sichtbar für jedermann neuaufgestellt. Es hat die „Eiserne Kreuzform" ohne jedwedes Zeichen. Die Maße sind: 0,98 m hoch, 0,68 m breit und 0,33 m stark.

Lohmener Wald: 1. Kreuz. Im Flurstück „Liebethaler Wäldchen" an der Porschendorf—Mühlsdorfer Straße zirka 20 m am Waldrande wurde von mir am 10. Dezember 1932 ein verstümmeltes Steinkreuz, dem man beide Arme abgeschlagen hatte, aufgefunden. Es hat die lateinische Form und zeigt auf der Rückseite der oberen Hälfte des Kreuzstammes ein eingeritztes Kreuzzeichen. Am 28. März 1933 wurde es von mir neuaufgestellt. Die Maße sind: 0,87 m hoch, 0,38 m (jetzige, verstümmelte) breit und 0,25 m stark.

Digitized by Google

Lohmener Wald: 2. Kreuz. Bei der Neuaufstellung des vorherigen 1. Kreuzes wurde das auf der anderen Straßenseite fast gegenüberstehende Antoniuskreuz mit der schönen Armbruststrichzeichnung, das über 60 cm in den Lößboden versunken war, gehoben und erhielt dadurch ein ganz anderes Aussehen. Dabei wurde unter dem Kreuz im Erdboden ein stark in Rost übergegangener eiserner Bolzen gefunden, der dem Pirnaer Stadtmuseum übergeben wurde. Die Maße sind nun: 1,08 m hoch, 0,58 m breit und 0,34 m stark. Von diesem Kreuz erzählt das Volk bei der Federschleißje, „daß es bei diesem Kreuze scheeche! — Ein großer Hund mit feurigen Augen, die so groß wie Mühlräder seien, soll sich zur mitternächtlichen Stunde dort zeigen und niemanden auf der Straße vorüberlassen!" (?)

Markersbach: Dieses Steinkreuz fand ich am 5. August 1934 hinter der Sakristeitüre der Dorfkirche liegend. Es hat die Form des „Eisernen Kreuzes", und der Mörtelputz am Kreuz beweist, daß es einst irgendwo eingemauert gewesen ist. Man hat es neuaufgestellt, doch ist es sehr verwittert. Die Maße sind: 0,74 m hoch, 0,49 m breit und 0,23 m stark.

Pirna/Elbe: Bei Beschleusungsarbeiten wurde am 21. Februar 1935 im rechten Straßengraben in der Pirnaer Flur an der Dippoldiswalder Straße zwischen Kilometerstein 0,700 und 0,800 ein altes Steinkreuz in der Form des „Eisernen Kreuzes", 1,10 m hoch, 0,70 m breit und 0,25 m stark, aufgefunden. Der rechte Kreuzbalken und der Kopf ist etwas beschädigt. Inschriften oder Zeichen sind nicht vorhanden. Das Kreuz wurde an der Fundstelle am Feldrain neu aufgestellt, und die Stadt Pirna kann somit 6 alte Steinkreuze in ihrer Gemarkung aufweisen.

Schullwitz: Im Grundstück Nr. 17 befindet sich an der gleichen Stelle, wo es einst seinen Standort gehabt hat, fast unsichtbar in die Auffahrtsmauer zur Scheune ein Steinkreuz in der „Eisernen Kreuzform" eingesetzt; es war nur dem Besitzer selbst bekannt. Im Frühjahr 1935 wurde es aus der Mauer herausgenommen und auf dieselbe am gleichen Ort aufgestellt. Die Maße sind: 0,74 m hoch, 0,77 m breit und 0,25 m stark.

Desgleichen wurden nachstehende Steinkreuze aufgefunden und auf anderen Plätzen neuaufgestellt:

Groß-Cotta: Im Herbst 1933 hat man das Gitter um die fünf an einem Ort auf Flur Groß-Cotta zusammengetragenen und aufgestellten entfernt, so daß das denkmalartige Aussehen verschwunden war. Im Sommer 1934 hat man nun zwei der Steinkreuze von diesem Steinkreuznest entfernt und eines am Wege zum Aufgange nach dem Cottaer Spitzberg und das andere am Diebswege, kurz vorm Zwieseler Weg, neuaufgestellt.

Königstein a. Elbe: Beim Spielen auf dem Reißiger Platze wurde von Kindern ein altes Steinkreuz in der „Eisernen Kreuzform" herausgewühlt und ans Tageslicht gebracht. Dieses Kreuz erwähnt schon Königsteins Chronist, Pfarrer Süße, im Jahre 1755. Die Ortsgruppe Königstein des Gebirgsvereins für die Sächsische Schweiz stellte dieses Steinkreuz an der Stadtkirche am Aufgange des Schreiberberges neu auf.

Pfaffendorf bei Königstein a. Elbe: Dieses Kreuz lag als Prellstein an dem Straßenbogen der Dorfstraße vorm Zaun eines Grundstücks. Da ihm

Digitized by Google

der linke Arm abgefahren worden war, wurde es von dieser gefährlichen Stelle weggenommen und zur Linken der Dorfstraße auf die Straßenböschung neuaufgestellt. Die Maße sind: 1,33 m hoch, 0,68 m breit und 0,25 m stark; es besitzt die Form des „Eisernen Kreuzes".
Sämtliche hier angeführten Steinkreuze sind aus Sandstein gefertigt und zeigen schöne künstlerische Steinmetzarbeit.
Aus Ahnentagen künden die Steinkreuze und erzählen Geschichte. Unsere heutige Zeit hat dafür wieder Verständnis und offenen Sinn. So werden sie wieder beachtet und geschützt, sind sie doch mitunter die einzigen Kulturzeugen, die uns Kunde geben aus den Tagen unserer Urväter. Ein jeder muß mit eintreten für ihre Erhaltung, für Schutz und Pflege.

Eine Steinaxt von Aue, Amtsh. Schwarzenberg

Von Dr. Siegfried Sieber, Aue

Mit 1 Abbildung im Text

Das Erzgebirge hat bislang wenige vorgeschichtliche Funde aufzuweisen gehabt. Damit wurde ja auch die Ansicht der Forscher bestätigt, daß die großen Urwälder dieses Mittelgebirgslandes erst spät, und zwar erst durch die frühdeutsche Besiedlung erschlossen worden seien. Um so überraschender ist es, daß zu dem Feuersteinmesser von Blauenthal (am Wasserfall nahe der frühdeutschen Burganlage bei Blauenthal gefunden, vgl. meinen Bericht im Glückauf, Jahrg. 1925, S. 148) jetzt eine Steinaxt von Aue gekommen ist. Gefunden wurde sie freilich bereits im Jahre 1919 bei einem Straßenbau in Aue. Der Arbeiter, der sie entdeckte, nahm sie mit nach Schneeberg in seine Wohnung. Seine Kinder, die manchmal damit gespielt haben mochten, erzählten in der Schule davon, und durch die Bemühungen zweier Lehrer in Schneeberg erhielt Unterzeichneter davon Kunde.

Photo Unger, Aue

Die Steinaxt besteht aus grünlichschwarzem Kieselschiefer. Sie mißt auf der Oberseite 10,5, unten 11 cm. Die Länge der Schneide beträgt 4, die obere Breite des Werkzeuges 5,3 cm. 5 cm von der Schneide entfernt beginnt das Schaftloch, dessen Durchmesser auf der Oberseite 2,6, unten dagegen 2,2 cm ausmacht. Die Tiefe des Loches ergibt 4 cm. Nach hinten wird die Axt sehr schnell dünn. Sie ist dort auch nicht mehr glatt poliert, wie an der Schneide, an den Seiten und im Loch. Der Stein hat hinten offenbar nicht mehr viel hergegeben. Dagegen wirkt die Vorderseite in ihrer abgeschrägten Keilform und mit den leicht gerundeten Kanten sehr gut. Die Schneide ist ein wenig abgenutzt.

Digitized by Google

Als Fundort gab der Finder die heutige Zeppelinstraße nahe der sogenannten Klingelei (alter Flurname Klingeleite = Leite zur Klinge = Schwarzwasserschlucht) an. Die Stelle ist heute überbaut. Damals fand sich die Steinaxt etwa einen halben Meter unter der Oberfläche (Ackerland). Es habe sich, nach den Worten des Arbeiters, dort eine Art „Nest" gefunden, in dem außer Scherben noch Verfaultes wie von Leder sich befunden hätte. Demnach ist hier nicht an ein verschlepptes Werkzeug zu denken. Bedauerlich ist natürlich, daß der für unser Erzgebirge höchst wertvolle Fund 15 Jahre lang unbekannt blieb, so daß die Scherben und sonstigen Reste nicht mehr feststellbar sind.
Da neuerdings auch aus Ölsnitz im Erzgebirge von einem vorgeschichtlichen Fund Meldung vorliegt, dürfte das einstige Waldland doch auch dem Vorgeschichtler noch Überraschungen bieten. Eine Zusammenstellung aller bei Freiberg, Marienberg, Reizenhain usw. gemachten vor- und frühgeschichtlichen Funde wird sich aufschlußreich erweisen.
Die Steinaxt von Aue ist für das Auer Museum erworben worden.

Fundmeldungen und Nachrichten

Bodenfunde aus den Amtsh. Leipzig, Grimma, Großenhain

Eythra. Am Friedhofe wurde beim Kiesgraben eine jungsteinzeitliche Abfallgrube mit wenig typischem Scherbenmaterial angeschnitten (Untersuchung Dr. Agde).
Seegeritz u. Taucha. Auf dem Galgenberge nordöstlich Seegeritz wurde eine schon früher dort vermutete bronzezeitliche Siedlung durch Scherbenfunde belegt. Weitere Wohngrubenstellen, die sich östlich davon in Richtung Stadtitz-Wald feststellen ließen, könnten mit dieser Siedlung in Verbindung stehen. — Im Staditz-Wald wurden auf der Höhe am nördlichen Teichufer („Sieben Linden") bei Schachtarbeiten mittelalterliche scharfgebrannte Scherben mit Rillenmusterung in Verbindung mit vereinzelten wellenverzierten slawischen Scherben gefunden (geborgen durch Herrn Schmutz). Mit diesem Scherbenfund ist uns vielleicht ein Hinweis auf die Lage der wüsten Mark Stadtitz gegeben. Das Material kam ins Heimatmuseum Taucha, dessen Neuaufstellung im Sitzungssaal des Rathauses, früheren Amtsgerichts, bevorsteht. — Berichtigung: Die Fundstelle der nordischen Serpentinaxt liegt nicht auf Flur Pönitz (vgl. „Die Fundpflege", 3. Jahrg., S. 19), sondern auf Flur Sehlis b. Taucha.
E. Vogel, Taucha

Großpösna. In der Kiesgrube nördlich des Ortes auf Höhe 146,3, die schon vor einiger Zeit Scherben geliefert hat, wurde eine Herdgrube mit kleinen, im Feuer gesprungenen Geschieben und wenigen bronzezeitlichen Scherben festgestellt (Untersuchung R. Moschkau). — In der Nähe des Kinderheims, an der Straße nach Seifertshain, fanden sich beim Setzen eines Mastes bronzezeitliche Gefäßreste, die zu einem zerstörten Grabe gehört haben dürften (Untersuchung Prof. Tackenberg). Beide Stellen könnten als Siedlung und Friedhof zusammengehören.

Mölkau. Bei Gartenarbeiten in der SA-Siedlung am Ortsausgang links der Straße nach Leipzig-Anger wurde ein Brandgräberfeld der mittleren bis jüngeren Bronzezeit angeschnitten und durch den Finder, Siedler Seifert, auch bald gemeldet. Es konnten bisher 8 teilweise zerstörte Gräber festgestellt und untersucht werden, die auffallend flach unter der Erdoberfläche lagen. (In einem Falle wurden 17 cm bis zum Halsansatz einer Buckelurne gemessen, deren Rand also nur von wenigen Zentimetern Erdreich bedeckt gewesen sein kann.) Ohne schützende Steinsetzungen zu haben, stehen die Gräber doch mit mehr oder weniger umfangreichen Steinpflasterungen in Verbindung, die das gleiche flache Niveau wie die Gräbersohlen haben und schwach mit Holzasche und Holzkohlespuren sowie Streuscherben durchsetzt sind. Diese Stein-

Digitized by Google

pflaster nehmen teilweise beträchtlichen Umfang an und stellen in dieser Ausdehnung ein ungelöstes Rätsel dar. Das dazu verwendete Material sind die am Orte vorkommenden glazialen Geschiebe. Gleichfalls benachbart mit den Gräbern wurden auch Scherbenlager ohne Knochenbrand festgestellt, die Opferungen anzeigen mögen. Die Untersuchung (R. Moschkau) ist noch im Gange und soll erstmals zur planmäßigen Aufdeckung eines gesamten Gräberfeldes führen. Die Mittel dazu wurden dankenswerterweise von der Amtshauptmannschaft Leipzig sowie Mölkauer Industriellen bereitgestellt (vorläufiger Bericht).

Leipzig-Connewitz. Bei Aufdeckung eines Massengrabes aus der Völkerschlacht im Bereiche der Gartenvorstadt Marienbrunn kamen am Rübezahlweg Scherben von blaugrauer mittelalterlicher Gefäßware zum Vorschein, die leider unbeachtet geblieben und nur zum kleinen Teil wieder aufzusammeln waren (Bergung R. Moschkau, M. Schlag).

Ungestörtes Hügelgrab vom Kohlenberg bei Brandis, Amtsh. Grimma. Aufn. R. Moschkau

Brandis, Amtsh. Grimma. Im Einverständnis mit dem Pfleger für den Bezirk Grimma wurde von dem Unterzeichneten ein auf dem Kohlenberg gelegenes, zur Hälfte durch den Steinbruch zerstörtes Hügelgrab untersucht. Die Erdmasse der Aufschüttung war am Rande durch einen Steinkranz abgesteift, der aus gut zusammengefügten Blöcken und senkrecht gestellten Platten aufgebaut war. In der Mitte des Erdhügels erhob sich, leider nur zum Teil erhalten, eine große Steinpackung, die sich von der alten Oberfläche bis zur heutigen erstreckte. In ihr fanden wir fünf Nachbestattungen, die aus je einer Urne mit Deckschüssel und mehreren Beigefäßen bestanden. Bis auf einige kleine Beigefäße waren alle Gefäße stark zerdrückt und auseinandergefallen. Das Hauptgrab, das in der Mitte der Packung gelegen haben wird, konnte leider nicht entdeckt werden; es war wahrscheinlich schon vor der Grabung in die Tiefe des Steinbruches hinabgestürzt. Die Nachbestattungen lassen sich in die mittlere Bronzezeit datieren. — Die Mittel für die Untersuchung stellte ein Energieverband zur Verfügung; auch die Bürgermeisterei der Stadt Brandis half in entgegenkommender Weise. Prof. K. Tackenberg

Das untersuchte Grab gehört zu der stattlichsten und zum größeren Teile wohlerhaltenen Hügelgräbergruppe des Leipziger Landes, die auch in landschaftlich recht reizvoller Umgebung liegt (vgl. Abb.). Sie wird für die zukünftige Hügelgräberforschung dieses Gebietes das dankbarste Objekt darstellen. Über die zeitweise Gefährdung der Hügelgruppe berichtete „Die Fundpflege", 2. Jahrg., 4. Heft, S. 30f. (Abb. eines aufgewühlten Hügelgrabes). Herr Rittergutsbesitzer Busse,

Digitized by Google

Brandis, dem der Kohlenberg gehört und der dankenswerter Weise die Zustimmung zu der Hügeluntersuchung gab, wird weiterhin ihr verständnisvoller Pfleger bleiben. R. Moschkau

Treugeböhla bei Großenhain. Auf dem Felde des Einwohners Glasewald, das bereits Scherbenfunde geliefert hatte, kam ein bronzezeitlicher Urnenfriedhof zutage, auf dem zunächst zehn Flachgräber nachweisbar waren. Die Untersuchung wird durch den zuständigen Vertrauensmann vorgenommen.

Leipzig. Die Städtischen Bücherhallen haben in einem Verzeichnis die hauptsächlichsten Werke zur „Deutschen Vor- und Frühgeschichte" zusammengestellt und nach Abschnitten gegliedert wie z. B. Werke über die Bedeutung der Vor- und Frühgeschichte für das gegenwärtige völkische und politische Leben, sowie über das Gesamtgebiet, über germanische Stammesgeschichte usw. Jedem dieser Abschnitte ist eine kurze Einleitung vorangestellt. Durch diese Einrichtung wird das Eindringen in den Stoff ungemein erleichtert; sie verdient in den Büchereien anderer Orte nachgeahmt zu werden.

Ein Mahnzeichen zum Schutze der frühdeutschen Wehranlage im Oberholze bei Leipzig. Auf die Anregung in Heft 4 der „Fundpflege", die Bühlanlage im Oberholz vor Mißbrauch und Verschandelung zu schützen, ist dank einer Eingabe des Landespflegers für Bodenaltertümer, Dr. Bierbaum, durch das Landesdenkmalamt die Anfertigung einer Tafel veranlaßt worden, die den an dieser Stelle vorgeschlagenen Wortlaut trägt. Sie wurde in der Werkstatt des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz verfertigt und gereicht durch ihre schmucke Ausführung der alten Wehranlage zur Zierde und dank ihrer mahnenden Worte hoffentlich auch zu dauerndem Schutze. M.

Die 13. Reichenberger Sommerhochschulwoche

vom 26.—31. August 1935 stand unter dem Gesamtthema „Landeskunde und Heimatforschung der Sudetenländer". Sie brachte in ihrem vielseitigen Vortragsprogramm auch dem Vorgeschichtler wertvolle Einblicke in die rührige Arbeit der dort wirkenden deutschen Forscher. Neben Darlegungen zur Landesnatur, zur Siedlungs- und Volkskunde (Böhmen in der Braunkohlenzeit, Tierwelt der Eiszeit in Böhmen, Besiedlung des Jeschken-Isergaues u. a.) ist an dieser Stelle vor allem erwähnenswert, was Prof. Dr. Franz „Aus vorgeschichtlicher Kunst der Tschechoslowakei" vorführte. Unterstützt von Lichtbildern zeigte er, wie die Zierkunst, im Neolithikum auflebend, den nordischen und bandkeramischen Kulturkreis verschieden erfaßte. Während jenem Verzierungen eigen sind, die den in die Höhe strebenden Bau des Gefäßes hervorheben („tektonischer Charakter"), ist vom Bandkeramiker eine Gliederung der meist gedrungenen (Bomben-) Formen durch das Anbringen spiraliger Linien nicht gewollt worden („atektonischer Charakter"). Im Gegensatz zum nordischen Kreis sind seine Gefäße bemalt, wie besonders Funde in Südmähren zeigen. Auch die plastischen Verzierungen der Bandkeramik sind dem Norden fremd. Die Herkunft des Nordkreises von Urindogermanen, des bandkeramischen aus Vorderasien erklärt diesen Gegensatz in der Gefäßornamentik. Im Berührungsgebiet treten Mischungen auf, wie Reste von Kalkmasse an nordischen Gefäßen und nordische Linienzier an Bandkeramik beweisen. Auf dem künstlerischen Ausgleich beider Kulturen, der über die Bronzezeit hinweg (ornamentale Spiralen auf nordischen Schwertgriffen!) bis in die Wikingerzeit zu verfolgen ist, beruht alle weitere Kunstentwicklung der Vorzeit. W. Emmerich, Seminar für Landesgeschichte, Leipzig

Sächsische Gesellschaft für Vorgeschichte (SGV)

Zum Landesleiter des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte berief Bundesführer Prof. Dr. Reinerth für Sachsen Dr. Walter Frenzel (Bautzen), der damit das Amt Dr. Werner Radigs, jetzigen Dozenten an der Dortmunder Hochschule für Lehrerbildung, übernimmt. Frenzel ist einer der rührigsten sächsischen Vorgeschichtsforscher, der die Kenntnis besonders der vorgeschichtlichen Verhältnisse in der Oberlausitz gefördert hat und in der Bautzener Gesellschaft, die er leitet, die Vorgeschichte ausgiebig zu Worte kommen läßt, der vor allem ein guter Organisator der fundpflegerischen Arbeit ist und uns dadurch nahesteht, daß er die „Freie Vereinigung für Fundpflege in Sachsen", aus der die SGV hervorgegangen ist, begründen half. Zu einem für unsere Mitglieder angekündigten Vortrag Dr. Frenzels über „Tagesfragen in der deutschen Vorgeschichte" geben wir Zeit und Ort schriftlich bekannt.

Digitized by Google

Die 2. Tagung des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte in Bremen vom 28. September bis 6. Oktober 1935, verbunden mit der 1. Geschichtstagung des N.S.-Lehrerbundes, bringt an wichtigen Veranstaltungen am 29. Sept. eine Kundgebung für Deutsche Vorgeschichte auf dem Domplatz, wo Reichsleiter Alfr. Rosenberg über „Die Ausweitung des deutschen Geschichtsbildes" spricht, am 30. September einen Vortrag von Dr. Hans Reinerth, Völkische Vorgeschichtsforschung. Eine Antwort an ihre Gegner; am 1. Oktober: Vorträge zu den Themen: a) Deutsche Vorgeschichte im nationalsozialistischen Erziehungswerk, b) Das vorgeschichtliche Schrifttum. Seine weltanschauliche und wissenschaftliche Sichtung; am 2. Oktober: c) Neugestaltung der vorgeschichtlichen Museen und Lehrmittel im Dienste der Schulungsarbeit; am 3. Oktober Vorträge zu dem Thema d) Ausgrabungen und Forschungen. Es folgen am 4. Oktober Tagesausflug in das Oldenburger Land (Großsteingräber, Wallburgen, Hügelgräber, Bauernhäuser, Schafställe, Ausgrabung Hünenbett Kleinenkneten, Stadt und Museen Oldenburg, Museum Cloppenburg); am 5. u. 6. Oktober: Zweitägiger Ausflug nach Hamburg und Schleswig Holstein (Vorgeschichtliches Institut und Modellwerkstatt Hamburg; Stellerburg, Ausgrabungen; abends: Vortrag Prof. Dr. Scheel (Kiel): Schleswig-Holsteins weltgeschichtliche Stellung in spätgermanischer Zeit; Schleswig-Holsteinisches Museum; Wikingerstadt Haithabu, Ausgrabungen). Geschäftsstelle bis 29. September im Verkehrsverein am Hauptbahnhof Bremen, dann im Neuen Gymnasium, Tagungsbeitrag 5.— M. — Die SGV. wird bei der Tagung durch Dr. Werner Radig vertreten sein, der einen Lichtbildervortrag über „Vorgeschichte im sächsisch-böhmischen Grenzraum" halten wird.

Schrifttum

Stampfuß, Rudolf, Gustaf Kossinna ein Leben für die deutsche Vorgeschichte. 1.—10. Tausend. Leipzig 1935, Curt Kabitzsch. 40 S. mit 4 Tafeln. Kart. RM. —,90.

In einer Zeit, in der Kossinnas Werke von vielen Volksgenossen gelesen werden und seine Forschungsergebnisse eine Grundsäule des heutigen Geschichtsbildes sind, ist es Ehrenpflicht, das Lebenswerk dieses völkischen Vorgeschichtsforschers in einer Biographie zu würdigen. Geschieht eine solche Darstellung in knapper und allen verständlicher Form, wie es hier Stampfuß gelungen ist, so erhalten wir ein Büchlein, das auch wirklich alle Geschichtsfreunde angeht. Herb und kämpferisch ist der Lebenslauf des Ostpreußen Kossinna. Bitter und unwegsam ist die Forscherlaufbahn, aber siegreich ist der Kampf des völkischen Streiters, beständig und zukunftsträchtig sind seine Schöpfungen wie die Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte (heute der Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte), die Mannus-Zeitschrift, die Mannus-Bücherei und das Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit. „Die größte Tragik seines Lebens bleibt, daß er den Sieg des Nationalsozialismus, den er von ganzem Herzen ersehnte und für den er mannhaft eintrat, nicht mehr sah und damit den jüngsten Aufschwung seiner Wissenschaft und ihre Krönung nicht mehr erleben durfte. — Der Altmeister ist tot, doch sein Werk lebt in uns fort, heute stärker denn je."

Dr. W. Radig

Schramm, E. Vorgeschichtliche Befestigungen. Dresden 1935, C. Heinrich. 31 S. Mit 20 Abb. RM. 1,50.

Wer den liebenswürdigen und bescheidenen Generalleutnant a. D. Exzellenz Schramm selbst gekannt hat, hat volles Verständnis für das schmale Bändchen, daß er uns kurz vor seinem Tode geschenkt hat. Es zeigt das Bild, das sich Schramm als Festungssoldat von den vorgeschichtlichen Befestigungen gemacht hat. Er gibt im Vorwort selbst an, daß er in der Befestigungskunst sachverständig, in der Archäologie jedoch Laie war. Das läßt sich auch bei der Durchsicht seiner Niederschrift nicht leugnen. Das eigentliche Verdienst des Verfassers liegt denn auch nicht in dieser Übersicht, sondern in seiner handschriftlichen Liste der Burgen, die er seit 1875 geführt hat und die 1565 Befestigungen verzeichnet. Z. B. trug er in Behlas Buch, dessen Statistik er um 125 Burgplätze vermehrte, die genaue Lage der Burgwälle zeichnerisch ein, d. h. er lokalisierte an Hand der Karte jeden Burgwall und leistete eine wertvolle Geländearbeit, deren Früchte wir auch in Sachsen geerntet haben.

Dr. W. Radig

Verantwortlich für die Redaktion: Rudolf Moschkau, Leipzig; Verlag: Curt Kabitzsch, Leipzig
Druck: Lippert & Co. G.m.b.H., Naumburg (Saale). Printed in Germany.

Digitized by Google

Die Fundpflege

Mitteilungen zur Vorzeit Sachsens und der Nachbargebiete

Herausgegeben in Verbindung mit der Sächsischen Gesellschaft für Vorgeschichte im Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte von Rudolf Moschkau und Werner Radig

3. Jahrgang: Heft 6 **Julmond / Dezember 1935**

Ein Hockerfund in Miltitz, Amtsh. Leipzig

Von Dr. Johannes Richter, Leipzig

Mit 1 Abbildung im Text

Das Dorf Miltitz bei Leipzig, das seit langem durch Funde in den Museen von Leipzig und Dresden als einstiger Lebensraum der Schnurkeramiker bekannt ist, hat jüngst wieder einen weiteren dieser Art geliefert.

Im Juli dieses Jahres waren die Spaten bei Erdarbeiten für den Bau der Siedlung II Miltitz in einer Sandgrube auf ein Grab gestoßen. Auf eine fernmündliche Meldung davon fuhr ich sofort nach dem Fundort und stellte folgendes fest. Es handelte sich um ein Hockergrab. Das Skelett war bei meiner Ankunft bereits gehoben. Nach den geringen Resten der Körperknochen, die ich noch an Ort und Stelle zu einem Häufchen zusammengelegt sah, ist es sehr schlecht erhalten gewesen. Nur die Schädelkalotte war noch in leidlichem Zustand, so daß ich die unten angegebenen Maße nehmen konnte. Durch eingehendes Befragen der Zeugen bei der Aushebung des Grabes und dadurch, daß ich einen der Siedler bat, sich in der Stellung des Toten auf die Erde zu legen, und diese Stellung von den übrigen solange verbessert wurde, bis über die Richtigkeit Einstimmigkeit herrschte, glaube ich den Tatbestand, soweit es möglich war, ermittelt zu haben.

Der Bestattete war ein etwa 25jähriger Mann. Seine Größe war nach den Maßen weder zu messen noch zu schätzen. Er lag in OW-Richtung leicht auf der rechten Seite, Kopf nach W, Gesicht nach S. Die Arme waren scharf, die Beine nur sehr leicht angewinkelt. Das Skelett lag waagerecht in 1 m Tiefe unter der Oberfläche. Die Grabgrube war mit schwach dunkel gefärbtem Boden ausgefüllt. Steinsetzungen und Tongefäße waren nicht vorhanden. An Beigaben fanden sich eine steinerne Lochaxt und ein Steinmesser.

Die Lochaxt lag neben der rechten Schulter. Sie besteht aus schwarzgrauem feinkörnigem Schiefer und ist 11,7cm lang mit einer größten Dicke von 6,0cm und 4,4 cm Schneidenbreite. Das glatt gebohrte Loch steht senkrecht zur Längsachse und verengt sich gleichmäßig von 2,4 auf 2,2 cm. Zwischen Durchbohrung und Bahnende hat sie beiderseits 5—6 Fazetten. Die Vorderhälfte ist glatt. Das Stück ist nicht symmetrisch. Von einer Linie, die durch

Digitized by Google

die Mitten von Bahnende und Durchbohrung gelegt ist, weicht die Schneide 5 mm seitwärts ab. Das Bahnende trägt alte Gebrauchsspuren, die Schneide ist tadellos. Möglicherweise hat man eine lange benutzte Axt für den Totenkult neu geschärft. Vielleicht mußte das ein bißchen schnell gehen, so daß die Schneide leicht schiefstehend geraten ist.

Eine in solchen Gräbern seltenere Beigabe ist das schöne Messer, das dicht oberhalb der rechten Hüfte, vielleicht ehemals in einer Tasche lag. Es ist 11,1 cm lang bei 1,9 cm größter Breite. Am Griffende ist sein Querschnitt dreieckig, nach der Spitze zu wird er trapezförmig. Die Spitze biegt etwas nach der Seite ab, was wohl keine Absicht ist, sondern im Material begründet war. Der Werkstoff ist ein hellgrauer Feuerstein mit natürlichen Beimischungen, die als kleine gelbliche Flecke sichtbar werden. Die Schneiden sind ohne jede Benutzungsspur. Das Messer ist anscheinend ganz neu gewesen.

Photo Dr. Richter, Leipzig

Abb. 1. Beigaben des Miltitzer Hockers

Der Schädel — nur die Kalotte ist erhalten — ist ein ausgesprochener Langschädel von 20,5 cm Länge und 12,5 cm Breite, mithin einem Index von rund 61. Da der Schädel nicht ganz erhalten ist und mit einer gewissen Deformation durch Erddruck gerechnet werden muß, sind die Maße vielleicht nicht millimetergenau. Groß können aber die Abweichungen für diese Inderziffer nicht sein.

Die Funde — Schädel, Axt und Messer — wurden von dem Herrn Landespfleger für Bodenaltertümer in Sachsen der vorgeschichtlichen Sammlung des Museums für Völkerkunde in Leipzig überwiesen und sind dort zur Besichtigung ausgestellt.

Wiedererkannte Latène-Fundstücke von Boberſen bei Riesa und Zeithain, Windmühle

Von Rudolf Moschkau, Leipzig

Mit 2 Abbildungen im Text

Fundpflege im weitesten Sinne umfaßt alle pflegerischen Maßnahmen von der Feststellung der Fundstätte und deren fachgemäßen Ausgrabung bis zur Veröffentlichung der Fundstücke und -umstände. Sie schließt auch die Betreuung älterer Funde ein, die nicht immer in pflegerischer Weise geborgen und behandelt worden sind und — das ist der schwerste Vorwurf für ihren Besitzer — nicht nach ihrer Herkunft bezeichnet worden sind. Die Versuche, nachträglich die Herkunft solchen Fundgutes zu erfahren, sind nicht immer aussichtslos, wie diese Darstellung erkennen läßt; man sollte sie vor allem dann betreiben, wenn es sich um nicht alltägliche Fundstücke oder um erwünschtes Belegmaterial zur Besiedelungsgeschichte der Heimat handelt. —

Digitized by Google

Die ehemalige, gegenſtändlich reiche Sammlung Karl Wiegand, Leipzig, iſt zwar einſt von ihrem Begründer katalogmäßig beziffert worden. Indes fand ſich bei ſeinem Tode 1912 ein Katalog nicht vor, was noch Guſtaf Koſſinna dem Schreiber gegenüber bedauernd feſtgeſtellt hat. Und da kaum irgendwelche Ausſicht beſteht, daß dieſer Katalog noch einmal auftauchen könnte, ſo würde die ganze Sammlung einen denkbar geringen Wert darſtellen, wenn nicht aus Wiegands älterer Sammelpraxis an einer Reihe von Fundſtücken auch Zettel mit Fundortsbezeichnungen hafteten. Veröffentlicht hat Wiegand nur einige wenige Funde und zwar in ganz unzulänglicher Weiſe[1]). Sein Verſuch, hierbei Grabungsbefunde aufzuzeigen, iſt über erſte Anſätze nicht hinausgekommen. Wiegand verrät damit jedoch ein anerkennenswertes Streben, wie es bei Laiengrabungen des vorigen Jahrhunderts ſelten genug in Erſcheinung tritt. Jedenfalls wird dadurch das Odium bloßer Raubgräberei von ſeinem Namen genommen. Zwei

Photo Herm. Vogel, Leipzig

Abb. 1. Weſtgermaniſche Urnen mit Leichenbrand von Boberſen bei Rieſa (l.) und Zeithain, Windmühle (r.). Nach K. Wiegand

unvollſtändig mitgeteilte Funde in dieſer Veröffentlichung — je ein latènezeitliches Aſchengefäß von Boberſen bei Rieſa und Zeithain, Windmühle — ſeien hier herausgegriffen, weil heute die Möglichkeit beſteht, die Beigaben dieſer Gefäßfunde nachzuweiſen und verſchiedene Irrtümer aufzuklären, die ſich daran geknüpft haben.

Die beiden Urnen ſelbſt ſcheinen verſchollen zu ſein; ſie fehlen unter den Beſtänden der Wiegandſchen Sammlung, die vom Leipziger Muſeum für Völkerkunde aufgekauft wurden und finden ſich auch nicht in dem Reſtbeſtand der Sammlung, den Kaufmann Martin Schlag, Leipzig, bei Wiegands Tode in der Nachlaßverſteigerung erwarb. Wohl aber tauchen ſie hier in einem guten Photo von 1897 auf, das uns mit weiteren ähnlichen Photos einen Teil der Wiegandſchen Ausgrabungen im alten Zuſtande — mit Herkunftszetteln auf Pappen geheftet — vorführt. Leider hat ja Wiegand ſpäterhin in Zuſammenhang mit ſeiner Katalogiſierung die älteren Fundſtücke wie auch alle Neuerwerbungen auf neuen, durchnumerierten Pappen untergebracht und zu ihrer Bezeichnung nur noch die Katalognummern ver-

[1]) K. Wiegand, Vorgeſchichtl. Funde im Kgr. Sachſen. In: Leipziger Illuſtrierte Zeitung, Jahrg. 1897, S. 815—817, Abb. 6.

Digitized by Google

wendet. Und in diesem Zustande hat das Museum für Völkerkunde die Wiegandschen Bestände übernommen, inventarisiert und, da ein Katalog fehlte, großenteils mit der Angabe „Fo. u." (Fundort unbekannt) versehen müssen. Eins unserer Photos also zeigt die beiden Urnen mit handschriftlichen Herkunftsschildchen beklebt, die mit der Lupe gut lesbar sind. Das linke Gefäß enthält die Aufschrift: „Bobersen a. E. Sandgrube Sandgrab Nro. Hauptgefäß Nro."[1]), das rechte auf 2 Zetteln: „Röderau II. Hügel Sandgrab No. 1 Aschenurne Nr. Beigaben Grab 1 Nr. 2." Wo die Numerierung offen blieb, geschah dies wohl im Zweifel, ob weitere Gräber und Funde an der jeweiligen Fundstelle auftauchen würden oder in Rücksicht auf eine künftige durchgehende Numerierung der Bestände. Welche der Sandgruben in der Umgebung von Bobersen für das erste Gefäß in Frage kommt, läßt sich nicht beantworten. Die Fundstelle des einzigen bisher bekannten Latènefundes von Bobersen[2]) im Besitz des Obergeneralarztes Dr. Georg Wilke, Rochlitz, ist jedenfalls mit der Wiegandschen Stelle nicht identisch. Die Fundstelle des zweiten Gefäßes, Röderau II. Hügel, wird verständlich bei Betrachtung der von Wiegand stammenden Fundortskizze („Gräberfeld Nr. II"), auf der die „Kießlingsche Windmühle", südöstlich Röderau, und das anschließende hügelige Gelände links des Weges nach Moritz zu sehen ist. Da jedoch die Windmühle wie die Fundstelle zur Flur Zeithain gehört und für Herkunftsbezeichnung von Funden der Flurbezirk maßgebend geworden ist, ist die Wiegandsche Fundortsbezeichnung von uns schon in der Überschrift berichtigt worden.

Unterhalb der beiden Gefäße sind auf unserem Photo zwei Tafeln mit Fundstücken zu sehen, die mitsamt den Gefäßen als Grabbeigaben auf einem dem Photo angeklebten Erläuterungsblatt von Wiegands Hand beschrieben sind. Sie sind nach einem Vergleich mit den wiedererkannten Originalen hier in maßstäblicher Umzeichnung abgebildet, da bei der Kleinheit der photographischen Vorlage die Wiedergabe in Autotypie nicht in Frage kam (Abb. 2). Bei dem Mangel an schriftlichen Aufzeichnungen Wiegands seien die Erläuterungen einschließlich zweier phantastischer Deutungsversuche ihres Verfassers hier abgedruckt: „H I ein terrinenförmiges Hauptgefäß mit Deckel Nr. 1. Das Gefäß weist als einzige Verzierung an dem größten Bauchumfange mit dem Fingernagel eingedrückte Verzierungen auf. Darin gefundene Beigaben: Nr. 2 ein eiserner mit Widerhaken versehener Wurfpfeil in einem Knochen Nr. 3 steckend. Alle Anzeichen sprechen dafür, es hier mit einem gefürchteten verbleiten römischen Martiobarbali zu tun haben; Nr. 4 ein eiserner Gürtelhaken; Nr. 5 Glasschmelzstücke; Nr. 6 Teile von getriebenen bronzenen Ohrringen; Nr. 7 eine flache eiserne Spitze (Schwertspitze) aus Grab Nr. 00 Bobersen, Gräberfeld Nr. 00 1896. Tiefe 30 cm. — H II ein weiteres bauchiges Hauptgefäß mit einer riefenartigen Verzierung unterhalb des Halses. Darin gefundene Beigaben: Nr. 8. Aller Wahrschein-

[1]) Mirtschin, Germanen in Sachsen, Riesa 1933, nennt S. 102 trotz Bezugnahme auf Wiegand als Fundort irrig Zeithain, Windmühle. Irrtum ist auch, daß Wiegand von den beiden Gräbern Beigaben nicht genannt habe; er erwähnt a. a. O. unter Abb. 6 „eiserne Beigaben".
[2]) Mirtschin, a. a. O. S. 14—16, Abb. 1—3.

Digitized by Google

lichkeit nach ein Kultusgerät, eine anderweite Bedeutung bisher nicht nachgewiesen. An einem verzierten Fußteil aus getriebener Bronze sitzen zwei eiserne Nadeln mit schwanenhalsähnlich gekröpftem Halse. Röderau, Gräberfeld Nr. II 1895. Tiefe 40 cm. Ungefähres Alter: 400 vor bis 100 n. Chr."

Offenkundige Unrichtigkeiten dieser Beschreibung weist schon das Photo aus. So ist der scharfe Schulteransatz der Terrine H I nicht mit Fingernägeln, sondern mit einem scharfkantigen Gerät gekerbt. Nr. 2 hat mit einem Pfeil nichts zu tun, sondern ist eine Eisennadel mit dem zackig gebrochenen Rest einer Kopfscheibe, die übrigens auch nicht mit dem Knochen zusammenhängt, gewiß aber ursprünglich diesen Zusammenhang im Leichenbrand gezeigt hat. Die schon zur Zeit der Aufnahme brüchige Nadel hat sich aus den Trüm-

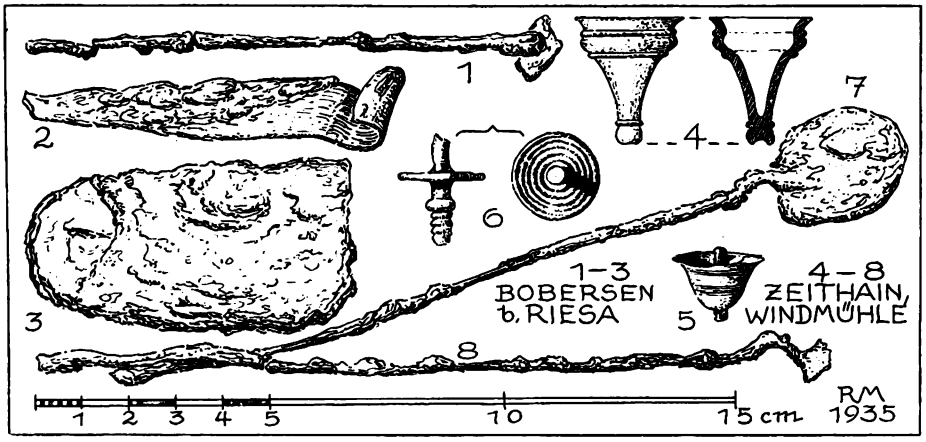


Abb. 2. Beigaben der westgermanischen Brandbestattungen von Bobersen bei Riesa und Zeithain, Windmühle (Museum f. Völkerkunde, Leipzig; frühere Sammlung Karl Wiegand)

mern verschiedener Eisennadeln nicht mehr aussondern lassen. Dasselbe gilt von den Glasresten, nämlich verschmolzenen Perlen, wie deren sonst von blauer Färbung in der Wiegandschen Sammlung vorliegen, ferner von den Resten von etwa zwei schildförmigen Ohrringen mit einfachen getriebenen Buckelchen, deren Kleinheit im Photo eine zeichnerische Wiedergabe nicht gut ermöglichte. Nr. 4, ein eiserner Gürtelhaken von dreieckiger Zungenform, Inventarnummer Ug 12473, ist richtig gedeutet. Leider hat das etwas über Normalmaß große und guterhaltene Stück den Ösenhaken eingebüßt. Auch Nr. 7 (Ug 12472) mag als Schwertspitze richtig gedeutet sein. Dieses Eisenstück, das unter einer blasigen Oxydschale einen besser erhaltenen Kern zeigt, macht ganz den Eindruck eines Klingenendes mit Scheidenrest. Zwar fehlen in Sachsen die auch sonst recht seltenen Frühlatèneschwerter völlig, und das Klingenende spricht ja auch nicht für die Frühlatènezeit, in die der Gesamtfund zu setzen ist. Immerhin ist von anderer Seite[1]) auf ein Kurzschwert

[1]) Julius Michel, Das La Tène-Gräberfeld zu Bodenbach a. d. Elbe. Wiener Prähist. Zeitschrift, I. Jahrg., S. 217, Abb. 5.

Digitized by Google

aufmerksam gemacht worden, dessen Herkunft aus dem früh- bis mittellatènezeitlichen Gräberfeld vom „Kleinen Sand" in Bodenbach möglich sei und dessen Klingenende von gleicher Form und Größe wie das unsere ist. Allenfalls könnte unser Bruchstück auch Endteil einer Pflugschar gewesen sein (Wiegand Nr. 2, 4 u. 7 = Abb. 2: 1, 2 u. 3).

Kopfschüttelnd betrachtet man auf dem Photo mit Nr. 8 die Gerätekombination, die sich Wiegand durch Aneinanderreihen unserer Nr. 4—8 (Abb. 2) geleistet hat, um ein Kultgerät vorführen zu können. Klar heraus heben sich die beiden stattlichen Scheibenkopfnadeln, die aneinandergerostet sind und heute nur noch in einem Fragment (Ug 12479) erhalten sind. Abb. 2, 5 (Ug 12477) stellt wohl ein Hütchen aus Bronzeblech (Tutulus) dar, das über das abgewinkelte Ende einer Eisennadel gesteckt war. Leider ist der im Photo sichtbare Nadelrest heute bis auf eine Spur verschwunden, so daß nicht nachgeprüft werden kann, wie etwa bei unserer Annahme der Verschluß des Hütchens bewirkt worden ist. Mit nur 11 mm Höhe wäre das Hütchen für eine Tutulusnadel freilich recht klein ausgefallen. Die schlichte Form mit feiner Rillung hat es mit einem Hütchen von Seebschütz, Amtsh. Meißen, gemein, das jedoch einen profilierten Fortsatz hat[1]). Schwieriger zu beurteilen ist der schöne, glockenförmig gegossene Bronzeteil in Abb. 2, 4, der keine Spur von Eisen zeigt. Er kann in Vergleich gesetzt werden mit je einem ähnlichen Stück von Pausitz, Amtsh. Großenhain und Seebschütz[2]), für die gleichfalls noch Deutungen fehlen. Das Grübchen am Ende, das auch das Seebschützer Stück zeigt, kommt ja für Schäftung (Überfangguß) kaum in Frage, und der Saum der geometrisch genauen Kreisöffnung gibt gleichfalls keinen Anhalt für eine Befestigungsmöglichkeit. Abb. 2, 6 macht als Rest einer Spindelnadel kein Kopfzerbrechen bis auf den Umstand, daß ein solches bronzezeitliches Stück in einem früh- bis mittellatènezeitlichen Grabe auftaucht. Wir kennen aus der Nähe unseres Fundplatzes, von Strehla, zwar eine sehr schöne Spindelnadel, die aus einem Billendorfer Grabfunde stammt[3]). Daß sich dieser Typus aber so weit in die Latènezeit hinein erhalten haben sollte, wäre ein bisher nicht belegter Befund. Der Fundplatz Zeithain, Windmühle, hat nach Wiegand zahlreiche Funde der Bronze- und frühen Eisenzeit geliefert, so daß die Möglichkeit anzunehmen ist, es könnte unser Nadelbruchstück durch Zufall mit unserem übrigen Grabinhalt in Verbindung gekommen sein.

Erfreulich bleibt, daß bis auf dieses zweifelhafte Stück durch unser Photo zwei geschlossene Latènefunde rekonstruiert werden konnten, die durch das Schwert- oder Pflugscharende einerseits wie durch die Bronzen und das Nadelpaar andererseits den Rang wertvollen Sammelgutes einnehmen und die verdienstliche Arbeit Mirtschins ergänzen helfen. Doch ist damit nur ein Anfang dessen getan, was an Vereinigungs- und damit Fundpflegearbeit für die ehemalige Sammlung Wiegand geleistet werden möchte.

---

[1]) Mirtschin, a. a. O. Abb. 102 j = 103 w.
[2]) Mirtschin, a. a. O. Abb. 32 m = 33 c u. 102 p = 103 y.
[3]) Sammlung G. Wilke; vgl. Grundriß der Vorgeschichte Sachsens, S. 254, Abb. 63.

Digitized by Google

Fundmeldungen und Nachrichten

Ein Seihtrichter (?) von Ballenstedt a. Harz

Bei Abraumarbeiten in der städtischen Sandgrube wurde ein interessanter Fund gemacht. In einer von zwei angeschnittenen Wohngruben fand sich ein größeres tassenähnliches Gefäß aus schwarzem Ton mit Henkel. Seine Höhe beträgt 12 cm, sein Durchmesser 13 cm. Daneben lag ein konisches Gefäß von 13 cm Länge, das oben und unten offen ist und am unteren, offenen Rande ringsherum 15 Löcher aufweist. Die obere Öffnung beträgt 9 cm, die untere 3 cm im Durchmesser. Die Verwendung des Gefäßes könnte man sich als Seihtrichter vorstellen. Vielleicht waren Fäden, Baststreifen u. dgl. durch die Löcher gezogen, so daß das ganze ein Sieb darstellte. Die Zeitstellung des Fundes ist, nach der Tasse zu urteilen, in die frühe Eisenzeit zu setzen. 15 m von dieser Fundstelle entfernt kam ein Grabfund der jüngeren Bronzezeit zum Vorschein, von dem außer einer Gefäßhälfte ein mit Rillen verziertes Gefäß erhalten war.

Dr. Klocke, Ballenstedt a. Harz

Photo Dr. Klocke, Ballenstedt

Bodenfunde aus den Amtsh. Grimma und Leipzig

Otterwisch, Amtsh. Grimma. Auf Rittergutsflur, westl. dem Buchholz, Flurstück Holzwinkel, wo schon früher Mahlsteinreste und Stücke neolithischer Hacken zum Vorschein gekommen sind (Sammlung Pfarrer Kölling, Otterwisch), wurde eine dünne, schwachgekrümmte Hacke aus Hornblendeschiefer, 13 cm lang, gefunden. Offenbar ist hier im Gelände eine bandkeramische Siedlung zu suchen.

Oskar Kölling, Otterwisch

Dölzig, Amtsh. Leipzig. Westl. des Ortes wurde bei Kanalbauarbeiten eine Fundschicht mit unglasierten blaugrauen Gefäßresten (Abfallstelle) angeschnitten und durch Schüler Bautzmann, Taucha, beobachtet. Sie dürfte dem 15. Jahrh. angehören. Die Arbeiter hatten der Fundstelle keine Beachtung geschenkt!

Martin Schlag, Leipzig

Plösitz bei Taucha, Amtsh. Leipzig. Südlich des Ortes wurden dank der Aufmerksamkeit des Arbeiters Knautzsch Brandgräber festgestellt, die der jüngeren bis jüngsten Bronzezeit angehören dürften. Leider wurde das erste aufgedeckte Grab von Kinderhänden zerstört. Ein zweifelsfreier Befund war bisher nicht zu gewinnen (Grabung Vogel-Moschkau). Wegen interessanter Einzelheiten — Gefäßdeckel, Brandschüttung — ist eine Plangrabung an dieser Stelle vorgesehen (Fundstücke im Heimatmuseum Taucha).

E. Vogel, Taucha

Dewitz bei Taucha. Nachdem zu Beginn dieses Jahres am Wachberge nordöstlich von Dewitz ein latènezeitliches Brandgrab geborgen worden war[1]), wurde kürzlich von Herrn Prof. Dr. Tackenberg eine planmäßige Grabung durchgeführt, die gute Erfolge zeitigte. Es konnten 5 bronze- und 12 latènezeitliche Gräber festgestellt und geborgen werden.

Leider waren die Gräber der Bronzezeit, es handelt sich in den meisten Fällen um mehrere Gefäße in einem Grabe, zum weitaus größten Teil zerstört, da sie in allzu geringer Tiefe (20—35 cm) lagen, so daß sie dem Pflug zum Opfer fallen mußten. Einige lassen jedoch die Vermutung aufkommen, daß hier die Gefäße absichtlich zerschlagen und nur als Scherben mit beigesetzt worden sind, da sie tiefer lagen (40—105 cm). Diese Annahme wird noch dadurch

[1]) Vgl. Die Fundpflege, 3. Jahrg., Heft 2/3, S. 19.

Digitized by Google

erhärtet, daß die betreffenden Gräber eine — wenn auch regellose — Packung faustgroßer Steine aufwiesen. Einmal konnte sogar eine regelmäßige in 3 Schichten gesetzte Steinpackung, die ebenfalls mit zahlreichen Scherben verschiedener Gefäße durchsetzt war, erkannt werden. Außer spärlichen Bronzeresten wurden bei diesen Gräbern noch ein bronzener Doppelknopf und zwei kleinere Steinkugeln gefunden[1]). Das Aussehen des Knopfes und die Form der Gefäße sprechen dafür, daß die Gräber der Periode IV der Bronzezeit angehören.

Obgleich ebenfalls in geringer Tiefe (28—40 cm) gelegen, konnten die ins Mittel- bis Spätlatène zu datierenden Gefäße zum Teil in besserem Zustande geborgen werden. Die dazugehörenden Deckschalen und die Ränder der Gefäße waren allerdings auch immer beschädigt. Sie enthielten durchgehend Leichenbrand, einzelne als Beigaben sehr schöne zum Teil mit Bronzekügelchen geschmückte Eisenfibeln (eine davon ist 10,5 cm lang), eiserne Zungengürtelhaken und einen eisernen Ring. Bemerkenswert ist, daß eines der latènezeitlichen Gefäße auf der Drehscheibe hergestellt worden ist.

Der Fund stellt ein interessantes und wichtiges Glied in der vorgeschichtlichen Besiedlung der näheren Tauchaer Umgebung dar und wird nach sachgemäßer Bearbeitung und teilweiser Wiederherstellung im Heimatmuseum Taucha Aufstellung finden. Die Kosten der Grabung trugen das Heimatmuseum Taucha und ein Energieverband. Ehrhard Muschet, Taucha

Mölkau, Amtsh. Leipzig. Die Ausgrabung des bronzezeitlichen Brandgräberfeldes hat außer den gemeldeten 8 Gräbern 5 weitere Bestattungen zutage gefördert, jedoch nur in zwei Fällen den Nachweis von Bronzebeigaben erbracht: Im Leichenbrand eines durch zahlreiche Gefäße ausgezeichneten Grabes fanden sich zwei kleine Pfeilspitzen; das letzte Grab, eine Doppelbestattung mit durchlochten Urnen, enthielt eine Bronzenadel mit Scheibenkopf, wie sie in einem nahezu gleichen Stück bereits vom Südfriedhof Leipzig vorliegt. Der Bericht über das Gesamtergebnis der Grabung wird nach Schluß der Wiederherstellungsarbeiten erstattet werden. R. Moschkau

Leipzig-Paunsdorf. Bei der Aushebung von Baugruben zu Siedelungshäusern im Zuge der Spitzweg-Straße wurden slawische Wohnstellen angeschnitten, ohne daß von den Arbeitern oder der Bauleitung die dabei berührten Steinpackungen der Herdstellen und Gefäßreste beobachtet, bzw. gemeldet worden wären. Die Feststellung der Fundstelle ist der Aufmerksamkeit der Schülerin Sonja Saling, Leipzig-Sellerhausen, zu danken. Eine Untersuchung, die auf mittelslawische Hausgrundrisse stoßen dürfte, ist für nächstes Frühjahr vorgesehen. R. Moschkau

Die Vorgeschichte im deutschen Volksbildungswerk

Wir weisen unsere Leser aus der Umgebung Leipzigs auf die Veranstaltungen der Erwachsenen-Erziehungsstätte des Kreises — Deutsche Heimatschule Leipzig — hin, die der deutschen Vorgeschichte durch Einzelvortrag wie durch Vortragsreihe und Arbeitsgemeinschaft, durch Museums- und Sternwartenführung gerecht wird. Wir verzeichnen: Prof. Dr. Hopmann, Dir. der Univ.-Sternwarte: Germanische Himmelskunde (1 Abd.); Prof. Dr. Reche, Das Indogermanenproblem (1 Abd.); Dr. Weber, Der gestirnte Himmel über unserer Heimat jetzt und in vorgeschichtlicher Zeit (Arbeitsgem.); Dr. Aumann, Altgermanische Weltanschauung (Arbeitsgem.); Prof. Dr. Tackenberg, Die germanische Völkerwanderung im Spiegel der Bodenfunde (Vortragsreihe); R. Moschkau, Überblick über die sächsische Vorgeschichte. — Auskünfte durch die Geschäftsstelle der „Deutschen Heimatschule", Leipzig C 1, Gottschedstr. 10, Zimmer 43.

Sächsische Gesellschaft für Vorgeschichte (SGV)

Der Versand der Jahresgabe ist dadurch verzögert worden, daß ihr Verfasser Dr. Werner Radig im Laufe des Jahres wiederholt zum Umzuge genötigt war, so daß auch die Revisionen notgedrungen mehrfach liegen bleiben mußten. Indes ist die Verzögerung dem Werkchen nach Inhalt und Bildausstattung zugute gekommen. Der Versand steht nunmehr für Dezember fest. Die einzelnen Mitglieder, die mit ihrem Jahresbeitrag noch im Rückstand sind, müssen bei dem Versand unberücksichtigt bleiben (Postscheckkonto der Gesellschaft, Leipzig Nr. 22794). Weitere Mitteilungen gehen unseren Mitgliedern durch Rundschreiben im Dezember zu. R. M.

[1]) Der Bronzeknopf ist das dritte Stück seiner Art aus der Umgebung von Leipzig (vgl. Die Fundpflege, 2. Jahrg., 2. Heft, S. 13, Abb. 2, Nötha). R. Moschkau

Verantwortlich für die Redaktion: Rudolf Moschkau, Leipzig. — Verlag: Curt Kabitzsch, Leipzig.
Druck: Lippert & Co. G.m.b.H., Naumburg (Saale). Printed in Germany.

Digitized by Google

Das Heimatmuseum

Herausgegeben für die Vereinigung mitteldeutscher Ortsmuseen
von Museumsdirektor Dr. Fr. Schulze und Dr. Alb. Schröder

7. Jahrgang: Heft 1 **Wonnemond / Mai 1935**

Die Beilage „Heimatmuseum" wird künftig dreimal im Jahre den „Mitteldeutschen Blättern für Volkskunde" beigegeben werden, dafür aber jedesmal doppelten Umfang erhalten. Wir versprechen uns von der neuen Anordnung, daß auch gelegentlich ein längerer Aufsatz aufgenommen werden kann, während bei der bisherigen Erscheinungsweise die Notizenform naturgemäß überwiegen mußte. Wie bisher wollen wir versuchen, einen Überblick über die Kultureinrichtungen unseres besonderen Arbeitsgebietes zu gewinnen und bitten deren Leiter, uns dabei behilflich zu sein. Da sehr viele Heimatmuseen sich noch in erster Entwicklung befinden, ist es stets wertvoll, wenn der Leiter nicht nur über das bisher Geschaffene, sondern auch über das auf längere Sicht ihm vorschwebende Gesamtprogramm sich äußert. Zum Chronistischen soll jedoch mehr als früher die grundsätzliche Darlegung treten und wir würden in wichtigen Fällen ihr gern einen verhältnismäßig großen Anteil des Gesamtumfangs bewilligen, der im Jahre 24 Seiten beträgt.
Die Stärkung des Heimatgedankens, die Beratung und Pflege seiner musealen Ausprägung bleibt unverwandt unser Ziel. Sie darf im Dritten Reich, dem sie dient, auch der Förderung gewiß sein.

Dr. Friedrich Schulze Dr. Albert Schröder

Digitized by Google

Reichserziehungsminister und Heimatmuseen

Reichserziehungsminister Rust hat sich über die Bewertung der zahlreichen Neugründungen von Heimatmuseen in einem Erlaß ausgesprochen, den wir wegen seiner grundsätzlichen Bedeutung hier auszugsweise wiedergeben:

„Die ständig wachsende Zahl der Neugründungen von Museen veranlaßt mich, die Aufmerksamkeit in besonderem Maße auf dieses Gebiet zu lenken. So sehr ich aus dem Aufgabenkreis der mir unterstellten Ministerien heraus die wissenschaftlichen und erzieherischen Werte der Museen anerkenne und zu fördern gewillt bin, so vermag ich es als für das Museumswesen verantwortlicher Reichs- und preußischer Minister nicht länger gutzuheißen, daß die überall angestrebte Einordnung der Museen in den Lebensprozeß unseres Volkes gehemmt wird, indem man, wie es in letzter Zeit häufig geschehen ist, Museen um der Museen und nicht um der Sache willen gründet. Dieses gilt in besonderem Maße für die Heimatmuseen. So erfreulich es ist, daß der Gedanke, die heimatgebundenen Werte unseres Volkstums zu pflegen und zu erhalten, zunehmend an Boden gewinnt, so notwendig ist es zu vermeiden, daß durch Fehlgründungen das Interesse der Bevölkerung erlahmt und eine Zersplitterung der Kräfte und Bestrebungen eintritt, die, sachkundig eingesetzt, eine der wesentlichsten und schönsten Aufgaben unserer Zeit zu erfüllen berufen sind. Es erscheint häufig wichtiger, vorhandene Museen lebendig zu gestalten, als neue zu gründen, und es kommt mehr darauf an, daß ein bestimmter Landschafts- oder Volkstumsbezirk in einem lebensfähigen und lebensvermittelnden heimatkundlichen Institut seinen Niederschlag findet, als daß jede kleine Gemeinde ein eigenes Museum besitzt, dessen erzieherischer Wirkungskreis naturgemäß nur ein sehr begrenzter sein kann.

Ich ersuche, dafür Sorge zu tragen, daß eine Erweiterung des vorhandenen Bestandes an Heimatmuseen zunächst nur in den Fällen vorgenommen wird, in denen sowohl die Bedeutung des Materials, als auch das Bedürfnis zu dessen Sammlung und Aufstellung die Einrichtung eines Museums als zweckmäßig und notwendig erscheinen lassen."

Innungsaltertümer und Museen

Da nach Inkrafttreten der Verordnung über den vorläufigen Aufbau des deutschen Handwerkes einige Innungen das in den Museen befindliche alte Innungsgut zurückgefordert hatten, ist am 3. Dezember 1934 zwischen dem Reichsstand des Handwerkes und dem Ring der Verbände Deutscher Heimatmuseen eine Vereinbarung getroffen worden, die wir hier auszugsweise wiedergeben:

Gemäß § 97 Abs. 1 der ersten Verordnung über den vorläufigen Aufbau des deutschen Handwerks vom 15. Juni v. J. geht das Vermögen der bisherigen Innungen und Innungsausschüsse im Wege der Gesamtrechtsnach-

Digitized by Google

folge auf die Handwerkerinnungen und Kreishandwerkerschaften im allgemeinen über. Auf Grund dieser Bestimmungen ist insbesondere von mehreren Innungen das alte Innungsgut, soweit es sich im Besitz von Museen befand oder als Leihgabe in den Museen aufgestellt war, zurückgefordert worden. Unseres Erachtens darf jedoch dies nicht dazu führen, daß nunmehr unbedingt jedes Museumsstück, auf das die Innungen Besitzrecht haben, aus den Museen entfernt wird, es ist vielmehr wünschenswert, daß das etwa noch in Händen der Innungen oder Handwerkskammern liegende Traditionsgut des deutschen Handwerks den Museen zur öffentlichen Ausstellung als Leihgabe übergeben wird. Das Museum ist die geeignetste Stätte, um auch der breiten Öffentlichkeit den kulturellen Wert des deutschen Handwerks vor Augen zu führen. Wir bitten daher, die weitere leihweise Belassung von Innungsgut auf folgender Basis mit den dafür in Betracht kommenden Heimatmuseen vorzunehmen:

1. Das Besitzrecht an den Leihgaben verbleibt unverändert der zuständigen Innung bzw. der zuständigen Kreishandwerkerschaft.
2. Die Heimatmuseen müssen für gute Erhaltung und Aufbewahrung Sorge tragen und ebenso die notwendigen Sicherheiten gegen einen Verlust durch Diebstahl usw. bieten.
3. Die in Betracht kommenden Museen haben sich bereit zu erklären, daß das ihnen überlassene Museumsgut zu besonderen feierlichen Anlässen den Innungen bzw. den Kreishandwerkerschaften zeitweise zur Verfügung gestellt wird.

Das Heimatmuseum Ballenstedt

Von Stud.-Rat Dr. Klocke, Ballenstedt

Das Heimatmuseum Ballenstedt wurde 1910 gegründet und konnte nach einer Reihe von Jahren ein Kügelgen-Zimmer einrichten. Außerdem enthielten die Sammlungen noch Dinge zur Stadtgeschichte.
Seit 1929 wurde dann vom Verfasser die Abteilung „Unser Heimatboden" eingerichtet, welche die geologischen Kräfte der Gegenwart, die Wirkung der Eiszeit und die wichtigsten Gesteinsarten zeigt. Daran schließt sich eine Gruppe „Nutzbare Gesteine". Im gleichen Jahre wurde mit der Einrichtung der vorgeschichtlichen Abteilung begonnen. Im Laufe der Zeit konnte wertvolles Material zusammengetragen werden. So wurde eine ausgedehnte Siedlung der jüngeren Bronze- und frühen Eisenzeit vor den Toren Ballenstedts entdeckt, die Herd- und Abfallgruben dort photographiert. Aus dem nahen Reinstedt konnten schöne Hinkelsteingefäße geborgen werden und außerdem fünf Urnen mit Leichenbrand aus der frühen Eisenzeit.
Durch eine heimatkundliche Ausstellung im Jahre 1931 wurde der Grundstock zur volkskundlichen Sammlung gelegt. Unter oft recht großen Schwierigkeiten war es möglich, im Laufe der Zeit die gesamten Geräte zur Flachsbearbeitung und auch die Geräte des Leinewebers zusammenzubringen. Viel

Digitized by Google

kleiner Hausrat wurde nach und nach aus Badeborn erworben, auch Trachten (Fuhrmann, Harzer Bäuerin), Hauben und andere Trachtenstücke wurden sichergestellt.
Aber erst nach der Übersiedlung des Heimatmuseums vom Rathause in das alte Pastorenhaus konnten all diese neuen Abteilungen sinngemäß aufgestellt werden. Hier konnte ein Raum ganz der Volkskunde gewidmet werden, konnte ein Bauernzimmer mit dem alten bleigefaßten Schiebefenster eingerichtet werden. Auch das Kügelgen-Zimmer macht in dem alten Raum mit den dicken Deckenbalken einen anheimelnden Eindruck. Im ausgebauten Dachgeschoß konnte endlich auch dem Unterharzer Bergbau ein Raum gegeben werden. Ebenfalls im Dachgeschoß sind noch die Innungs- und die Stadtgeschichte untergebracht.
Augenblicklich wird an der Wüstungs- und Siedlungskunde gearbeitet. Alte Bauernhöfe werden vermessen, photographiert und teilweise auch Aquarelle hergestellt. Eine umfangreiche (500) Lichtbildsammlung ist seit 1929 angefertigt worden und steht für den Heimatkundeunterricht den Schulen zur Verfügung. Alle Besucher aber sind erstaunt und erfreut über die Reichhaltigkeit und Übersichtlichkeit der Sammlungen.

Das Stadtgeschichtliche Museum zu Leipzig am Abschluß des ersten Vierteljahrhunderts

Von Dr. Friedrich Schulze, Leipzig

Im Jahre 1905 hörte das Alte Rathaus auf, der Sitz der Stadtbehörde zu sein, nach einer durchgreifenden Erneuerung erhielt es am 1. Januar 1910 seine neue Bestimmung als Stadtgeschichtliches Museum. Bis in die Kriegszeit, in den Juni 1916, zog sich der Ausbau der Räume hin.
Der Grundplan der Aufstellung, der noch Gültigkeit hat, stammt von Albrecht Kurzwelly, der bis zu seinem frühen Tode, am 8. Januar 1917, die Museumsleitung führte. Das Programm des Museums war es, die bedeutsame Vergangenheit Leipzigs allseitig zu veranschaulichen. Leipzig mußte erkennbar werden als Stadt des Handels, als Stadt reicher, um seine ehrwürdige Universität sich gruppierender Bildungseinrichtungen, als Stadt der Musik, als Stadt der Völkerschlacht; seine Lebensbedingungen, sein Stadtbild, seine Kunstschöpfungen mußten Darstellung finden. Diesem Gedankengang einer planvollen Stadtgeschichte tragen die Ausstellungsräume Rechnung. Ein Bestand, der bis in die unmittelbarste Gegenwart hinein die in den Museumsräumen getroffene Auswahl fortsetzt, der sie ins Einzelne erweitert, der ganze Abteilungen enthält, die nur in Sonderausstellungen erschlossen werden können, erwächst in den nach Zehntausenden zählenden Studiensammlungen. Führungen und erläuterndes Schrifttum vermitteln dem Besucher den geistigen Zusammenhang des Ausgestellten; zahllose mündliche und schriftliche Auskünfte erschließen die Studiensammlung. Bei den vielen geschichtlichen Anlässen der Stadt, selbst der Firmen und Familien, tritt das Museum

Digitized by Google

mindestens mit reproduziertem Bildmaterial in Erscheinung. Seine Tätigkeit mehrt sich gesunderweise Tag für Tag, — ein Zeichen, daß es in Leipzig fest Wurzel geschlagen hat, so jung es mit seinen 25 Jahren für eine derartige langfristige Einrichtung ist. Wirkung und Tätigkeit zu steigern, wird das Bestreben aller heute Mitarbeitenden sein.

Neuerwerbungen in den Kamenzer Museen

(Jahresbericht 1934)

Von Dr. Gerhard Stephan, Stadtarchivar und Museumsverwalter.

A. Das Lessing-Museum

im Lessing-Haus wurde um 20 (im Vorjahre 18) Zugänge bereichert, davon waren 13 Ankäufe und 7 Geschenke. Als wichtigste Neuerwerbung ist die Schrift von des Dichters Vater M. Johann Gottfried Lessing zu erwähnen, betitelt: 200jährige Gedächtnisschrift derer ersten evangelischen Predigten, welche in der Sechsstadt Camentz 1527 an Ostern gehalten worden. Dresden 1727. Das tüchtige Werk ist gleichzeitig eine auch heute noch wertvolle Quelle zur Stadt- und Kirchengeschichte und zeigt den gründlichen Gelehrten, der der Vater Lessings war. Ferner wurden eine Reihe Werke des Dichters in Erst- oder Frühdrucken erworben:

1. Die Erziehung des Menschengeschlechts. Berlin 1780 (Goedeke IV. 1470181).
2. Theatralischer Nachlaß. 2 Bände. Berlin 1784—1786 (Goedeke 473 190).
3. Freundschaftlicher Briefwechsel zwischen Lessing und seiner Frau (Berlin 1789).
4. Wie die Alten den Tod gebildet. Berlin 1769. (Goedeke 417 113).
5. Des Herrn Jacob Thomson sämmtliche Trauerspiele. Herausgegeben von G. E. Lessing.
6. Ein Parabel nebst einer kleinen Bitte und ein eventuelles Absagungsschreiben an den Herrn Pastor Goeze in Hamburg. Braunschweig 1778. Axiomata, wenn es deren in dergleichen Dingen giebt. Braunschweig 1778. Anti-Goeze, d. i. Nothgedrungene Beyträge zu den freywilligen Beyträgen des Herrn Pastor Goeze. 1.—11. Theil. Braunschweig 1778—1779.
7. Nathan der Weise. Dramatisches Gedicht. Berlin 1779.
8. Friedrichs von Hagedorn sämmtliche Poetische Werke in drey Theilen. 2. Aufl. Hamburg 1760.
9. Berengarius Turonensis oder Ankündigung eines richtigen Werkes desselben, wovon in der Herzoglichen Bibliothek zu Wolffenbüttel ein Manuscript befindlich, welches bisher völlig unerkannt geblieben. Braunschweig 1770.

Eine Seltenheit auf dem Markt der Bücherfreunde ist das „Gedenkblatt bei der Enthüllung und Einweihung des Lessing-Denkmals zu Kamenz am 1. Juni 1863. Festgruß an die Lessingfeier von Ernst Beck." Ein Kupferstich von J. M. Stock von 1768 stellt Lessings Gegner Johann Melchior Goeze, Pastor zu St. Catharina in Hamburg, dar.

Digitized by Google

B. Das stadtgeschichtliche Museum
im ehemaligen Bürgersaal des Rathauses wurde vor allem in seiner vorgeschichtlichen Abteilung um eine ganze Reihe von Bodenfunden vermehrt. Es waren das mehrere jungsteinzeitliche Steinäxte, der Billendorfer Grabfund von Häslich, die illyrischen Gräber (Bronzezeit III) von Schiedel und Bulleritz. Ein reicher Münzfund von Nucknitz (gegen 200 Stück) enthält Silbermünzen meist niedrigen Wertes des 17. und 18. Jahrhunderts, der von Schwosdorf meist böhmische Groschen des 14. Jahrhunderts. Reich waren ferner die Zugänge an Gebrauchsgegenständen des alltäglichen Lebens, Waffen, Jagdflinten und Erinnerungsstücken aus dem Weltkrieg. Eine besonders reiche Spende machte uns die Stadtbank in Form einer größeren Gabe von Erinnerungsmedaillen der letzten Jahre. Wertvoller alter Bauernhausrat konnte im August im Dorf Hausdorf angekauft werden. Insgesamt beläuft sich die Zahl der Zugänge auf 620 gegenüber 195 im Jahre 1933.

Aus der Heimatbewegung

Borsdorf. In Borsdorf bei Leipzig ist durch Bürgermeister Riedel das Amt für Presse und Ortsgeschichte gegründet worden mit gleichzeitigem Aufruf an die Einwohnerschaft, für die Ortsgeschichte wichtiges Material zur Verfügung zu stellen.

Ölsnitz i. V. In Ölsnitz fand die Gründung einer Arbeitsgemeinschaft statt, die durch Zeichnen von Karten, Anfertigung von Diagrammen und Diapositiven zur Vertiefung geschichtlicher und erdkundlicher Kenntnisse beitragen will. Als erste Aufgabe ist die Herstellung einer einwandfreien geopolitischen Karte des Vogtlandes in Angriff genommen worden. Lichtbildervorträge, Ausstellungen und sonstige Veröffentlichungen sind geplant. Die Leitung liegt in Händen von Stud.-Ass. Weber.

Zeitz. Am 27. Februar 1934 entschlief der verdienstvolle Leiter des Geschichts- und Altertumsvereins und des Heimatmuseums, der Mittelschullehrer i. R. Konrad Braun, und einige Wochen später, am 30. März 1934, folgte ihm der Gründer, Kassenwart und Förderer unseres Vereins, der Buchdruckereibesitzer Reinhold Jubelt, in den Tod nach. Vorstandswahlen wurden nötig. Studienrat Schamberger wurde zum Ersten Vorsitzenden gewählt, und dieser ernannte zu seinem Stellvertreter Studienrat Martin. — Dem Heimatmuseum, das in der Moritzburg untergebracht ist, wurde von der Stadtverwaltung in dankenswerter Weise zur Aufstellung seiner Sammlung ein weiterer Raum zugewiesen, der Große Fürstensaal. Somit kann die gesamte Südfront des stattlichen Gebäudes Museumszwecken dienstbar gemacht werden. — Die vorgeschichtliche Sammlung des verstorbenen Schulrats Dr. Wilcke, die von der Stadt Zeitz angekauft wurde und so der Heimat erhalten bleibt, soll im Heimatmuseum aufgestellt werden. Da es noch an Schaukästen fehlt, kann vorläufig nur ein kleiner Teil der Sammlung — Steingeräte — der Forschung zugänglich gemacht werden. Schamberger.

Schirgiswalde. Der Geschichtsverein zu Schirgiswalde und Umgebung, der bisher als Zweigverein der Gesellschaft für Vorgeschichte und Geschichte

Digitized by Google

der Oberlausitz zu Bautzen angegliedert war, hat sich selbständig gemacht; der Vorsitzende des Vereins ist Dr. v. Schlieben (Taubenheim), welcher auf der ersten Sitzung einen Rückblick auf die zehnjährige Tätigkeit des ehemaligen Zweigvereins bot, während Frl. Dr. Erna v. Watzdorf über die Geschichte des Dresdener Marstalles und seiner Kunstschätze sprach. Wir wünschen dem für die Erforschung heimatlicher Geschichte und Kultur bereits erfolgreich tätig gewesenen Verein weiterhin ein gutes Gedeihen!

Neue Museen

Böhlitz-Ehrenberg. In Böhlitz-Ehrenberg bei Leipzig ist die Einrichtung einer ortsgeschichtlichen Sammlung beschlossen worden.

Halle. In Halle hat die Eröffnung des Geiseltal-Museums stattgefunden, das die Wirbeltierfunde aus den Braunkohlengruben des Geiseltales bei Halle bewahrt, das heute bereits als die berühmteste paläontologische Fundstelle der Welt bezeichnet wird. Das Museum ist in einem großen Saale des Geologisch-paläontologischen Institutes der Universität Halle untergebracht; die Leitung liegt in Händen des Begründers, Prof. Weigelt. Oberbürgermeister Dr. Weidemann regte bei der Eröffnung die Bildung einer von ganz Mitteldeutschland getragenen Gesellschaft der Förderer des Geiseltal-Museums an.

Schwarzenberg. In das Gebiet heimatlicher Museumsarbeit gehört auch die auf Anregung und mit Unterstützung des Kreiskulturwartes der NSDAP und des Erzgebirgsvereines durchgeführte Wiederherstellung und Ausgestaltung der historischen Köhlerstube am Fürstenbrunn bei Schwarzenberg. Zahlreiche Erinnerungsstücke an den Prinzenraub, alter Erzgebirger Hausrat, Bilder und Waffen sind in dem vorbildlich wiederhergestellten Raum vereinigt worden, der das Ziel vieler Erzgebirgswanderer bilden wird.

Sangerhausen. In der Nähe des Kyffhäuser-Denkmals soll ein Museum eröffnet werden, das vor allem die traditionellen Dokumente des Reichskriegerbundes „Kyffhäuser" aufnehmen wird.

Landsberg bei Halle. Auf Veranlassung des Landeskonservators Prof. Giesau (Halle) soll Landsberg einen Museumsneubau erhalten, in dem das Heimatmuseum, entgegen der beabsichtigten Verschmelzung mit den Sammlungen im benachbarten Gütz, weiterhin als selbständiges Institut geführt werden wird.

Wurzen. Am 27. April 1935 ist im Stadthause zu Wurzen das Städtische Heimatmuseum mit einer schlichten Feier, an der Vertreter der Stadt, des Heimatschutzes und der Partei teilnahmen, wieder eröffnet worden; über den inneren Aufbau des Museums wird später der neue ehrenamtliche Leiter, Studienassessor Dr. Mattick, zusammenfassend berichten.

Persönliches

Oberstudien-Dir. Dr. **Theodor Matthias (Plauen)** †. Am 11. November 1934. ist in Plauen im Alter von 75 Jahren Oberstudiendirektor a. D. Dr. Theodor Matthias nach einem an Arbeit und Erfolgen reichen Leben verschieden.

Digitized by Google

Theodor Matthias wurde am 7. September 1859 zu Bernstadt in der sächsischen Lausitz geboren, besuchte das Gymnasium in Zittau, studierte in Leipzig klassische Philologie, Geschichte und Germanistik, war zunächst als Lehrer in Dresden, Zittau und Zwickau tätig und wurde 1905 Rektor des Realgymnasiums in Plauen. Aus dieser Stellung schied er 1924.
Matthias war in erster Linie Germanist. Als solcher hat er unermüdlich in Schrift und Wort für die Reinhaltung und Reinigung der deutschen Sprache gearbeitet. Seit 1899 gehörte er dem Gesamtvorstand des Deutschen Sprachvereins an. Sein Hauptwerk „Sprachleben und Sprachschäden" liegt jetzt in 6. Auflage vor.
Daneben war er seit 1911 auch erster Vorsitzender des Vereins für vogtländische Geschichte und Altertumskunde, den er mit sicherer Hand durch die Schwierigkeiten der Kriegs- und Nachkriegsjahre geleitet hat. Unter ihm wurde 1912 die kulturgeschichtliche Sammlung des Vereins für vogtländische Geschichte und Altertumskunde mit der der Plauener Museumsgesellschaft vereinigt, auf der dann das Vogtländische Kreismuseum zu Plauen aufgebaut werden konnte. Mit ihm ist eine führende Persönlichkeit im geistigen Leben Plauens und des Vogtlandes dahingegangen. Ernst Pietsch.

Cornelius Gurlitt 85 Jahre alt. Am 1. Januar 1935 hat Geh. Rat Prof. Dr. C. Gurlitt sein 85. Lebensjahr vollendet. Jedem, der sich mit sächsischer Kunst beschäftigt, ist der Name dieses bedeutenden Gelehrten vertraut; das von ihm herausgegebene Inventar der Bau- und Kunstdenkmäler gehört zum unentbehrlichen Rüstzeug der Forschung. Auch für die Denkmalpflege hat sich Gurlitt mit großem Erfolge eingesetzt.

Bücherschau

W. Hentschel, Meißner Bildhauer zwischen Spätgotik und Barock. Der Verfasser, dem wir bereits eine Untersuchung über die sächsische Plastik um 1500 verdanken, legt hiermit einen Teil seiner weiteren Forschungen vor. Brandenburg wie auch Böhmen werden in die Betrachtung einbezogen und zeigen die einflußreiche Stellung der Meißner Plastik jener Zeit. Eine aufschlußreiche, hier erstmalig gegebene Behandlung erfahren die einzelnen Meister und ihre Werkstätten, deren Arbeiten durch einen umfassenden Abbildungsteil vorgeführt werden. Das Buch, dessen Drucklegung der Initiative des Meißner Geschichtsvereins zu danken ist, gehört unstreitig zu den wertvollsten Veröffentlichungen der letzten Zeit über sächsische Kunst.
Schröder

K. Berling, Sächsisches Steinzeug aus Waldenburg und Zeitz. H. Stubenrauch, Berlin. Wer das schmale Buch in die Hand nimmt, dem wird kaum bewußt werden, daß es das Resultat eines jahrzehntelangen Bemühens um die Erforschung eines Sondergebietes heimatlichen Kunstgewerbes umschließt. Zwar rühmten literarische Zeugnisse die hervorragende Qualität besonders des Waldenburger Steinzeuges, aber erst Berlings unermüdlichem Spürsinn ist es gelungen, auch die zugehörigen Arbeiten wieder ausfindig zu machen, von denen eine große Anzahl in vortrefflichen Abbildungen vorgeführt werden. Unsere Kenntnis vom heimatlichen Kunstgewerbe erfährt durch diese wertvolle Veröffentlichung eine unschätzbare Bereicherung.
Schröder

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Albert Schröder, Leipzig. — Verlag: Curt Kabitzsch, Leipzig.
Druck: Lippert & Co. G. m. b. H., Naumburg (Saale). Printed in Germany.

Digitized by Google

Das Heimatmuseum

Herausgegeben für die Vereinigung mitteldeutscher Ortsmuseen
von Museumsdirektor Dr. Fr. Schulze und Dr. Alb. Schröder

7. Jahrgang: Heft 2 — Brachet/Juni 1935

Die Heimatmuseen des Vogtlandes

Von Dr. Ernst Pietsch, Plauen

Auf vogtländischem Boden steht eins der ältesten deutschen Heimatmuseen. Im Jahre 1825 gründeten der junge Arzt Julius Schmidt und der Diakonus Friedrich Alberti in Hohenleuben den Vogtländischen Altertumsforschenden Verein zu Hohenleuben, dem Freunde der heimatgeschichtlichen Forschung aus dem ganzen Vogtlande und seiner Randgebiete beitraten. Damit wurde auch der Grund zu jener Sammlung vogtländisch-orlaländischer Altertümer gelegt, die heute als „Museum Reichenfels" bekannt ist. Sie war lange Zeit die einzige ihrer Art im Vogtland. So erklärt es sich, daß nach Hohenleuben Altertümer aus dem ganzen Vogtland, ja aus Zwickau ebenso wie aus Ranis kamen und daß die Hohenleubener Sammlung, die seit 1855 in einem Wirtschaftsgebäude des ehemaligen Schlosses Reichenfels untergebracht ist, Wertstücke enthält, die wir in größeren Museen vergebens suchen. Das Reichenfelser Museum ist besonders reich an vorgeschichtlichen Funden, und wer die Vorgeschichte des Orlalandes wie des nördlichen Vogtlandes studieren will, muß auch nach Reichenfels gehen.

Nach 1870 entstanden in Plauen, Schleiz und Greiz Geschichtsvereine, die natürlich auch eigene Sammlungen schufen. Neben diese Geschichtsvereine traten bald Vereine, die sich der Erforschung der Gesteins- und Tierwelt des Vogtlandes widmeten und ebenfalls Sammlungen anlegten. Dazu kamen noch hier und dort eigene Museumsvereine, die sich allein die Errichtung eines Museums als Ziel setzten und diesem auch zumeist mit gutem Erfolg zustrebten. Die weitere Entwicklung führte dann dazu, daß im Laufe der Zeit an den einzelnen Orten die verschiedenen Sammlungen vereinigt wurden und so Museen entstanden, die wirklich über umfangreiche Bestände verfügten, in denen sich Natur und Kultur des betreffenden Sammelgebietes widerspiegeln. Heute sind die bedeutendsten Museen des Vogtlandes die in Gera, Plauen, Zeulenroda und Greiz.

Das Geraer Städtische Museum ist im ehemaligen Geraer Waisenhaus, einem prächtigen, alten Bau, untergebracht; es verfügt über wertvolle Sammlungen zur Vorgeschichte und Geologie des Geraer Landes, ebenso auch zur Geschichte der Stadt Gera und des ehemaligen Fürstentums Reuß j. L. Gera war bis 1918 Residenzstadt. Selbstverständlich hat dieser Umstand auch

Digitized by Google

seinen Niederschlag im Geraer Museum gefunden. In die Reihe der Museen ist jetzt auch das Residenzschloß Osterstein getreten. Es enthält eigene Sammlungsräume, in denen neben Wertstücken aus fürstlichen Besitz auch die fürstliche Sammlung reußischer Münzen und Medaillen ausgestellt ist. Es kann aber auch in allen seinen Räumen besichtigt werden, die viele kostbare Gegenstände enthalten und den vornehmen Reichtum eines alten deutschen Fürstengeschlechtes zu erkennen geben.

Zeugnisse höfischer Kultur findet man im Vogtländischen Kreismuseum zu Plauen natürlich kaum. Was in Plauen im 19. Jahrhundert an Vereinssammlungen der verschiedensten Art entstand, ist seit 1923 in den Besitz der Stadt übergegangen und in den der Stadt gehörenden sog. Goesmannschen Häusern vereinigt worden. Diese wertvollen, aus dem Ende des 18. Jahrhunderts stammenden Gebäude bilden mit ihren schönen Räumen den glücklichsten Rahmen für die umfangreichen volkskundlichen und heimatgeschichtlichen Sammlungen, die in diesen Häusern aufgestellt und denen naturwissenschaftliche angegliedert sind. Das Ziel der Leitung des Vogtländischen Kreismuseums zu Plauen ist, im Laufe der Zeit ein Spiegelbild der bodenständigen Kultur des Vogtlandes, besonders seines sächsischen Anteils, und seiner Gesteins- wie Tierwelt in möglichster Vollständigkeit zu schaffen. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Stadt Plauen dabei besonders im Vordergrunde steht. Zum Charakter dieser Stadt paßt es vorzüglich, daß ihr Museum gerade in zwei alten Kaufmannshäusern untergebracht ist, deren Räume in so beredter Weise von der feinen bürgerlichen Kultur der Zeit um 1800 zu erzählen wissen.

Das Textilmuseum der Staatlichen Kunstschule für Textilindustrie in Plauen sammelt Textilien aller Art, zeigt aber natürlich auch hochwertige Erzeugnisse der heimischen Textil-, insbesondere der Plauener Spitzen-, Stickerei- und Gardinenindustrie.

Zeulenroda zählt 11000 Einwohner. Sein Städtisches Kunstgewerbe- und Heimatmuseum steht aber gleichrangig neben denen viel größerer Städte, war ihm doch ein so kunstsinniger Sammler wie Paul Blell „opferfreudiger Mehrer und Erhalter". Das Zeulenrodaer Museum enthält so manches, was mit dem Vogtland nicht in engerer Beziehung steht, sondern dem allgemeinen Kunstgewerbe angehört, ebenso aber auch eine Fülle von wertvollen Gegenständen zur Geschichte Zeulenrodas und Ostthüringens.

1928 wurde im Greizer Stadtschloß, dem ehemaligen Residenzschloß der Fürsten Reuß ä. L., das Reußische Heimatmuseum eröffnet, das in sehr glücklicher Weise höfische Kultur, dann aber auch alte kirchliche, bürgerliche und bäuerliche Kultur des Greizer Landes zur Anschauung bringt. Die Kupferstichsammlung im Greizer Sommerpalais, eine Stiftung der älteren Linie des Hauses Reuß, ist bekannt durch ihre reichen Bestände an hochwertigen Schabkunstblättern.

Der Stadt Weida hat der Weidaer Geschichtsverein in einem Hofgebäude der Osterburg, der Wiege des reußischen Fürstengeschlechtes, ein Heimatmuseum geschaffen, das sehr gut in die Geschichte Weidas und seiner Umgebung einführt.

Digitized by Google

In den Erdgeschoßräumen des ehemaligen fürstlichen Residenzschlosses zu Schleiz befindet sich das Heimatmuseum des reußischen Oberlandes, das mit größtem Eifer zur Geschichte der Stadt Schleiz und der bäuerlichen Kultur des Oberlandes sammelt.

Für das sächsische Vogtland ist vor allem noch das Museum für Natur- und Altertumskunde zu Reichenbach zu nennen, dessen Schwergewicht auf naturwissenschaftlichen Sammlungen ruht, die allerdings weit über das rein Vogtländische hinausgreifen.

Im benachbarten Mylau sind in schönen Räumen des alten Schlosses die umfangreichen Sammlungen des Mylauer Vereins für Naturkunde untergebracht, der aber ebenso sein Interesse auch den kulturgeschichtlichen Dingen zuwendet. Alt-Mylauer Gewerbebetrieb ist hier recht gut zur Darstellung gebracht worden.

Erst in jüngster Zeit ist für das östliche Vogtland ein Heimatmuseum in Falkenstein, man darf wohl sagen, geradezu aus dem Boden gestampft worden. Einige Räume des ehemaligen Schlosses enthalten die Sammlungen, die die kulturelle Vergangenheit der Falkensteiner Gegend, ebenso auch ihre geologische Beschaffenheit in glücklicher Weise veranschaulichen.

Eine besondere Stellung nimmt das Städtische Gewerbemuseum in Markneukirchen ein. Es ist kein Heimatmuseum, sondern ein Museum für Musikinstrumente aller Art, aller Erdteile. Nun ist aber Markneukirchen ja Mittelpunkt der obervogtländischen Musikinstrumenteninduſtrie. Das Markneukirchener Museum, das natürlich auch heimische Erzeugnisse enthält, ist also durch die Industrie der Stadt bedingt und steht so auf gleicher Stufe mit dem Textilmuseum der Plauener Kunstschule.

Für das Gebiet des bayerischen Vogtlandes sind das Städtische Museum in Hof und die Heimatmuseen in Selb, Rehau und Naila, für das Ascher Gebiet des Heimatmuseum der Stadt Asch zu nennen.

Es gibt auch auf dem Lande schon Schulsammlungen, die über den Rahmen einer reinen Lehrmittelsammlung hinausgehen und die Keime kleiner künftiger Dorfmuseen in sich enthalten. Ich denke dabei an Schönberg bei Mühltroff und Raun bei Bad Elster. Selbstverständlich haben solche Sammlungen nur dann Wert, wenn sie sich einzig und allein auf den Umkreis des betreffenden Dorfes beschränken und nicht in falschem Ehrgeiz in die Weite streben.

Die Übersicht zeigt, daß im Vogtland ein reges museales Leben herrscht. 1825 wurde im Vogtland die erste heimatgeschichtliche Sammlung begründet, und noch ist der Wunsch, weitere derartige Sammelstellen zu begründen, nicht erloschen. Im Gegenteil, er hat gerade jetzt eine erfreuliche Stärkung erfahren. In Oelsnitz ist man ernsthaft bestrebt, ein Heimatmuseum ins Leben zu rufen, auch in Schöneck, ebenso in Bad Elster, wo bereits einige Zimmer des Kurhauses mit Bildern und Gegenständen zur Geschichte des Staatsbades Bad Elster im vorigen Jahre ausgestattet worden sind.

Digitized by Google

19. Tagung der Vereinigung mitteldeutscher Ortsmuseen am 4. und 5. Mai 1935 in Chemnitz

Am 4. und 5. Mai 1935 fand die 19. Tagung der Vereinigung mitteldeutscher Ortsmuseen in Chemnitz statt. Bereits am 4. hatte sich eine größere Anzahl von Tagungsteilnehmern zusammengefunden, die Aussprache über interne Museumsangelegenheiten pflegten, aus denen vor allem die Anregung des Herrn Bursian (Annaberg, Erzgebirgsmuseum) hervorgehoben sei, den Dietwarten der Turn- und Sportvereine für die Durchführung der weltanschaulichen Schulung den Zutritt zu den Sammlungen finanziell möglichst zu erleichtern. Am 5. Mai fand zunächst eine Besichtigung des König-Albert-Museums statt, und zwar der Gemäldesammlung unter Führung von Dr. Müller, der Naturwissenschaftlichen Sammlung unter Führung von Dr. Strauß. Die Tagung eröffnete im Kleinen Saale des Museums der Führer der Vereinigung mitteldeutscher Ortsmuseen, Direktor Dr. Schulze (Stadtgeschichtliches Museum, Leipzig), indem er an den 1. Mai erinnerte, der in symbolhafter Weise die Volksverbundenheit zum Ausdruck gebracht habe. Die Aufgabe, diese Volksverbundenheit weiter zu fördern, müsse auch als eine der vornehmsten Pflichten des Museums betrachtet werden. Stadtrat Ballerstedt, der Leiter des Städtischen Kulturamtes, überbrachte die Grüße vom Rat der Stadt Chemnitz. Er betonte, daß im nationalsozialistischen Staate die Pflege des Stammeskundlichen und Landschaftlichen mit allem Nachdruck gefördert würde, um den Zentralisierungsbestrebungen vergangener Jahre entgegentreten zu können und den einzelnen Kulturzentren ihre besondere Eigenart zu erhalten. Regierungsrat Dr. Fraustadt hieß als Leiter des Vereins für Chemnitzer Geschichte die Anwesenden willkommen; nachdem Begrüßungsschreiben des Bundes brandenburgischer Museen und des Vereins für Fremdenverkehr zu Chemnitz verlesen worden waren, hielt Museumsleiter Dr. Müller (Chemnitz) einen Vortrag über die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung des Tagungsortes.

Als Vertreter des Ministeriums für Volksbildung sprach Dr. Friedrich Lamprecht über das Heimatmuseum im Rahmen des deutschen Volksbildungswerkes. Er trat für eine strenge Abgrenzung der Arbeitsgebiete der Heimat-, Kreis- und Zentralmuseen ein. Es würde angestrebt, in jeder Stadt, die Sitz der politischen Kreisleitung sei, auch ein Kreismuseum einzurichten. Der Referent befürwortete die Eingliederung der Heimatmuseen in das deutsche Volksbildungswerk, es solle örtlicher Mittelpunkt der deutschen Heimatschule werden.

Anregungen aus der Museumspraxis vermittelte zu dem Thema: Schule und Museum Dr. Pietsch (Vogtländisches Kreismuseum, Plauen). Er betonte, daß zur praktischen Durchführung des Schulunterrichtes in den Museen eine enge Verbindung zwischen beiden Instituten bestehen müsse, die bekanntlich beide der Volksbildung dienen. Das Museum könne eine wichtige Ergänzung der Lehrmittelsammlung der Schule bilden und alle Lehrer, die über heimatkundliche Themen zu unterrichten haben, müßten vorher das Museum kennenlernen. Betrachtet man die einzelnen Besuchergruppen des Museums, so

Digitized by Google

interessiere die Volksschüler, die gleichzeitig die größte Anzahl der Besucher stellen, vor allem die „kulturbiologische" Abteilung, die Gewerbeschüler die ihren Berufen entsprechenden Abteilungen des Museums, bei den Schülern höherer Schulen findet man Interesse für die Sammlung der hohen Kunst und des Kunstgewerbes. Damit Klassen mit ihren Zeichenlehrern im Museum arbeiten können, sind vom Referenten für das Vogtländische Kreismuseum 30 Klappstühle angeschafft worden. Eifrige Besucher des Museums stellen die Staatsbauschule und die Kurse der Reichswehr; mit der Heimatschule ist eine Arbeitsgemeinschaft aufgenommen worden, in der besonders die vogtländische Landschaft im Mittelpunkte steht. Um die Bestrebungen des Museums in der Bevölkerung noch weiter bekanntzumachen und zum Besuch der Sammlungen anzuregen, findet eine weitgehende Bekanntmachung der Veranstaltungen des Museums durch Plakatierung statt. Nachdem Direktor Dr. Schulze auf das soeben erschienene Buch von Kretzschmar: „Heimatkunde im Dritten Reich" hingewiesen hatte, das an Hand des Leipziger Beispiels die Sammlungen in vorbildlicher Weise nutzbar macht und ein wertvolles Hilfsmittel besonders für den Lehrer darstellt, sprach Lehrer Richard Wehner (Chemnitz) zu dem Thema: Heimatkunde im Lehrplan unserer Volksschulen.

Der Vortragende erinnerte daran, daß die Heimatkunde im Lehrplan des Dritten Reiches im Vordergrunde stehe, und er entwickelte an Hand des Lehrplanes des sächsischen NSLB die Erziehung des Kindes in den verschiedenen Lehrjahren. Mutter und Schule seien als Führerin zu einer Lebenskultur anzusprechen, welche eine Schicksalsgemeinschaft darstelle, aus der sich Heimatverständnis und Heimatliebe entwickeln. Der Lehrer habe auch als Forscher tätig zu sein und vor allem die Chronik seiner Heimat zu schreiben, die in den Rahmen der Geschichte des weiteren Raumes zu stellen sei. Und aus dem Fortschreiten von Anschauung zu Anschauung erwachse dann der Wunsch nach Erhaltung der kulturellen Werte der Heimat, wozu Denkmalpflege und Heimatschutz dienen. Im Heimatmuseum laufen alle Fäden dieser Bestrebungen zusammen, seine Sammlungen sollen den Schülern nahegebracht werden durch Führungen, die der Klassenlehrer abhält, nachdem er vorher selbst durch den Leiter des Museums mit den Stücken der Sammlungen bekanntgemacht worden ist.

Am Nachmittag fand eine Besichtigung der Stadt, der Jacobi- und Schloßkirche und des Museums für Stadtgeschichte unter Leitung von Dr. Müller statt. In der Jacobikirche interessierten vor allem die beiden, von Hans Hesse gemalten Flügel des ehemaligen Hochaltares, die Schloßkirche besitzt als hervorragende Werke sächsischer Bildhauerkunst der Spätgotik das überaus reich ausgestattete Nordportal und die sogenannte Geißlersäule, beides Werke des Meisters H. W. Dem im ehemaligen Schloß untergebrachten Museum für Stadtgeschichte sind in der letzten Zeit weitere Räume zur Verfügung gestellt worden, in denen nach erfolgter Einrichtung die Volkskunst des Erzgebirges und die bäuerliche Kultur der Umgebung von Chemnitz zur Darstellung kommen soll. Dr. Müller entwarf in einer Führung einen zusammenfassenden Plan für diese Arbeiten, deren Gelingen mit allem Nach-

Digitized by Google

druck zu wünschen ist. Mit einem Dank an die Chemnitzer Herren schloß der Führer der Vereinigung, Dr. Schulze (Leipzig), die Tagung, auf der etwa 40 Museen vertreten gewesen sind. Als nächster Tagungsort ist Zeulenroda in Aussicht genommen.

Sonderabteilungen in mitteldeutschen Ortsmuseen

Vor einiger Zeit konnten wir über die Fertigstellung einer Sonderabteilung „Posamenten" im Erzgebirgsmuseum berichten; die folgenden Zeilen beschreiben die in vorbildlicher Weise aufgebaute Zinngießerwerkstatt. Die Schriftleitung erbittet weitere derartige Berichte, um ein möglichst vielgestaltiges Bild von unserer Arbeit geben zu können. Schriftleitung

Die Zinngießerwerkstatt im Annaberger Erzgebirgsmuseum

Von Karl Bursian, Museumsleiter Annaberg

Die einzige, noch ursprünglich und in alten Formen durch Geschlechter hindurch überlieferte Zinngießerwerkstatt Sachsens konnte im Erzgebirgsmuseum aufgestellt und damit der Nachwelt erhalten werden. Seit der Besiedelung unserer Heimat haben jahrhundertelang Kannengießer in künstlerischer und kunstgewerblicher Art das Zinn verarbeitet. Ist es doch das erste Metall, das im erzgebirgischen Gestein gefunden wurde. Egerländer Siedler entdeckten 1240 am Südabhang des Erzgebirges beim Holzschlagen für ihre Hütten überraschend große Lager dieses weißen, glänzenden Metalls. Von den Seifen des Ortes Graupen aus verbreitete sich der Zinnbergbau über das ganze Erzgebirge. Um zwei Gipfel liegen die ertragreichsten Gebiete:

Greifensteine und Geising.

Viele Orte, z. B. Ehrenfriedersdorf, Geyer, Thum, Altenberg, Geising, leiten ihren Ursprung vom Zinnbergbau her; die Städte Graupen, Seiffen, Schlema (am Schlammgraben) und Eibenstock (Zinngabel im Stadtwappen) sogar ihren Namen. Das Gewerke der Zinn- oder Kannengießer blühte ehedem in fast allen erzgebirgischen Städten, auch hier in Annaberg. Die Kirchen und Innungen waren Hauptabnehmer der Erzeugnisse.

Der letzte Besitzer der hier gezeigten Werkstatt, der vor wenigen Jahren verstorbene

Zinngießermeister Oswald Gerber in Neustädtel

bei Schneeberg, wurde von unserem heimischen Schnitzer Paul Schneider lebenswahr gestaltet. In seiner Zunftkleidung steht er gebückt an der Gießbank. Aufmerksam verfolgt sein Auge die schwierige Tätigkeit. Mit der Nachbildung dieses letzten erzgebirgischen Zinngießermeisters ehren wir ihn und damit zugleich alle ehrsamen Kannengießer vergangener Jahrhunderte als Zeugen früherer Handwerkskunst.

Verfolgen wir in Gedanken seine Arbeit und lernen dabei zugleich die

Einrichtung der Werkstatt

verstehen. In dem niedrigen Ofen wurde das Zinn, das in Barren das Hüttenwerk lieferte, in einem Kessel geschmolzen und gekocht; die vom Gießen verbleibenden Reste, die sog. „Kräze", schmolz der sparsame Kannengießer in dem angebauten, erhöhten Krätzofen nochmals aus, wobei das gute Zinn aus der schrägen Röhre in eine bereitgestellte Schüssel tropfte. Währenddessen wärmte man oben auf den Platten die vorher mit Bolus oder Scheidewasser ausgestrichenen Formen vor. Die Form, die entweder aus Holz, Chamotte oder Eisen bestand, wurde in die verstellbare Gießbank eingespannt und das glühflüssige Metall vorsichtig eingegossen. In unserer Werkstatt stellt Meister Gerber gerade eine Wärmflasche her. Sie wird in zwei Halbformen gegossen. Unmittelbar nach dem Guß wird die Form in nasse Lappen eingehüllt und mit kaltem Wasser gekühlt. Darnach werden die beiden Hälften auf der durch das große Handschwungrad betriebenen Drehbank abgeschliffen und mit Achatsteinen poliert. Die vielen Einzelteile besonders bei Kannen wurden dann zusammengelötet und mit Feile, Stichel, Polierstahl und Schaber auf der Werkzeugbank die letzte Feinarbeit getan.

Meister Gerber verwandte zum Löten ein selbst hergestelltes Lötrohr, das aus einem Messingrohr und einer alten Infanterie-Patronenhülse mit angesetztem, feinem Blasröhrchen bestand.

Digitized by Google

Als Lötlampe diente eine Rüböllflamme. Schließlich wurde das

Gießer- und Gütezeichen

in die Kanne eingeschlagen. Man sieht gewöhnlich drei Stempel. Zwei davon sind meist gleich. Sie sind die Beschaustempel der Innung und tragen oft das Stadtwappen und einige Buchstaben z. B. Annaberg: SAB und gekreuzte Hammer und Schlägel oder Neustädtel: N ST. Dazu tritt der Meisterstempel mit Namenszug.

An der Wand hängt eingerahmt der Meisterbrief von Christian Friedrich Gerber in Neustädtel, dem Vater des Dargestellten, aus dem Jahre 1845. Ihm wird hierin nach Anfertigung eines Formmodells und einer nach Muster fix und fertig hergestellten Kaffeekanne die Meisterwürde zuerkannt.

Auch in Annaberg bestand bereits seit 1575 die Innung der Kannengießer gemeinsam mit den Kupferschmieden, Tuchscherern, Riemern und Sattlern. 1606 wurden ihre Artikel neu bestätigt. Die älteren Annaberger Einwohner erinnern sich sicher noch der Zinngießer Fleischer und Reichel. Schüsseln, Krüge, Kannen und Teller, sowie Leuchter, Löffel, Wärmflaschen, Salzbüchsen und Apothekergefäße aus Zinn vertraten jahrhundertelang die Stelle des teueren Silbers. Seit 1800 ist das Zinn in steigendem Maße durch Steingut und Porzellan ersetzt worden, so daß es heute fast ganz aus dem täglichen Gebrauch verschwunden ist.

So ist wiederum eine früher hochgeachtete Handwerkszunft verdrängt worden, und die hier aufgestellte Zinngießerwerkstatt weist auf ein ehemals im Erzgebirge blühendes Gewerbe hin.

Aus der Heimatbewegung

Wittenberg. 25 Jahre Verein für Heimatkunde und Heimatschutz. Aus Anlaß des 25jähr. Bestehens hat der Verein durch seinen verdienstvollen Vorsitzenden, Sanitätsrat Dr. G. Krüger, eine Schrift herausgeben lassen, die in eindrücklicher Weise Rechenschaft gibt über die Entwicklung des Wittenberger Museums und die Tätigkeit des Vereins, die auf der Veranstaltung von Vortragsabenden und der Mitarbeit im Heimatschutze beruht. Es ist ein weiter und oft auch recht dornenvoller Weg gewesen, welcher die Geschichte des Museums bezeichnet, bis seine jetzige Einrichtung im Schlosse erfolgen und damit die bedeutenden Sammlungen in ausreichenden Räumlichkeiten untergebracht werden konnten. Der Pflege der Heimatkunde haben insgesamt 72 Vorträge gedient; 9 größere Veranstaltungen verdienen außerdem hervorgehoben zu werden, von denen wir uns gern unserer im Jahre 1923 in Wittenberg gehaltenen Tagung erinnern. Möge auch die weitere Entwicklung von einem günstigen Stern begleitet sein!

Neue Museen

Apolda. In der Martinskirche ist ein Heimat- und Industriemuseum eingerichtet worden, das als Hauptabteilungen das Geschichtliche zur Apoldaer Glockengießerei, eine prähistorische Sammlung und Material zur Apoldaer Textilindustrie enthält sowie zur weiteren Kulturgeschichte der Stadt.

Eisenberg. Das Heimatmuseum zu Eisenberg hat jetzt im Schloß neue Räume erhalten, in denen vor allem die Entwicklung der heimatlichen Industrie in anschaulicher Weise gezeigt werden kann. Die Ergänzung dazu bilden die kulturgeschichtlichen Sammlungen.

Meerane. Im Dietrichsstift am Altmarkt ist ein Heimatmuseum eingerichtet worden, das hauptsächlich Material über die Anfänge der Handweberei enthält und mit dem bereits bestehenden Gewerbemuseum vereinigt wurde.

Digitized by Google

Nossen. Im Schlosse Nossen sind dem Heimatverein mehrere Räume für den Aufbau des Heimatmuseums zugewiesen worden, dessen Hauptanziehungspunkt die Gemälde von Otto Altenkirch aus der heimatlichen Landschaft bilden.
Waldenburg. Fürst Günther von Schönburg hat für die Einrichtung eines Heimatmuseums das Marstallgehöft zur Verfügung gestellt; reiches kulturgeschichtliches Material kommt zur Darstellung aus Waldenburg, dessen Name besonders als alte Töpferstadt berühmt war.

Jahresberichte

Pegau. Im Berichtsjahr ist die Einrichtung des „Martin-Johst-Zimmers" vollendet worden, das zunächst für die Abteilung Stadtgeschichte und später für eine Sonderausstellung benutzt wurde. Das Landesamt für Denkmalspflege stellte Mittel zum Ausbau zur Verfügung. Drei Wanderungen, eine Fahrt nach Zeitz und ein Heimatabend mit Lichtbildervortrag fanden statt; ein Photowettbewerb war von besonderem Erfolg. Als Zuwachs der Sammlungen sind zu vermerken: 30 Pegauer Brakteaten aus dem Etzoldshainer Funde, das Modell der Wiprechtsburg, verschiedene Lehrbriefe und zwei Porträts. Eine dringliche Aufgabe der Zukunft wird die Schaffung weiterer Museumsräume sein.
Weißenfels. Als bedeutendstes Ereignis verzeichnet der Jahresbericht die Instandsetzung und den Ausbau des im Oberstock des Museums gelegenen Saales zu einem Raum für Sonderausstellungen. Eine besondere Bereicherung hat die Sammlung erfahren durch ein Bildnis der Mutter Richard Wagners, die eine Weißenfelser Bäckerstochter war; das Bild ist eine Kopie nach dem im Hause Wahnfried vorhandenen Original und wurde dem Museum von der Weißenfelser Bäckerinnung gestiftet. Außerdem sind 104 Neuerwerbungen zu erwähnen; einschließlich der Schulen besuchten im Berichtsjahr 1933/34 rund 7800 Personen die Sammlungen.

Bücherschau

Museen, Heimat- und Geschichtsvereine in der Provinz Sachsen und in Anhalt. Der Verband zur Förderung der Museumsinteressen in der Prov. Sachsen und in Anhalt hat das bereits 1932 erschienene Handbuch in erweiterter Auflage neu herausgegeben. Das Handbuch stellt ein wertvolles Hilfsmittel für jeden Museumsleiter unseres Gebietes dar, denn es verzeichnet nicht nur alles Wissenswerte über die Heimatmuseen in der Prov. Sachsen und in Anhalt, sondern es gibt auch Auskunft über die Heimat- und Geschichtsvereine, Büchereien, Archive, Lichtbildstellen und Zeitschriften. — Die Auslieferung des Buches geschieht durch den Verlag Fr. Stollberg in Merseburg. — Man kann nur wünschen, daß auch für das Gebiet des Freistaates Sachsen bald ein derartiges Verzeichnis erscheinen möge. Schröder
Hentschel, Walter. Sächsische Ofenplatten. In Bd. XXII, Heft 9/12 (1934) der Mitteil. des Sächs. Heimatschutzes bietet Hentschel eine wertvolle Zusammenstellung der sächsischen Ofenplatten. Es sei auf diese inhaltreiche Arbeit hier verwiesen, da in fast jedem mitteldeutschen Heimatmuseum derartige Ofenplatten vorhanden sind, deren nähere Bestimmung an Hand der vorliegenden Darstellung leicht erfolgen kann, die außerdem einen vortrefflichen Überblick über ein bisher kaum sonderlich beachtetes Gebiet heimatlichen Kunstgewerbes bietet Schröder

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Albert Schröder, Leipzig. — Verlag: Curt Kabitzsch, Leipzig.
Druck: Lippert & Co. G.m.b.H., Naumburg (Saale). Printed in Germany.

Digitized by Google

Das Heimatmuseum

Herausgegeben für die Vereinigung mitteldeutscher Ortsmuseen von Museumsdirektor Dr. Fr. Schulze und Dr. Alb. Schröder

7. Jahrgang: Heft 3 — Gilbhard / Oktober 1935

50 Jahre Altertumsverein und Museum in Torgau

Von Berufsschuldirektor i. R. Ernst Henze, Torgau

Der Torgauer Altertumsverein wurde am 3. November 1884, dem Jahrestage der Schlacht bei Torgau, gegründet. Das bereits bestehende Museum hat sich aus ganz kleinen Anfängen heraus entwickelt. Als nach dem Kriege von 1870/71 die nationalen Wellen durch das Land fluteten, da brach sich auch das Bewußtsein Bahn, daß die Geschlossenheit einer Nation nur erreicht werden konnte, wenn die innere Verbundenheit mit der Vergangenheit hergestellt würde. „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen".

Auch in Torgau suchte man die Kulturgüter der Vergangenheit zu sammeln und in einem Museum für die Nachwelt aufzubewahren. Alttorgau war reich an Kirchen und kirchlichen Geräten. Zwei Kirchen hatten den Festungsmauern 1812 weichen müssen, zwei andere waren schon vorher geschlossen worden. Die reichen Kirchenschätze und Geräte waren zum Teil auf die Böden gewandert, es galt das zu retten, was dem Zahn der Zeit nicht zum Opfer gefallen war. In den Torgauer Familien befanden sich reiche Schätze alten Porzellans und viele Geräte aus dem Schlosse Hartenfels, aus Hofküche und Hofkeller. Das früher reich gegliederte Innungsleben der alten Kur- und Residenzstadt konnte mit manchem Stück aufwarten, das wert war, der Nachwelt erhalten zu werden. Die Rüstungen und Waffen der Torgauer Geharnischten waren bereits weithin bekannt. Die Umgegend Torgaus war reich an vorgeschichtlichen Wohngruben und Gräbern.

Von diesen Voraussetzungen ausgehend wurde von Männern, welche die Heimat liebten, die Errichtung eines Museums beschlossen. Im Jahre 1872 begannen sie mit regem Sammeleifer und namentlich auf den Böden wurde nach wertvollen Altertümern gesucht. In einem kleinen Raume über der Sakristei der Stadtkirche wurden sie aufgestellt. Bereits im Jahre 1873 erschien das erste gedruckte Verzeichnis. Es umfaßte 182 Nummern ohne jede Ordnung, außerdem waren einige Bücher und auch bereits einige Urkunden vorhanden. Der Museumsraum erwies sich von vornherein als ungeeignet, aber alle Bemühungen der leitenden Männer um andere Räume waren vergebens.

Im Jahre 1883 begann ein Innenbau in der Kirche, auch sollten neue Emporen eingebaut werden. Der Museumsraum mußte geräumt werden. Die gesammelten Altertümer wanderten zurück auf die Böden oder sie wurden

Digitized by Google

auf den Speicher des Spediteurs gestellt. Die leitenden Männer zogen sich mißmutig von der Museumsarbeit zurück. Das Museum schien zum Sterben verurteilt zu sein; Aufkäufer waren bereits überall an der Arbeit.

In dieser Zeit der Krise traten Männer hervor, die den Entschluß faßten, durch Gründung eines Vereins die Museumsarbeit zu übernehmen und weiterzuführen. Es waren dies die Herren: Dr. Knabe, der durch seine geschichtlichen Arbeiten weit über Torgau hinaus bekannt wurde, ferner Dr. Taubert, Baurat Pietzsch, Bildhauer Conrad, Kunstmaler Wollschläger, Apotheker Knibbe und der Buchhändler Kurt Jakob. Am 3. November 1884 beriefen sie eine Bürgerversammlung, legten derselben den Plan und ein Statut des neu zu gründenden Vereins vor. Der Verein trat unter dem Namen „Altertumsverein" ins Leben. Die genannten Männer bildeten seinen ersten Vorstand, ebenso wurden die vorgelegten Statuten genehmigt. 30 Mitglieder zählte der Verein bereits am Gründungstage. Das Arbeitsgebiet war dem jungen Verein durch die Satzungen vorgezeichnet: Erforschung der Geschichte der Stadt Torgau und des ehemaligen kursächsischen Amtes Torgau; Pflege und Ausbau des Museums.

Im Jahre 1885 begann der neue Verein seine Arbeit. Die wichtigsten der gehaltenen Vorträge sollten durch Veröffentlichung allen Geschichtsfreunden zugänglich gemacht werden. Im Jahre 1887 erschien das erste Heft, 22 weitere sind ihm im Laufe der Jahre gefolgt als Zeugen einer fleißigen Vereinsarbeit; aber sie nahmen auch die Mittel derart in Anspruch, daß für den Museumsausbau wenig übrig blieb. Die Veröffentlichungen knüpften auch die Verbindungsfäden zu den Nachbarvereinen. Viele hielten Einkehr bei dem jungen Verein. In erster Linie waren es diejenigen aus Sachsen, wie Leipzig, Dresden, Meißen, Leisnig und andere. Doch auch preußische Vereine statteten der alten Kurstadt Besuche ab, so selbst der Verein für Berliner Geschichte. Was die Geschichte einst 1485 in der Leipziger Teilung trennte, suchte die Geschichte hier wieder zu einen. Die Mitgliederzahl war bis zum Jahre 1890 bis auf 73 gewachsen. Um die Museumsarbeit zu beleben, wurde 1891 beschlossen, eine Ausstellung von Altertümern zu veranstalten, die namentlich die Schätze erfassen sollte, die sich in Privatbesitz befanden. Doch da die Mittel fehlten, beschränkte man sich auf die Innungen, Kirchen und das Museum. Die vom 13.—17. Juni geöffnete Ausstellung hatte nur zum Teil den erhofften Erfolg; die Bürgerschaft war nicht erfaßt worden, das Museum hatte wenig Nutzen davon, die Vereinskasse mußte einen entstandenen Fehlbetrag decken, was um so schmerzlicher war, weil die dem Museum zugewiesenen neuen Räume im Rathause auch Mittel erforderten. Der Vorsitzende Dr. Knabe und der Musikdirektor Dr. Taubert zogen sich von den Vereinsarbeiten zurück, der Landschaftsmaler Wollschläger erkrankte, der Baurat Pietzsch wurde versetzt und zwei Herren, der Senator Knibbe und der Buchhändler Jakob, wurden durch den Tod hinweggerafft. Erst zu Anfang des Jahres 1895 erhielt der Verein einen neuen Vorstand mit dem Oberstleutnant Hädrich an der Spitze, neben ihm wirkten die Herren: Henze, Schild, Reinhart, Dr. Wagner, Kluge. Zunächst trat der Verein mit seinen Vorträgen mehr in die Öffentlichkeit. Er ließ Lichtbilder herstellen vom

Digitized by Google

Schlosse, alten Häusern, den ehemaligen Festungswerken, den verschiedenen Elbbrücken. Durch diese Vorträge faßte er in der Bürgerschaft immer mehr Wurzel, so daß die Mitgliederzahl zunahm. Leider starb bereits im Jahre 1906 der ungemein rührige Vorsitzende Oberstleutnant Hädrich und der jetzige Vorsitzende Direktor i. R. Henze trat an seine Stelle und hat den Verein bis heute geleitet.

Auch die Museumsarbeit fand im Jahre 1905 eine neue Belebung. Die vorhandenen Schätze wurden durch den neuen Leiter Henze katalogisiert und systematisch geordnet. Dabei wurde nach Grundsätzen verfahren, die bis jetzt für die Museumsordnung maßgebend geblieben sind, nur daß heute für die einzelnen Abteilungen: Vorgeschichte, kirchliche Altertümer, Möbel, Hausgeräte, Waffen u. dgl. besondere Räume zur Verfügung stehen.

Die Durchführung der Neuordnung, die Drucklegung des Kataloges, der Ankauf vieler geliehener Bilder und Gegenstände erforderte größere Mittel, die weit über die Leistungsmöglichkeiten des Vereins hinausgingen. Hier traten nun Freunde des Vereins und des Museums tatkräftig und helfend ein, so daß weit über 1000 Mark für diesen Zweck zur Verfügung standen. Das Museum erhielt dadurch eine solche Abrundung, daß es überall Anerkennung fand. Im Jahre 1909 veranstaltete der Verein zur Feier seines 25jährigen Bestehens abermals eine Ausstellung im Rathaussaal, die den Reichtum der Altertümer, die noch in Privatbesitz waren, zeigte. Unter den Tausenden der Besucher befanden sich auch die Prinzen des sächsischen Königshauses. Anregungen wurden gegeben, Arbeitslust und Arbeitsfreude, neue Erwerbungen für das Museum, namentlich der Ankauf der reichen Ludwigschen Sammlung, waren die Folgen. — In den Jahren 1910—1912 beteiligte sich der Verein in hervorragender Weise an der Schaffung des Denkmals Friedrichs des Großen. Sein Vorsitzender war zugleich Leiter des Denkmalsausschusses, und nur ihm ist es zu danken, daß das herrliche Denkmal an den Eingang von Alttorgau gesetzt werden konnte. Die 26000 Mark, die das Denkmal erforderte, hat der Verein durch seine rege Sammeltätigkeit aufgebracht. Die verdiente Anerkennung wurde ihm bei der Enthüllung am 19. Oktober 1912 von allen Seiten gezollt. Diese Zeit war die Blütezeit des Vereins, der in dem kleinen Torgau über 150 Mitglieder zählte.

Der Weltkrieg mit seinen Folgen ging auch nicht spurlos am Verein und seinen Bestrebungen vorüber.

Das Museum siedelte 1920 aus dem Rathause nach dem Flügel C des Schlosses Hartenfels über. Für den Umzug wurden namentlich private Arbeitskräfte und Mittel bereitgestellt. Fünf Zimmer und ein großer Korridor standen für den Neuaufbau zur Verfügung. Im ersten Raume erhielten die vorgeschichtlichen Funde aus Torgau und Umgegend ihren Platz. Von der jüngeren Steinzeit bis in die Slawenzeit hinein führen uns die Funde. Manches eigenartige Stück beleuchtet die einzelnen Epochen. Hieran schließen sich im anderen Zimmer die kirchlichen Altertümer. Holzplastiken, Stein- und Zinngeräte und manches andere veranschaulichen uns die Zeit der ersten Kirchenbauten, bis hinein in das für Torgau so bedeutsame Reformationszeitalter. Ein besonderer Lutherraum ist im Aufbau begriffen. — In dem Zimmer für

Digitized by Google

Porzellane und Gläser erblicken wir nicht nur Meißner Porzellan vom Böttcherporzellan bis zur Gegenwart, sondern auch Erzeugnisse anderer Fabriken. In reicher Auswahl sind auch Gläser und Fayencen vorhanden. Im vierten Zimmer werden uns vielfache Erzeugnisse der Torgauer Handwerkerkunst vorgeführt. Auch die Innungen kommen mit ihren Laden und Humpen zu ihrem Rechte. Im nächsten Zimmer erblicken wir neben zahlreichen Waffen aller Zeiten kunstvolle Schlosserarbeiten, sowie Denkmünzen und Medaillen zur Geschichte Torgaus. Eine große Anzahl von Bildern und Stichen jeder Art ist auf dem verbindenden Flur untergebracht. Neben den Ausstellungsräumen bergen die Schränke eine Bibliothek, die in die Einzelheiten der Torgauer Geschichte und des Bürgerlebens einführt. Sehr reich ist die Urkundensammlung. — Im Jahre 1924 erhielt das Museum die staatliche Anerkennung und wurde in die Liste der staatlich anerkannten wissenschaftlichen Institute eingetragen. Manche Schwierigkeiten hat der Verein in den 50 Jahren seines Bestehens überwinden, manche Hemmungen beseitigen, manche falsche Einstellung bekämpfen müssen. Immer ist es aber gelungen, das gefährdete Schiff durch die Wogen zu führen.

Die Entwicklung des Museums wird am besten veranschaulicht durch einige Zahlen. Der erste Katalog vom Jahre 1873 umfaßte 182 Ausstellungsnummern und 59 Bücher und Urkunden. Bei der zweiten Katalogisierung 1896 waren bereits 643 Ausstellungsgegenstände und 413 Bücher und Urkundennummern vorhanden. Das jetzt neu aufgestellte Verzeichnis umfaßt 1062 Ausstellungsgegenstände und weit über 1000 Bücher und Urkunden. Wenn man nun in Betracht zieht, daß städtische Mittel nur in sehr geringem Maße dem Verein und dem Museum zuflossen, daß ferner die Mitgliederbeiträge niedrig, auf 3 Mark im Jahre, bemessen sind, so wird man begreifen, welche Arbeit geleistet wurde, um private Mittel immer wieder flüssig zu machen. Dieses ist auch zum Teil dem Umstand zuzuschreiben, daß die Vorstandsmitglieder nicht ständig wechselten, sondern in den Verein und die Museumsbestrebungen hineinwuchsen. Das Museum hat in den 62 Jahren seines Bestehens nur 6 Leiter gehabt: Maler Krause und Senator Knibbe bis 1882, Buchhändler Jakob bis 1893, Gerichtssekretär Linsel bis 1895, Direktor Henze von 1895 bis jetzt. Ebenso konservativ ist der Verein in seinen Vorsitzenden gewesen. 1884—1892 Dr. Knabe, 1892—1894 vakat, 1895 bis 1906 Oberstleutnant Hädrich, 1906 bis jetzt Direktor Ernst Henze. Auch die andern Vorstandsmitglieder haben immer lange Jahre im Vereinsinteresse gearbeitet.

Über die Bedeutung des Museums für eine Stadt, die so innig mit der sächsischen und deutschen Geschichte verbunden ist wie Torgau, brauchen nicht viel Worte gemacht zu werden. Möge Museum und Verein auch in den nächsten 50 Jahren sich segensreich weiter entwickeln und auch den späteren Geschlechtern die Kenntnis der Heimat vermitteln und Liebe zu derselben in die Herzen pflanzen.

Digitized by Google

Döbeln: Neuordnung des Stadtmuseums

Das 3. Heimatfest Pfingsten 1935 gab Veranlassung zu einer umfangreichen Ausstellung in den Räumen des Stadtmuseums: „Döbeln und die Döbelner im Bilde". Ein engerer Ausschuß, dem sämtliche Zeichen- und Werklehrer angehörten, warb öffentlich und privat. Aus dem Besitze des Rates, der ältesten Familien, der Kunstfreunde kamen Gesamt- und Teilansichten der Stadt, Gemälde, Stiche, vor allem Meisterwerke der Lichtbildkunst. Stud'enrat Fiedler, Dresden, steuerte köstliche Aquarelle mit Döbelner Motiven bei, die Lehrer Paschinsky und Stumpe schufen nach gründlichen Vorstudien eine ausgezeichnet gelungene plastische Darstellung des Gefechtes von Döbeln am 12. Mai 1762. Dazu lieferte die bekannte Fa. Heinrichsen, Nürnberg, eigens hierfür hergestellte Figuren der beteiligten Truppen. Diese Arbeit fand allseitig Anerkennung der zahlreichen Besucher und ein Sonderlob des Kriegsforschers Oberstaatsarchivrat Dr. A. Brabant, eines Sohnes unserer Stadt. Die Ausstellung erfüllte vollkommen ihren Zweck: Kenntnis der Heimat und ihrer Bewohner, Liebe zu ihr zu vermitteln und zu vertiefen. Neuerwerbungen und viele Geschenke ließen nun den längst gehegten Plan des Museumsleiters zur Tat werden: Aufstellung nach sachlichen Gesichtspunkten. Der reiche Inhalt wird durch die neue Ordnung viel wertvoller. Der untere Treppenaufgang zeigt die Gründer des Museums, die vorbereitende Ausstellung 1899, das Stadtwappen in zwiefacher Ausführung, die Klöster Memleben und Hersfeld als Lehensinhaber des Burgwardtumes Dobelin 981 und 1015, einen großen Stammbaum der Wettiner, Bilder der Landesherren, die zu der Stadt in besonderer Beziehung standen. Ihnen schließt sich die Garnison, 1678 bis in die Gegenwart, an. Major v. Körner, der Direktor des sächs. Armeemuseums, gestattete mit Freude die Nachbildung der Vorlagen.

Der lange Vorraum des ersten Stockwerkes enthält Plastiken des hier geborenen Bildhauers Otto Rost, Dresden, Zeichnungen des Kunstmalers Bernhard Kretzschmar, Kästen mit zahlreichen hier gefundenen und anderen Münzen, Bildreihen der Feuerwehr, Schützen, Turner, Heimatkarten, Schränke mit Gesteinen, mit Zinngerät und ein wissenschaftlich höchst wertvolles Relief in Gesteinen des Muldentalquerschnittes von Dr. Reichert. In Zimmer 1 schmücken Stadtbilder, 1633 mit Dilichs Federzeichnung beginnend, die Wände, Rathaus und Ratsmitglieder schließen sich an. Neuaufgestellt wurde eine plastische Darstellung der Stadt 1838 vom Kunstschüler Krause. Das Gefecht von 1762 wurde erweitert durch zeitgenössische Karten und Bildnisse der Heerführer, welche Döbeln durchzogen haben. In einer Ecke haben Erinnerungen an das einstige Stadtgericht Platz gefunden. Zwei große Vitrinen sind gefüllt mit Blättern aus dem 1539 aufgelösten Kloster, Urkunden (1387 beginnend), Bildern vom alten und neuen Rathaus, vom Stadttheater seit 1819, vom Bürgergarten, von Hochwassern. Zimmer 2 ist Gelehrten, Lehrern, Geistlichen und alten Malern gewidmet. Zimmer 3, der Kirchenraum, wurde bereichert durch einen Altar, an dem im Festtalar ein Pope amtiert, der gefangene russische Offiziere 1914 hierher begleitete. Diese

Digitized by Google

nachgebildete Gruppe dürfte als Erinnerung an den Weltkrieg in Sachsen einzigartig bleiben, da auch der geschnitzte Kopf dem des lebenden Priesters sehr ähnlich ist. Der Vorraum des Bürgerstübchens, Zimmer 4, enthält musikalische Instrumente und Bilder von Gesangsvereinigungen. Zimmer 5, groß und hell, gewährt alter und gegenwärtiger Industrie, Kunst, Post und Bahn, einer plastischen Darstellung des ehemaligen Schlosses, gestiftet vom Verein für Volks- und Heimatkunde, des Klosters und der Kirche St. Nicolai Unterkunft. Waren bei den Landesfürsten, im Vorraum und in Nr. 1, künstlerische Wappen von 12 Adelsfamilien, die hier Bürgerrecht erworben hatten, gemalt von P. Hempel, Meißen, schmückende Gestaltung, so hier 6 Wappen der ältesten Bürgergeschlechter, ausgeführt in der Gewerbeschule. Eine Tuchweberstube mit voller Ausstattung (Nr. 6), und ein kleiner Raum (Nr. 7) mit Reiseandenken einer Döbelnerin an Palästina, beigefügt ein figurenreicher Weihnachtsberg, beenden den unteren Rundgang.

Nach den oberen Stockwerken geleiten die Straßennamen der Stadt im Bilde, berühmte Führer des Volkes, verdiente Männer der Heimat, alte Stiche der Nachbarstädte. Der anschließende Vorsaal bietet Erinnerungen an die Freiheitskriege und den Weltkrieg Unterkunft. Eine große, gut belichtete Vitrine birgt Funde aus der Vorgeschichte der Umgebung Döbelns. Kultur- und Lichtbilder ergänzen diese. Zimmer 8, große Sammlung von Conchilien, ebenso von Schmetterlingen und Käfern, diese werden von farbigen Bildern der Vögel der Heimat harmonisch umrahmt. Nebenan in Raum 9 werden die Beleuchtungskörper in ihrer Entwicklung gezeigt. Abteilung 10 enthält außer der heimatlichen Waffenschau umfangreiche Sammlungen aus Kamerun und Ostafrika, zusammengebracht von Major Freiherr von Hagen und Missionar Stolz, von Reiseandenken eines Döbelners aus Japan, China, Indien und Ägypten. Nr. 11 mit alter Ausstattung dient als Arbeitszimmer, Nr. 12 birgt die Bücherei Wappenhensch und Nr. 13 dient als Abstellraum.

Die Abteilung Bodenfunde bearbeitet Dr. Herrmann; Geologie, Mineralogie und Verkehr Dr. Prüfer, Ortsgeschichte der Leiter. Künstlerische Fragen lösen die Zeichenlehrer. Das Stadtmuseum ist gerüstet, nach Dr. Lamprechts Forderung, Mittelpunkt der Heimatschule zu werden.

E. Reinhold, Museumsleiter

Inwieweit sind Ausstellungen genehmigungspflichtig?

Der Reichs- und Preußische
Minister für Wissenschaft
Erziehung und Volksbildung
V c 1446/35

Berlin, den 6. Juni 1935

Eine Reihe von Anfragen gibt mir Veranlassung, im Einvernehmen mit dem Herrn Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda festzustellen, daß für die staatlichen und kommunalen bzw. staatlich oder kommunal beaufsichtigten Museen und Sammlungen die „Erste Anordnung der Reichskammer der bildenden Künste vom 10. April 1935, betr. Veranstaltung von Kunstausstellungen und Kunstmessen“ (Amtliche Bekanntmachung im Völkischen Beobachter Nr. 102 vom 12. April 1935) keine Gültigkeit besitzt.

Digitized by Google

Die angeführten Anstalten, die, wie ich dies bereits in meinem Runderlaß vom 3. April 1935 — V d 695 II — festgestellt habe — lediglich meinem Ressort unterstellt und verantwortlich sind, dürfen daher nach wie vor uneingeschränkt im Rahmen ihrer Gesamttätigkeit Ausstellungen veranstalten.

Unterschrift

Entleihung von Kunstwerken aus deutschen Museen

Der Reichs- und Preußische
Minister für Wissenschaft,
Erziehung und Volksbildung
V d 1688

Berlin, den 17. Juli 1935
Unter den Linden 4

Es ist beobachtet worden, daß ausländische Stellen, insbesondere Leiter ausländischer Kunstausstellungen sich zwecks Entleihung von Kunstwerken aus deutschen Museen und Sammlungen unmittelbar an die betreffenden Institute wenden, ohne daß ich als federführender Minister rechtzeitig davon Kenntnis erhalte. Dadurch entstehen leicht Unzuträglichkeiten oder zum mindesten Doppelbearbeitungen. Ich ersuche daher, in Zukunft derartige ausländische Stellen auf den diplomatischen Weg zu verweisen.

In Vertretung
(gez.) Kunisch

Neuorganisation des Museumswesens

Dem „Völkischen Beobachter" vom 11. September 1935 ist zu entnehmen: Der Reichs- und Preußische Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung Rust hat dem Referenten im Ministerium, Regierungsrat Dr. v. Oppen, unter Entlastung von seinen mit der Bildenden Kunst zusammenhängenden Referaten einen Sonderauftrag auf dem Gebiete des deutschen Museumswesens erteilt.

15 Jahre Vereinigung mitteldeutscher Ortsmuseen

15 Jahre bedeuten im allgemeinen keine Zeitdauer, die zu besonderen Jubiläumsbetrachtungen Anlaß geben könnte; dennoch soll hier ein kurzer Rückblick auf das bisherige Wirken unserer Vereinigung gegeben werden.
Wir erinnern uns, daß Anfang September 1920 Direktor Dr. Fr. Schulze die Leiter der mitteldeutschen Ortsmuseen zu einem Zusammenschluß aufrief. Am 12. September wurde in Leipzig die Vereinigung nach einer Besprechung, bei der 21 Museumsleiter anwesend waren, gegründet. Daß eine innere Notwendigkeit zu dieser Gründung bestanden hat, beweist nicht nur die Tatsache, daß auch die schweren Jahre der schlimmsten Inflation unsere Zusammenkünfte zu den Tagungen nicht haben gefährden können, sondern vor allem, daß heute die Zahl der angeschlossenen Museen sich verdoppelt hat und an den Tagungen regelmäßig die Leiter von über 40 Museen teilnehmen.
Die Organisation hat seit Gründung auf jede feste Form verzichtet; der Grundsatz freiwilliger Mitarbeit blieb maßgebend und die erfreulich fort-

Digitized by Google

geschrittene Entwicklung hat bewiesen, daß dieser Grundsatz richtig war. Obwohl die Jahre der nationalsozialistischen Wiederaufbauarbeit inzwischen auch auf dem Gebiete der heimatkundlichen Museumstätigkeit manche ordnende Wandlung geschaffen haben, so kann doch nur der Fachmann ermessen, welch eine Fülle von technischer Arbeit — trotzdem noch — zu leisten ist, um die Zeugnisse kultureller Vergangenheit dem Auge so darzubieten, daß mit der Betrachtung zugleich ein erzieherischer Faktor verbunden wird. Von Anfang an hat daher der Hinweis auf die volksbildnerische Aufgabe der Museen im Vordergrund unserer Verhandlungen gestanden. Bereits 1921 ist auf der Weißenfelser Tagung das Thema „Schule und Heimatmuseum" eingehend behandelt worden, vor zwei Jahren wurde es in Erfurt erneut erörtert und die diesjährige Tagung in Chemnitz stand wesentlich im Zeichen dieses Themas. Vorgeschichte und Volkskunde sind mit Beziehung auf unsere Gegend in grundsätzlichen Referaten behandelt worden.

Jede Tagung hat uns außerdem eine Fülle von Anregungen vermittelt durch den Besuch der einzelnen Museen und der historischen Stätten des Tagungsortes, durch die Bekanntgabe von fachtechnischen Einzelheiten, die sich bei praktischer Museumsarbeit bewährt hatten. Nicht selten gelang es, durch fachliche Beratung oder Eingaben an die zuständigen Stellen eine museumstechnische Frage zu lösen, deren Verwirklichung der weiteren Entwicklung des betreffenden Institutes und damit auch seinen Besuchern von Nutzen war.

So darf die Zeitspanne von 15 Jahren immerhin als ein wichtiger und von Erfolg begleiteter Abschnitt in der Geschichte der Vereinigung mitteldeutscher Ortsmuseen betrachtet werden. Das Kulturgut der Heimat immer stärker zu lebensvoller Anschauung zu bringen, um damit einen Baustein zum Aufbauwerke des Führers zu liefern, wird auch weiterhin das Bestreben unserer Vereinigung sein.

Alb. Schröder

Neue Museen

Hainichen. Die Gellert-Stadt Hainichen hat vom 29. Juni bis 2. Juli den Tag ihres 750jährigen Bestehens festlich begangen. Das kulturell bedeutungsvollste Ereignis war die am 30. Juni erfolgte Eröffnung des neuen Heimatmuseums in dem Stammhause der Familie Herfurth, das diese für die Einrichtung des Museums gestiftet hat. Unter den Gästen befanden sich Wirtschaftsminister Lenk, Domherr Konsul Paul Herfurth und Geheimrat Dr. Edgar Herfurth. Die Leitung des Museums hat seit langer Zeit Oberlehrer Bahmann in Händen, der demnächst ausführlicher über seine Schätze berichten wird.

Jahresberichte

Weißenfels. Der Bericht des Weißenfelser Museums verzeichnet eine Reihe von Ordnungsarbeiten. Die 1000 Nummern umfassende Bibliothek ist katalogisiert und aufgestellt worden. Die prähistorische Abteilung wurde umgestellt, die paläontologische ist in Angriff genommen worden. Bei den Besuchern haben besonders angesprochen die farbig ausgestatteten Wachsabformungen von Gebäckmodeln. Im übrigen wird für sämtliche Abteilungen des Museums eine erfreulich große Zahl von Neuzugängen angezeigt. Die Besucherzahl betrug im Berichtsjahr 8000. Am 10. Dezember wird das Museum auf ein 25jähriges Bestehen zurückblicken können.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Albert Schröder, Leipzig. — Verlag: Curt Kabitzsch, Leipzig.
Druck: Lippert & Co. G. m. b. H., Naumburg (Saale). Printed in Germany.

Digitized by Google

Sächsischer Flurnamensammler

herausgegeben im Namen der Sächsischen Kommission für Geschichte von Staatsarchivdirektor Dr. H. Beschorner und Dr. J. Leipoldt in Dresden

Heft 5 **Wonnemond / Mai 1935**

Die archivalischen Quellen für die Flurnamensammlung in Sachsen

1. Die Gerichtsbücher

Von Arno Lange, Dresden

Seit einer Reihe von Jahren sind die wichtigsten Bestände der sächsischen Amtsgerichte an alten Akten in das Hauptstaatsarchiv Dresden überführt worden. Der Hauptteil dieser Abgaben wird dort als „Gerichtsbücher" geführt. Die Bücher sind im allgemeinen ohne Rücksicht darauf, welche Orte ihr Inhalt für frühere Zeiten betrifft, nach den heutigen Amtsgerichtsbezirken geordnet und werden nach und nach soweit archivalisch bearbeitet, daß ihre Benutzung auch dem weniger Erfahrenen wesentlich erleichtert wird. — Wir unterscheiden unter diesen Gerichtsbüchern, um nur die wichtigsten Gruppen zu nennen, Kauf- und Lehnbücher, Verzichtbücher, Consensbücher, Rügenbücher und allgemeine Gerichtshandelsbücher.

Die Kauf- oder Lehnbücher enthalten die amtlichen bestätigten Abschriften von Kaufverträgen und Belehnungen über Grundstücke, das Consensbuch ist eine Art Hypothekenbuch, im Verzichtbuch sind Verzichte über allerhand Geld- und Naturalienforderungen, namentlich auch über solche, die aus Grundstückskäufen herrühren, vermerkt, und im Rügenbuch haben wir die Protokolle der alten „Dingstühle" oder Dorfgerichte vor uns, die sich neben manchem anderen auch mit der Schlichtung von Flurstreitigkeiten befaßten. Kleinere Patrimonialgerichte und in ältester Zeit auch die Ämter begnügten sich mit sog. „Gerichtshandelsbüchern", über die unten das Nötige gesagt wird.

Für einzelne Orte setzen die Gerichtsbücher bereits im 15. Jahrhundert und für sehr viele um Anfang und Mitte des 16. ein. Brände, Kriegswirren und wohl nicht selten auch allzugroße Sorglosigkeit haben leider manchen Verlust verursacht. Immerhin aber dürften für die große Mehrzahl der sächsischen Orte Nachrichten aus Gerichtsbüchern bis um wenigstens 1650 erfaßbar sein. Etwa um 1845 schließen die Gerichtsbücher ab; für die spätere Zeit bis zur Gegenwart haben wir dann in den Grundbüchern und Grundakten der Grundbuchämter bei den Amtsgerichten vollen Ersatz.

Seitdem die Gerichtsbücher in das Staatsarchiv überführt worden sind, ist ihre Benutzung stark gestiegen. Gegenwärtig gehören sie zu den Akten, die

Digitized by Google

von den Benutzern des Archivs am meisten verlangt werden. Die durch das Erbhofgesetz in Fluß gekommene Güterforschung stützt sich vor allem auf die Kauf- und Lehnbücher. Die Familienforscher begreifen mehr und mehr, daß das bloße Sammeln von Namen und Daten aus Kirchenbüchern durch Feststellungen über Lebensverhältnisse der Namensträger aus anderen Akten und eben gerade aus den Gerichtsbüchern ergänzt werden muß.

Wer sich nun mit dem Studium solcher Gerichtsbücher zu irgendeinem Zwecke beschäftigt, nimmt bald wahr, daß sie auch eine recht ergiebige Quelle für Flurnamen darstellen, die bisher für die meisten Gegenden Sachsens nur ganz ungenügend ausgeschöpft worden ist. — Am häufigsten begegnen Flurnamen in den Kaufbüchern. Veranlassung zur Erwähnung von Flurnamen geben in alter Zeit namentlich die sog. „walzenden" Grundstücke, im Gebiet um Rochlitz, Colditz und Leisnig, oft auch „Oberschaaren" genannt, die nicht fest mit einem bestimmten Gute „konsolidiert" waren und daher in den Verträgen immer besonders genannt werden, sei es, daß sie zusammen mit einem Gute oder für sich allein den Besitzer wechseln. Naturgemäß treten solche Grundstücke in Waldhufendörfern weniger auf als in Orten mit anderer Flurverfassung, obwohl sie auch dort gelegentlich vorkommen, wie z. B. in Wendishain b. Leisnig, dessen Bauern bis heute die aus der Aufteilung von Vorwerken herrührenden „Vorwerksfelder" (mundartl. „Forchsfelder") und „Poselitzgrundstücke" neben ihren Gütern innehaben. — Schon in der frühen Zeit des 16. Jahrhunderts und dann später häufiger zeigen sich bescheidene Anfänge einer Art von „Zusammenlegung": die Bauern eines Ortes, manchmal sogar die benachbarter Dörfer, tauschen einzelne, meist unbequem liegende Gutsteile aus, wobei zur näheren Bezeichnung der fraglichen Flurstücke die Angabe ihrer damals üblichen Benennung nötig wurde. Hin und wieder wird ein Bauer durch Schulden gezwungen, Grundstücke zu verpfänden oder sie mit besonderer Bewilligung des Lehnsherrn zu verkaufen — ein weiterer Anlaß, Flurnamen anzuführen. — Namentlich am Rande von Städten, manchmal aber auch innerhalb der engeren Dorfflur (Kötteritzsch b. Colditz 1603: „Gut auf dem Ilcker"; Gb. Cold. 698, Bl. 148) kommt es vor, daß Häuser oder Güter auf einer Stelle stehen, die einen besonderen Namen führt, der beim Besitzwechsel genannt zu werden pflegt. Vereinzelt liest man Flurnamen auch in Auszugsbestimmungen. — Gerade zu massenhaft finden sich dann Flurnamen in Kaufbüchern der 40er Jahre des 19. Jahrhunderts, als die berüchtigten „Ausschlachtungen" von Gütern einsetzten. Hier erscheint gelegentlich ein beträchtlicher Teil des gesamten Flurnamenbestands eines Dorfes in den Kaufbüchern. — Daß mitunter auch einmal in Sachsen ein ganzes Gut einen besonderen Namen führen kann, sei nur nebenher erwähnt. So gibt es in Gersdorf b. Leisnig 1582 ein Gut „der Wachtler genandt" (Gb. Leisnig 12, Bl. 395) und 1563 in Aschershain b. Waldheim eins „der Rumelch(?) gen." (Gb. Rochlitz 258, Bl. 185).

In Consens- und Verzichtbüchern sind mir Flurnamen bisher kaum und in Rügenbüchern nur vereinzelt aufgefallen.

Recht häufig findet man sie aber wieder in den allgemeinen Gerichtshandels-

Digitized by Google

büchern. Das sind Aktenstücke, in denen neben den Niederschriften über Käufe, Verzichte, Consense und Rügen auch die über andere Amtshandlungen sowie auch Verträge der verschiedensten Art verzeichnet sind. Von diesen Verträgen seien nur die Gruppen genannt, die schon ihrem Inhalte nach eine genauere Flurbeschreibung nötig machen und daher für die archivalische Flurnamenforschung besonders ergiebig sind: Wege- und Wasserprozesse, Abmachungen über „Hutung" (= Viehtrift) und „Gräserei", Grenzstreitigkeiten mit Flurbesichtigungsprotokollen und Neuberainungen und Jagdrezesse.

Auf die Bedeutung einer möglichst vollständigen Erfassung des in den Gerichtsbüchern aufbewahrten alten Flurnamengutes soll hier nicht näher eingegangen werden. Einiges darüber bedarf aber doch der Erwähnung. — Die alten Akten geben Flurnamen mitunter mit so genauen Lagebezeichnungen an, daß sich die gemeinten Grundstücke noch heute mit Sicherheit ermitteln lassen, namentlich dann, wenn die Gütergeschichte des betreffenden Dorfes durchforscht worden ist. — In einzelnen Fällen ist es möglich, aus der sorgsamen Verfolgung eines Grundstückes durch die Jahrhunderte die Herkunft eines Flurnamens sicherzustellen. Hierfür ein Beispiel! In Döhlen b. Rochlitz erscheint noch 1842 (Gb. Rochlitz 98, Bl. 424b) ein der Lage nach genau bezeichnetes Flurstück von 2 Scheffeln 18 Metzen, „der kleine Petzold" genannt. Das Grundstück hat unter diesem Namen und auch als „Petzoldacker" sehr oft seinen Besitzer gewechselt und ist nachweislich eins mit $2^1/_2$ Scheffeln Acker und Wiese in Gröblitzer Flur, mit denen ein Paul Petzold, Bürger in Rochlitz, nach Gb. Rochlitz, 16, Bl. 340, i. J. 1609 belehnt wurde und das er schon 1616 nach Gb. Rochlitz 18, Bl. 213 wieder an Jahn Wilhelm v. Taubenheim auf Neutaubenheim verkaufte. Wann das Grundstück von Flur Gröblitz zur benachbarten Flur Döhlen gekommen ist, war nicht festzustellen. Die Identität ist gleichwohl außer Zweifel, da das Stück Rochlitzer Amtslehn war und ein solches für Anfang des 17. Jahrhunderts in Döhlen nicht nachweisbar ist.

Daß aus Gerichtsbüchern auch grundsätzliche Erkenntnisse über Flurbezeichnungen allgemeinerer Art belegt werden können, lehrt das schon von Beschorner im „Sächsischen Flurnamensammler", Nr. 3, angeführte Beispiel „Oberschaar" aus Gerichtsb. Colditz 11 (früher 98!). Wir bringen ein ähnliches: im Gb. Penig, unbearb. 133, Bl. 172b, heißt es unter dem 11. Juli 1709: „Demnach die anhero gehörigen Unterthanen zu Dürren Gerbißdorff geziemend angesuchet haben, die im Dorffe vor ihren Güthern gelegenen Flecke, oder sogenandten Vorhäupter ihnen erb- und eigenthümlich zuzuschreiben —." Wenn man noch im Zweifel darüber wäre, was Vorhäupter sind und welche Rechte die Bauern ursprünglich an ihnen hatten, so erführe man den Sachverhalt aus dieser Stelle mit aller Deutlichkeit[1]).

Vielleicht genügen diese wenigen Beispiele, um den Wert der Gerichtsbücher für die Flurnamenforschung wenigstens anzudeuten und zum weiteren Schöpfen aus dieser noch recht lebhaft sprudelnden Quelle anzuregen.

[1]) Vgl. Herm. Löscher, Der Flurname „Vorhaupt", „Nachrichtenbl. f. dt. Fln.-kunde", Jahrg. 1932, S. 21ff.

Digitized by Google

Heilige Haine und andere Flurnamen für kirchlichen Besitz

Von Dr. Hermann Löscher, Dresden

Eine Gefahr für die Flurnamendeutung besteht heute darin, daß man zu leicht geneigt ist, in ihnen soweit wie möglich Überbleibsel aus der Zeit der Germanen zu sehen. Das mag verständlich sein und auch zum Teil zutreffen für Gebiete, die ununterbrochen von Germanen besiedelt waren. Im Sorbenlande jedoch, wie wir am besten in dieser Hinsicht unsere obersächsischen und oberlausitzer Gebiete bezeichnen, war die deutsche Besiedlung auf etwa 400 Jahre unterbrochen. Slawen waren im 6. Jahrhundert den nach Westen abgewanderten Germanen gefolgt und hatten sich auch nach der deutschen Rückeroberung im Jahre 929 als Hauptteil der Bevölkerung erhalten können. Erst die ostdeutsche Kolonisation, die im 12. Jahrhundert deutsche Bauern in großen Mengen aus dem deutschen Mutterlande in die Gebiete jenseits von Saale und Elbe zurückführte, stellte ein Übergewicht der Deutschen auch in unserem Lande wieder her.

All die Versuche, die durch Urkunden und Bodenfunde einwandfrei bezeugte Slawenzeit unserer Heimat hinwegzuleugnen, sind mit untauglichen Mitteln und außerdem am untauglichen Gegenstand unternommen[1]). Mit besonderer Vorliebe benutzen solche 110%ige „Germanen" (vor 5 Jahren waren sie oft noch nicht einmal 10%ige) Flurnamen wie Heilige Haine, Heilige Hölzer, Heilige Wälder und andere mehr, um germanische Heiligtümer zu erfinden. Dabei wird großzügig übersehen, daß die älteste Überlieferung solcher Flurnamen selten über das 16. Jahrhundert zurückreicht. Es wird also ohne die Spur eines Beweises angenommen, daß diese Flurnamen schon 1000 Jahre vor ihrem ersten urkundlichen Nachweise für das betreffende Flurstück gebräuchlich waren. Das sind natürlich unhaltbare Annahmen und Behauptungen, sie mögen mit noch so großer Sicherheit und Bestimmtheit vorgetragen werden.

Zur Erklärung der erwähnten Flurnamen müssen wir schon auf eine Einrichtung zurückgreifen, die von außerhalb zum Germanentum kam, auf die christliche Kirche. Es ist jedoch bekannt, daß gerade die Germanen sich zu ihr nicht wie zu einem Fremdkörper wandten, sondern daß sie ihr bei der Annahme des christlichen Glaubens hervorstechende Züge ihres Wesens verliehen, d. h. daß sie die Kirche germanisierten. Für die geistige Seite ist hier der „Heliand" das bekannteste Zeugnis.

Aber auch die irdischen Dinge der Kirche wurden vom aufnehmenden Germanentum nicht nur beeinflußt, sondern auch gestaltet. Die Diener der Kirche mußten ihren Lebensunterhalt haben. Deshalb wurde schon in der fränkischen Kirche bestimmt, daß zur Ausstattung jeder neu zu gründenden Pfarrkirche außer anderen Einkünften mindestens eine und schließlich mindestens zwei Hufen Landes gehören sollten. Diese Hufenausstattung ist also deutschen Ursprungs.

[1]) Um Mißverständnissen vorzubeugen, betonen wir ausdrücklich, daß wir uns hier nicht auf das Erzgebirge und dessen nördliche Vorlande beziehen. Diese Gebiete waren vor der ostdeutschen Kolonisation überhaupt noch nicht besiedelt gewesen, hier waren vielmehr die deutschen Bauernsiedler des 12. Jahrhunderts die Ursiedler.

Digitized by Google

Wie schon gesagt, dienten dieser Landbesitz und die sonstigen Einkünfte einer Pfarrkirche, auch wenn es in früheren Zeiten kurz „Kirchenlehen" genannt wurde, im wesentlichen zum Unterhalt des Pfarrers. Allerdings mußte dieser damit früher auch für den seiner Gehilfen und in ältester Zeit sogar für die Bedürfnisse der Kirche selbst und des Gottesdienstes aufkommen. Die Kirchen waren damals noch recht bescheidene Gebäude, die zu erhalten nicht allzuviel kostete.

Mit der Zeit aber wurden die Kirchen größer und auch die sonstigen Bedürfnisse des Gottesdienstes wuchsen. Deshalb kam man schließlich in Deutschland ebenfalls zu einer Teilung des ursprünglichen Einheitsvermögens der Pfarrkirchen, ein Vorgang, der zur Zeit der ostdeutschen Kolonisation bereits als vollendet anzusehen ist. Man trennte also das Kirchengut, das zum Unterhalt des Pfarrers bestimmt war, von dem, das den allgemeinen Kirchenbedürfnissen diente. An Stelle des noch im Kolonisationszeitalter und in den folgenden Jahrhunderten allein üblichen Ausdrucks „Kirchenlehen" begann man allmählich das dem Pfarrer gewidmete Kirchengut „Pfarrlehen", „Pfarrgut" oder „Pfarrerbe", zu nennen, Begriffe, die wie die noch hierher gehörigen Ausdrücke „Pfarrwiese", „Pfarrbusch", „Pfarrloch" oder andere mehr sich bis heute als Flurnamen erhalten haben. Aus unserer bisherigen geschichtlichen Untersuchung ergibt sich schon, daß solche Flurnamen frühestens im späten Mittelalter entstanden sein können. Das wird auch dadurch bestätigt, daß die Amtsbezeichnung Pfarrer sich erst im Spätmittelalter bei uns einbürgerte. Den unmittelbar der Kirche gewidmeten Grundbesitz bezeichnete man dagegen seltener mit Wortbildungen, die mit Kirche oder Gott zusammengesetzt waren. Die dafür üblichen Begriffe waren vielmehr Verbindungen mit dem Eigenschaftswort „heilig". Wir erinnern hier nur an folgende oft vorkommende Flurnamen: „Heiliger Hain", „Heiliger Wald", „Heiliges Holz", „Heiliger Busch", „Heilige Sträucher", „Heilige Äcker", „Heiliges Feld", „Heilige Wiese", „Heilige Gärten", „Heiliger Grund", „Heiliger Bach", „Heiliger Berg" und andere mehr. Daß dann auch die Gebäude, die auf solchen Flurstücken gebaut wurden, entsprechend genannt wurden, dafür ist die „Heilige Mühle" im „Heiligen Grunde" bei Zscheila (Meißen) ein gutes Beispiel.

Zur Namensgebung ist zu sagen, daß der Gebrauch von „heilig" in dieser Verbindung zunächst auffällig ist. Denn zu den sogenannten geweihten Sachen der Kirche, denen allein dieser Name zukam, gehörten sie nie. Die Wahl des Namens muß also einen anderen Grund haben. Um ihn zu finden, müssen wir wieder etwas weiter ausholen.

Es ist hier von einer eigentümlich germanischen Einrichtung der Kirche auszugehen, vom sogenannten Eigenkirchenrecht. Sein Wesen fassen wir am kürzesten so zusammen: der Grundherr ist Eigentümer der von ihm gegründeten und ausgestatteten Kirche, über die er frei verfügen darf. Die katholische Kirche hat sich zwar zuerst mit weniger, dann mit mehr Erfolg dieser Anschauung widersetzt, die Auswirkungen dieses Rechtes sind aber bis in die Neuzeit hinein deutlich spürbar.

In unseren Landen trat das Eigenkirchenrecht, das zur Zeit der ostdeutschen Kolonisation schon eine lange Entwicklung hinter sich hatte, in der Form des

Digitized by Google

Patronates auf. Und zwar beschränkte sich das Verfügungsrecht des Patrons auf das von ihm gestiftete Pfarrlehen. Stifter des sogenannten Kirchenlehens im engeren Sinne waren aber meist die Gemeinden oder deren Mitglieder. Deshalb beanspruchten nun auch die Gemeinden ein Verfügungsrecht darüber. Sie handelten also auch nach eigenkirchenrechtlichen Grundsätzen. Die Vertreter der Gemeinden in der Verwaltung des örtlichen Kirchenvermögens im engeren Sinne waren die bekannten Kirchenväter, Alterleute (in der Bedeutung von Ältesten) oder wie sie sonst noch hießen. Diese bildeten auch ohne Zuziehung des Patrons oder Pfarrers in früheren Zeiten die Erbgerichte für diese Vermögen und Grundstücke, vor denen die Erbkäufe usw. abgeschlossen wurden.

Die ganze Sachlage brachte bei dem zum Teil recht wenig beschränkten Verfügungsrecht des Patrons und der Gemeinden die Gefahr der Entfremdung des Kirchengutes mit sich. Immerhin war das Pfarrlehen bei weitem nicht so gefährdet wie das eigentliche Kirchenlehen, da bei ihm der Pfarrer schon aus eigenem Antriebe aufpaßte, daß es nicht gemindert wurde. Für das Kirchengut im engeren Sinne gab es einen solchen Beteiligten nicht. Deshalb erhielt es, soweit es aus Grundstücken bestand, die Bezeichnung „Heilig", um es vor unrechtmäßigem Zugriff zu schützen. Auf zweierlei möchten wir hier nochmals aufmerksam machen. Erstens sind es immer nur Flurstücke, die zum eigentlichen Kirchenlehen, nicht aber zum Pfarrlehen und anderen kirchlichen Sondervermögen gehörten, und zweitens kam nach kirchlicher Anschauung der Begriff „heilig" allein den geweihten Sachen zu. Freilich blieben die so geschützten Grundstücke trotzdem nicht immer vor Entfremdung bewahrt. Heute sind manche Heilige Äcker und Wiesen schon längst nicht mehr im Besitz der Kirche. Doch kann bei ihnen der Besitzwechsel durchaus auf rechtmäßige Weise vor sich gegangen sein.

Gerade der Umstand, daß solche Heilige Äcker nicht mehr ohne weiteres als ehemaliger Kirchenbesitz nachweisbar sind, hat dazu geführt, zu versuchen, diese Flurnamen anders zu erklären. Man hat darauf hingewiesen, daß nach deutschem Volksglauben die Stelle heilig war, wo man zuerst im Jahre den Kuckuck hörte. Die Möglichkeit einer solchen Deutung ist z. B. für Sebnitz und für Schwarzenberg behauptet worden, doch ist gerade hier aus den Visitationsprotokollen des 16. Jahrhunderts nachzuweisen, daß diese Heiligen Wiesen und Äcker noch im Besitz der Kirche waren.

Es steckt also hinter den Flurnamen, die mit „Heilig" zusammengesetzt sind, durchaus nichts Geheimnisvolles. Es ist im allgemeinen unrichtig, wenn man zu ihrer Erklärung Volksglauben und Sagenwelt heranzieht, wie das oft geschieht. Diese Flurnamen sind meist weiter nichts als Schutznamen, die das Volk ihnen gab, um die betreffenden Grundstücke besonders zu kennzeichnen und dadurch für ihren Widmungszweck zu erhalten.

24. Flurnamenbericht

Die Arbeit der Sächsischen Flurnamenstelle ging in den Jahren 1933 und 1934, über die hier zu berichten ist, still weiter. Daß ihre Tätigkeit nicht unterbrochen wurde, ist nur der Opferbereitschaft ihrer Mitarbeiter zu danken;

Digitized by Google

denn die Mittel, die sie von der Sächsischen Kommission für Geschichte, deren Einrichtung sie ist, in der Berichtszeit erhalten konnte, waren derart gering, daß sie kaum die Portoauslagen deckten. — Leider sind in der Berichtszeit verhältnismäßig wenige Verzeichnisse neu bearbeitet worden, und auch die Zahl der guten Überarbeitungen schon vorhandener Verzeichnisse ist gering. Es sind folgende Bearbeiter zu nennen:

Francke, Forstmeister in Oberwiesenthal: Staatsforstrev. Unterwiesenthal,
Dr. Frenzel, Hedwig, Stud.-Ass. in Dresden, zusammen mit Schülerinnen der Neustädter Höheren Mädchenschule Dresden: Hellendorf (Amtsh. Pirna),
Hildebrand, Ernst, Oberlehrer i. R., Dresden: Staatsforstrev. Augustusburg,
Mergner, Wilhelm, Privatlehrer in Dresden: Zschornau (Amtsh. Kamenz),
Reymann, Karl, Photograph in Freiberg: Friedeburg (Amtsh. Freiberg),
Schaal, Gerhard, Lehrer in Auerbach: Rempesgrün (Amtsh. Auerbach),
Schulz, Vermessungsbeamter in Dresden: Seidnitz (Amtsh. Dresden),
Strohbach, Horst, Lehrer in Oberfrohna: Oberfrohna (Amtsh. Chemnitz).

Dagegen war die Benützung der Flurnamenverzeichnisse erfreulicherweise unvermindert stark. Nach auswärts wurden 1933 und 1934 über 300 Hefte ausgeliehen.

Leider konnten die Arbeiten am Gesamtverzeichnis — so wichtig sie sind — aus Mangel an Mitteln nicht wieder aufgenommen werden. Vielleicht findet sich einmal eine freiwillige Hilfskraft zu dieser sehr verdienstvollen Arbeit!

Herr Oberlehrer i. R. Hildebrand hat die Übersichten über den Stand der Flurnamensammlung in Sachsen in dankenswerter Weise weitergeführt und ergänzt.

Die Einrichtung der Sammelzettel für Flurnamen-Einzelfunde im Arbeitssaal des Hauptstaatsarchivs hat sich weiter bewährt. Die Namen von vielen Hunderten solcher Zettel konnten durch eine Hilfskraft des Freiwilligen Arbeitsdienstes im 1. Vierteljahr 1933 in die einzelnen Flurnamenverzeichnisse eingearbeitet werden.

Im Jahre 1933 sind von der Sächsischen Flurnamenstelle zwei wichtige Arbeiten durchgeführt worden, die schon im letzten Bericht angedeutet worden sind. Es handelt sich einmal um die Überprüfung und Ergänzung des topographischen Namenschatzes auf den Meßtischblättern, die im Auftrag der Zweigstelle Sachsen des Reichsamtes für Landesaufnahme durchzuführen begonnen worden ist. Zunächst auf zwei, für die Neubearbeitung vorgesehenen Blättern, nämlich Nr. 103 (Rosenthal) und Nr. 51 (Radeberg), wurden alle schon vorhandenen topographischen Namen auf die Richtigkeit ihrer Namensform und ihrer Lage genau überprüft und wichtige Namen für bedeutsame topographische Punkte zur Neuaufnahme in die Karten vorgeschlagen. Leider blieb diese sehr zeitraubende Arbeit auf diese beiden Blätter beschränkt; sie mußte von der Flurnamenstelle aus Mangel an Arbeitskräften und Mitteln abgebrochen werden. Möge es gelingen, sie wieder in Gang zu bringen, damit Sachsen gegenüber anderen deutschen Ländern nicht zurücksteht!

Die andere der größeren Sonderarbeiten der Sächsischen Flurnamenstelle im Jahre 1933 war die genaue Überprüfung der Gewässernamen Sachsens im „Beibuch zur hydrographischen Karte Sachsens“ für die staatliche Wasserbaudirektion (Dresden). In einem umfangreichen Gutachten ist versucht

Digitized by Google

worden, auch für den kleinsten Bach den oder die richtigen Namen zu finden. — Das „Beibuch" ist vor kurzem veröffentlicht worden.

In den Sommer des Jahres 1933 fiel auch die Veröffentlichung des 1. Heftes der „Sächsischen Flurnamenverzeichnisse" (Leipoldt-Löffler, Die Flurnamen von Oelsen mit Bienhof, Verlag des Landesvereins Sächs. Heimatschutz), das als Vorbild für weitere Veröffentlichungen der gleichen Art gedacht war. Obwohl der Wunsch zum Drucke von Flurnamenverzeichnissen der Flurnamenstelle mehrfach aus verschiedenen Teilen des Landes bekannt geworden war, so hat doch leider die wirtschaftliche Ungunst der Zeit es verhindert, daß jenes 1. Heft Nachfolger fand.

In der Berichtszeit wurde von der Sächs. Flurnamenstelle ein weiteres Heft (Nr. 4) des „Sächsischen Flurnamensammlers" bearbeitet, das im Februar 1934 erschien. Erfreulicherweise wird nun durch den Anschluß des „Sächsischen Flurnamensammlers" an die „Mitteldeutschen Blätter für Volkskunde" die bisher fehlende Regelmäßigkeit des Erscheinens gewährleistet.

Auf der 12. Tagung des Deutschen Flurnamenausschusses am 2. September 1934 in Wiesbaden war Sachsen durch den Leiter der Flurnamenstelle, Herrn Staatsarchivdirektor Dr. Beschorner, vertreten.

Im Zuge der Neugestaltung des öffentlichen Lebens und der wissenschaftlichen Tätigkeit ist die Sächsische Flurnamenstelle am 31. Mai 1934 dem Reichsbund Volkstum und Heimat, in die der Verband der Sächsischen Vereine für Volkskunde geschlossen überführt worden war, beigetreten.

Wichtiger ist für die sächsische Flurnamenarbeit das Zusammenarbeiten der Flurnamenstelle mit der vom NSLB getragenen Landesstelle für Volkstumspflege und Volkstumskunde geworden. Nach einer Vereinbarung mit dessen Leiter, Herrn K. E. Fritzsch, sollen nunmehr die Flurnamensammelarbeiten planmäßig von der Landesstelle, die über ein wohlorganisiertes Netz von „Volkstumswarten" im Lande verfügt, durchgeführt, alle Flurnamenverzeichnisse nach und nach amtshauptmannschaftsweise neu überarbeitet, ergänzt oder — wenn nötig — ganz neu angelegt werden. Diese Regelung ist wärmstens zu begrüßen, verspricht sie doch eine gewisse Vollendung der Sammlung in absehbarer Zeit.

Dr. Leipoldt

Verlagswechsel

Mit diesem (5.) Heft des „Sächsischen Flurnamensammlers" geht dieser aus dem Verlag des Landesvereins Sächsischer Heimat-Schutz, von dem die Hefte 1—4 noch bezogen werden können (oder von der Sächsischen Flurnamenstelle), in den der „Mitteldeutschen Blätter für Volkskunde" (Curt Kabitzsch, Leipzig) über. Damit ist die Unsicherheit der bisherigen zwanglosen Erscheinungsweise beseitigt; es sollen diese Hefte jährlich dreimal (mit dem 2., 4. und 6. Heft der „Mitteldeutschen Blätter") erscheinen.

Aus Raumgründen mußten der Bericht über „Sächsische Flurnamenschriften 1933" und die Umfragen auf das nächste Heft zurückgestellt werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. H. Beschorner, Dresden; Verlag: Curt Kabitzsch, Leipzig.
Druck: Lippert & Co. G.m.b.H., Naumburg (Saale). Printed in Germany.

Digitized by Google

Sächsischer Flurnamensammler

Herausgegeben im Namen der Sächsischen Kommission für Geschichte von Staatsarchivdirektor Dr. H. Beschorner und Dr. J. Leipoldt in Dresden

Heft 6 **Ernting / August 1935**

Der Muckenbühl

Ein Stück vogtländischer Flurnamenkunde

Von E. Wild, Wilkau-Haßlau

In den Ortsfluren des oberen Vogtlandes und seiner weiteren Umgebung begegnet dem Flurnamensammler vereinzelt der Name Muckenbühl oder ähnlich. Was für eine Bewandtnis mag es wohl mit dieser Ortsbezeichnung haben? „Vom Mücklein ein Stücklein" etwa? Kein Zweifel: dem um eine Deutung selten verlegenen Laien dürfte es als ausgemacht gelten, daß hier der Name jenes kleinen Insekts Pate gestanden habe. Wenn wir uns indes nicht ohne weiteres mit dieser anscheinend so naheliegenden Lösung begnügen wollen, daß der Name Muckenbühl Örtlichkeiten, wo Mücken spielen, bezeichnet, so müssen wir auch hier den Sinn und die Geschichte des Flurnamens durch einen Ausflug ins Sprach-, Volks- und Flurkundliche zu finden versuchen.

In Markneukirchen führte ehedem — heute kaum noch jemandem bekannt — die sanfte Bergwölbung zwischen zwei kurzen Eintalungen am südlichen Hang des Schwarzbachtales, der „Zimmerloh" und dem „Gässel", den Namen Muckenbühl. So steht noch in den wenigen erhaltenen Kauf- und Lehenbriefen sowie Steuerkatastern des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts zu lesen. Schon vor vierhundert Jahren gehörte dieses Stück der Stadtflur als Acker- und Wiesenland zur bürgerlichen Nahrung; lag doch der Muckenbühl dem auf der nördlichen Talseite gelegenen Städtchen vor allen anderen Teilen der steileren Winterseite am nächsten und günstigsten. So erscheint denn auch der Muckenbühl in allen Katastern und Steuerlisten seit dem 16. Jahrhundert, vornehmlich im „Erbbuch des Amts Vogtsberg" vom Jahre 1542 und im Türkensteuerregister vom gleichen Jahre, seltsamerweise aber immer in der Form Uckenpuhel oder Uckerpuhel. Er setzt damit eine Mundartform Uckapüel voraus. Erst im Landsteuerregister vom Jahre 1612 findet sich der Flurname in der Form Muckenpühl, also mit anleutendem m. Aber auch später noch, 1661 und 1667, lesen wir in den Steuerrollen Uckabiel, d. h. die genaue mundartliche Entsprechung der obengenannten älteren

Digitized by Google

Formen! Es besteht sonach kein Zweifel darüber, daß wir im älteren Uckenpuhel die ursprüngliche Namensform zu erblicken haben. Ganz schlüssig wird diese Annahme durch die Feststellung, daß auch im 19. Jahrhundert dem Markneukirchner sein Muckenbühl nur in der Mundartform uckabiel geläufig war[1]). Eine Ableitung des Flurnamens von Mücke (obervogtländisch muck) kommt mithin nicht in Frage.

Auch in der benachbarten Adorfer Stadtflur gibt es einen Muckenbühl. Es ist die sanfte Wölbung rechts des Freiberger Weges zwischen der Elster und dem Tetterwein (-bach). Der Atlas von Oberreit (Bl. XVIII) nennt die Anhöhe Muckenbühl, während die städtische Flurkarte Mochenbühl sagt. Von der Nutzung des Flurstücks im 16. Jahrhundert gilt dasselbe wie im ersten Falle, und auffällig genug, auch der Adorfer Richter Wolf Leb schrieb 1542 bei der Abfassung des Türkensteuerregisters für Adorf Uckenpuhel, ebenso wie einige Jahre zuvor der Schreiber des Amtserbbuchs. Diese Übereinstimmung der ältesten urkundlichen Formen in beiden Fällen bestärkt uns in der Vermutung, daß damals nur von einem Uckapuhel gesprochen worden ist. Hingegen heißt es hier später (Landsteuerregister 1641) Muckenböehel.

Nach der Klarstellung des quellenmäßigen Befunds darf nunmehr die Frage nach der Bedeutung des Flurnamens Muckenbühl-Uckenpuhel gestellt werden. Keiner näheren Erörterung bedarf der Grundwortteil pühel: wir haben einen der zahllosen ober- oder mitteldeutschen Böhle oder Bühle vor uns: ahd. buil, buhil, mhd. bühel, mundartl. büel, biel = Hügel. Dunkel scheint hingegen das Bestimmungswort ucken oder ucker. Es liegt nahe, an Örtlichkeiten zu denken, wie sie Vollmann (Flurnamensammlung in Bayern, 1926, S. 43) und Buck (Oberdeutsches Flurnamenbuch, Bayreuth 1931) für Bayern nachweisen und von ahd. uht, uohta = Morgendämmerung, im übertragenen Sinne = Morgenweide herleiten. Der Name haftete an Örtlichkeiten, nach denen schon im Morgengrauen das Weidevieh getrieben wurde. Danach wären unsere Muckenbühle ursprünglich solche Frühmorgen- oder Tag- und Nachtweiden gewesen. Und ihre Lage in Stadtnähe möchte sie in der Tat für solchen Zweck bestimmt erscheinen lassen. Wenn man sich gegenwärtig hält, welch hohe Bedeutung der Weidewirtschaft in älterer Zeit auch bei uns im Vogtland zukam, erscheint diese Deutung noch einleuchtender. Aus dem ausgehenden Mittelalter sind Fälle bekannt, wo in Fehdezeiten den Bauern oder Ackerbürgern das Vieh von solchen Weiden „rewplich weggetrieben" wurde.

Trotzdem ist aber wohl diese Deutung abzulehnen. Wir stellen den Uckabiel zu Auke f., mittellat. auca, oca, hoca = Gans. Buck (a. a. O. S. 15) weist Flurnamen in dieser Ableitung nach. Nun sind ja an sich solche mittellat. Formen im Deutschen nur im Bereich römischer Kultureinwirkung, im deutschen S, SW und W zu erwarten. Die Tatsache ihres Vorkommens auf unserm reindeutschen obervogtländischen Kolonialboden darf indes nicht weiter

[1]) Vgl. Joh. Heinrich Gläsel, Mark-Neukirchen und seine Zustände. Eine kulturhistorische Skizze — Manuskript im Besitz des Verf. dieser Zeilen — S. 431.

Digitized by Google

wundernehmen, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die Gegend von Markneukirchen-Adorf durchaus noch dem Bereich der oberpfälzischen Mundart angehört und wesentlich vom Nordgau aus kolonisiert worden ist. Dessen teils altbayrischer, teils westdeutscher Bevölkerungseinschlag aber steht außer Zweifel. Damit wäre das Vorkommen von auca-oca im oberen Vogtland hinreichend erklärt. — Für den Markneukirchner Muckenbühl aber bietet sich ein anderes sprechendes Beweismittel an. Unmittelbar am Fuße der Muckenbühlflur, die sonach als Gänsehübel, als Platz zur Gänseweide zu deuten wäre, liegt von alten Tagen her eine Mühle, die 1542 und öfter als gensmull erscheint: die Gänsmühle! Und die große dabeigelegene Wiese in der Aue, alter Gemeingrund, hieß die gensswyss, Gänswiese!

Eine weitere Stütze erfährt unsere Deutung von der volkskundlich-stadtgeschichtlichen Seite her. Wir wissen, daß in den alten Städten das Halten von Gänsen innerhalb der Ringmauer (Adorf) verboten und die Gänseweide nur draußen vor der bebauten Stadt, auf dem „Anger" oder sonst einem besonderen abgelegenen Stück Stadtflur erlaubt war. So bestimmte das alte Ölsnitzer Stadtrecht (15. und 16. Jahrhundert, endgültig gefaßt 1604 und wieder 1687 — Pars octava Art. 11) folgendes: „Durch gänse und äntenhalten wird in den teichen und stadtgräben großer schaden geursachet; derowegen sollen genssе und änten anderswo nirgend den burgern dann in der fernen lohe geduldet werden; aber die muller sollen sich des siechenangers nach Lauterbach zu enthalten" (die Müller hielten bekanntlich aus naheliegenden Gründen besonders viel Gänse).

So dürfte unser Ackabiel = Muckenbühl als Gänshübel erwiesen sein. Woher aber rührt nun die im 17. Jahrhundert erscheinende und schließlich in den Quellen sich durchsetzende Form Muckenbühl mit dem Anlaut-m? Es handelt sich hier um eine auch sonst in der Ortsnamenkunde nicht selten zu beobachtende Erscheinung. Unser Flurname wurde überwiegend appellativisch gebraucht: zum, am, beim, auf dem Uckenbühel. So entstand für Ohr und Sinn des Volkes der Muckenbühl, und „gelehrte" Schreiber des 17. Jahrhunderts haben ihn in den Quellen eingebürgert. Einzig die mundartliche Überlieferung der Eingesessenen bewahrte die etymologisch richtige ursprüngliche Form Uckabiel bis ins vorige Jahrhundert[1]).

[1]) Derselbe sprachliche Vorgang läßt sich im Vogtland noch an zwei Ortsnamen belegen. Das einige Kilometer südlich Plauen liegende Dorf Meßbach ist in den Quellen des 14.—16. Jahrhunderts immer als Espich (von Espe) belegt (zum Espich, Espig); dieses Suffix-m in Verbindung mit der Mißdeutung der späteren mundartlichen Form als Bachname (Bach als Grundwort in Zusammensetzungen wurde vogtl. -bich: Brambach Brambich, Wohlbach Wollbich usw.) schuf die Form Meßbach. Auf die Mundartform beschränkt blieb diese Entwicklung bei dem Dorfe Eichicht (6 km s. Ölsnitz): es heißt im Volksmund nur Maachlich.

Digitized by Google

Was ist noch zu tun?

(3. Fortsetzung)

Kreishauptmannschaft Chemnitz

a) Vollständig bearbeitet:

Amtsh. Annaberg: 1. Annaberg, 5. Buchholz, 11. Ehrenfriedersdorf, 16. Geyer, 25. Mildenau, 28. Klein-Rückerswalde, 30. Scheibenberg, 31. Schlettau, 36. Sehma, 44. Oberwiesenthal.
Amtsh. Chemnitz: 3. Altendorf, 11. Burkhardtsdorf, 12. Stadt Chemnitz, 15. Schloß-Chemnitz, 22. Euba, 26. Ober-Frohna, 51. Limbach i. Sa., 58. Neukirchen i. Erzgeb., 66. Nieder-Rabenstein, 67. Ober-Rabenstein, 70. Röhrsdorf b. Limbach.
Amtsh. Flöha: 1. Altenhain b. Frankenberg, 3. Augustusburg, 6. Börnichen b. Öderan, 7. Borstendorf, 8. Braunsdorf, 10. Dittersbach b. Frankenberg, 14. Ebersdorf b. Chemnitz, 18. Flöha, 19. Frankenberg, 20. Rittergut Frankenberg, 21. Frankenstein, 30. Hartha, 45. Memmendorf, 46. Merzdorf b. Frankenberg, 48. Mühlbach b. Frankenberg, 53. Porschendorf, 59. Weißbach b. Zschopau, 64. Zschopau.
Amtsh. Glauchau: 25. Stadt Glauchau, 33. Hohenstein-Ernstthal, 44. Meerane, 57. Remse, 63. Schlunzig, 75. Stadt Waldenburg.
Amtsh. Marienberg: 6. Falkenbach, 7. Forchheim, 8. Gehringswalde, 17. Hilmersdorf, 24. Lippersdorf, 25. Marienberg, 29. Olbernhau, 30. Groß-Olbersdorf, 31. Pobershau, 32. Pockau, 33. Reifland, 37. Rübenau, 38. Groß-Rückerswalde, 39. Mittelsaida, 48. Streckewalde, 49. Venusberg, 50. Wernsdorf, 53. Zöblitz.
Amtsh. Stollberg: 61. Oberdorf, 62. Oelsnitz, 76. Stollberg, 81. Ober-Würschnitz, 84. Nieder-Zwönitz.

b) Noch nicht oder nur ganz ungenügend bearbeitet:

Amtsh. Annaberg: 9. Cunnersdorf, Erbräume, 24. Kretscham-Rothensehma, 33. Ober-Schmiedeberg, 37. Stahlberg.
Amtsh. Chemnitz: 1. Adelsberg, 6. Berbisdorf, 7. Bernsdorf, 9. Bräunsdorf, 13. Alt-Chemnitz, 16. Draisdorf, 17. Eibenberg, 18. Einsiedel, 20. Erfenschläger Wald, 23. Fichtigsthal, 36. Helbersdorf, 44. Kappel, 45. Kemtau.
Amtsh. Flöha: 49. Neudörfchen.
Amtsh. Glauchau: 1. Albertsthal, 4. Kl.-Bernsdorf, 5. Berthelsdorf b. Glauchau, 6. Breitenbach b. Meerane, 8. Ober-Callenberg, 9. Stadt-Callenberg, 10. Cauritz, 13. Crotenlaide, 15. Dittrich, 17. Eichlaide, 18. Elzenberg, 19. Falken, 21. Frohnsdorf, 26. Götzenthal, 27. Grünfeld, 28. Grumbach, 37. Kuhschnappel, 38. Langenberg b. Hohenst.-E., 42. Nieder-Lungwitz, 45. Meinsdorf, 46. Mülsen-St. Jacob, 47. Mülsen St. Micheln, 49. Niedermülsen, 54. Pfaffroda, 55. Reichenbach b. Waldenburg, 61. Nieder-Schindmaas, 65. Schönbörnchen, 70. Thurm, 74. Voigtlaide, 76. Alt-Waldenburg, 81. Wickersdorf, 83. Nieder-Winkel.
Amtsh. Marienberg: 12. Grünthal, 27. Nennigmühle, 28. Neunzehnhain.
Amtsh. Stollberg: 48. Kühnhaide, 49. Lenkersdorf, 83. Zwönitz.

Kreishauptmannschaft Zwickau

a) Vollständig bearbeitet:

Amtsh. Auerbach: 11. Dorfstadt, 14. Ellefeld, 15. Falkenstein, 16. Friedrichsgrün, 22. Grünbach, 24. Hammerbrücke, 28. Herlasgrün, 32. Klingental, 37. Limbach i. V., 52. Reumtengrün, 55. Rothenkirchen, 44. Neustadt, 72. Wernesgrün.
Amtsh. Ölsnitz: 1. Adorf, 3. Arnoldsgrün, 4. Arnsgrün, 10. Brambach, 11. Breitenfeld, 21. Ober-Eichigt, 26. Eschenbach, 28. Freiberg, 32. Görnitz, 33. Gopplasgrün, 35. Gunzen, 38. Hermsgrün, 39. Ober-Hermsgrün, 42. Hundsgrün, 45. Landwüst, 46. Lauterbach, 47. Leubetha, 50. Marieneg, 51. Markneukirchen, 54. Mühlhausen, 55. Ölsnitz i. Vogtl., 58. Planschwitz, 62. Raschau, 63. Raun, 67. Sachsgrün, 70. Schönberg, 71. Schönbrunn, 72. Schöneck, 74. Siebenbrunn, 77. Taltitz, 82. Unter-Triebel, 85. Wernitzgrün, 86. Wiedersberg, 88. Wohlbach, 89. Wohlhausen, 90. 91. Ober- und Unter-Würschnitz, 92. Zaulsdorf.

Digitized by Google

Amtsh. Plauen: 16. Elsterberg, 33. Helmsgrün mit Rodlera, 43. Kürbitz, 59. Möschwitz, 60. Mühltroff, 65. Neuensalz, 69. Neundorf, 74. Pirk und Türbel, 77. Plauen, 78. Pöhl, 83. Reichenbach, 90. Reuth, 91. Rodau, 92. Rodersdorf, 94. Rößnitz, 99. Ruppertsgrün, 107. Schwand, 131. Groß-Zöbern.

Amtsh. Schwarzenberg: 3. Albertau, 7. Aue, 8. Auerhammer, 9. Beierfeld, 10. Bermsgrün, 12. Blauenthal, 14. Breitenbrunn, 15. Breitenhof, 16. Burkhardtsgrün, 19. Crandorf, 21. Eibenstock, 22. Erla, 24. Griesbach, 26. Grünhain, 27. Grünstädtel, 29. Johanngeorgenstadt, 30. 31. Ober- und Unter-Jugel, 33. Lauter, 35. Lößnitz, 40. Neidhardtsthal, 41. Neudörfel, 43. Neustädtel, 46. 47. Nieder- und Ober-Pfannenstiel, 51. Raschau, 56. Ober- und Unter-Sachsenfeld, 57. Nieder-Schlema, 58. Ober-Schlema, 59. Schneeberg, 59a. Schneeberger Ratswald, 61. Schwarzenberg, 65. Streitwald b. Lößnitz, 72. Wildenau, 76. Zelle, 77. Zschorlau.

Amtsh. Zwickau: 14. Crimmitschau, 15. Nieder-Crinitz, 16. Ober-Crinitz, 18. Culitzsch, 22. Ebersbrunn, 26. Gablenz, 37. Hartenstein, 38. Harthau, 39. Hartmannsdorf (bei Zahnsgrün), 40. Hartmannsdorf (bei Werdau), 49. Nieder-Hohndorf, 50. Ober-Hohndorf, 52. Kirchberg, 53. Königswalde, 54. Langenbach, 56. Lauterbach, 59. Leitelshain, 63. Lichtenau, 64. Lichtentanne, 65. Liebschwitz, 69. Mosel, 76. Ortmannsdorf, 77. Niederplanitz, 78. Oberplanitz, 79. Pöhlau, 82. Raum, 86. Rosenthal (bei Wilkau), 87. Ober-Rothenbach, 90. Rudelswalde, 99. Schönau, 100. Alt- und Neu-Schönfels, 101. Schweinsburg, 104. Stangengrün, 105. Stein, 110. Thanhof, 111. Thierfeld, 124. Wildbach, 125. Wildenfels, 126. Wilkau, 132. Zwickau.

b) Noch nicht oder nur ganz ungenügend bearbeitet:

Amtsh. Auerbach: 5. Beerheide, 11. Crinitzleithen, 26. Hauptbrunn, 59. Schnarrtanne.

Amtsh. Ölsnitz: 9. Bösenbrunn, 19. Ebersberg, 37. Heinersgrün m. Marxgrün, 44. Korna, 57. Pabstleithen, 58. Planschwitz, 68. Schilbach, 83. Troschenreuth.

Amtsh. Plauen: 47. Lauschgrün, 63. Netzschkau, 68. Unter-Neumark, 73. Pfaffenhaus und Lochhaus, 84. Ober-Reichenbach, 85. Reimersgrün, 93. Römersgrün, 97. Alt-Rottmannsdorf, 108. Schwarzenreuth.

Amtsh. Schwarzenberg: 1. Nieder-Affalter, 2. Ober-Affalter, 5. Alt-Vorwerk, 6. Arnoldshammer, 23. Erlabrunn, 39. Muldenhammer, 48. Plänerleite, 54. Rothenhammer, 55. Nieder-Sachsenfeld, 60. Schönheide, 63. Steinbach (bei Johanngeorgenstadt), 64. Steinheidel, 66. Ober-Stützengrün, 68. Tellerhäuser, 70. Weiters Glashütte, 73. Wildenthal, 75. Wolfsgrün.

Amtsh. Zwickau: 2. Auerbach (bei Zwickau), 4. Beiersdorf, 5. Kl.-Bernsdorf, 13. Churdorf, 27. Gersdorf, 30. Gosel, 31. Gospersgrün, 32. Grobsdorf, 41. Nieder-Haßlau, 43. Helmsdorf, 47. Hilbersdorf, 51. Jüdenhain, 58. Lauterholz, 67. Loitzsch, 68. Marienthal, 74. Neukirchen, 75. Niebra, 80. Pölbitz, 81. Pösneck, 85. Reuth, 88. Wendisch-Rottmannsdorf, 89. Rückersdorf, 93. Klein-Rußdorf, 97. Schiedel, 98. Schneppendorf, 102. Seelingstädt, 103. Silberstraße, 106. Steinpleiß m. Weißenbrunn, 107. Stenn, 116. Walddorf, 129. Wolframsdorf.

Damit beenden wir die Zusammenstellung der noch gar nicht oder ungenügend und der noch ergänzungsbedürftigen Flurnamenverzeichnisse Sachsens, die zugleich einen Überblick über die bisherigen Leistungen unserer sächsischen Flurnamenarbeit darstellt, und möchten nochmals an alle Freunde der Volkstumsforschung und -pflege und alle Heimatfreunde die dringende Bitte richten, an diesem Werke durch Bearbeitung von Flurnamenverzeichnissen mitzuhelfen.

Ernst Hildebrand

Sächsische Flurnamenschriften 1933

Buchholz, Walter, Ein Rundblick vom Steinberg. Beitrag zu Seifersdorfer Flurnamen: „Sonnenschein über Seifersdorf", Stück 70—75 (1933/34).
Heimatkundliche Plauderei.

Dörfel, K. E., „Der schwarze Mud". Ein Beitrag zur Fln.-Kunde der weiteren Heimat: „Der Erzähler an der Elster", Wochenbeil. z. „Vogtländ. Zeitung u. T.", Ölsnitz, Jg. 1933, Nr. 13.
Dieser Fln. sowie ähnliche wie „Mothsbächel", aber auch „Mordwiese" usw. werden auf einen mundartlichen Ausdruck „der Mott" = Morast, Erde, zurückgeführt.

Gläßer, Flurnamen von Neukirchen: „Tagebl. f. Borna", Nr. 204 vom 3. September 1933.
Unbedeutende Aufzählung von rund 20 Fln.

H., K., Vom Sinn unserer heimischen Flurnamen: „Unsere Heimat", Beil. z. „Sächs. Erzähler" (Bischofswerda), Nr. 38 vom 18. September 1933.

Digitized by Google

Kurzer Überblick über die Bedeutung heimischer Fln., der zwar vom besten Willen getragen, doch nicht allseitig zuverlässig ist (Überbewertung des slavischen Einschlages).

Hoffmann, Karl, Zweenfurther Flurnamen: „Nachrichten u. Anz. für Borsdorf u. Zweenfurth", Nr. 27 vom 4. März 1933.

Kurze Besprechung der wichtigsten Fln. von Z.

Langer, Johannes, Flurgeschichtliche Wanderungen in der Rochlitzer Pflege: „Aus der Heimat — für die Heimat", Beibl. z. „Burgstädter Anz. u. Tagebl.", Jg. 1933, Nr. 7.

Einen wesentlichen Teil der Ausführungen bildet die sprachliche und geschichtliche Behandlung der Fln. der 5 behandelten Orte (mit Flurkärtchen).

Leipoldt, Johannes u. Löffler, Rudolf, Die Flurnamen von Oelsen und Bienhof, Amtsh. Pirna: „Sächs. Flurnamenverzeichnisse", 1. Heft, Dresden 1933, 32 S. u. Flurkarte.

Erste, als Muster gedachte Veröffentlichung der Fln.-Verzeichnisse der Sächsischen Fln.-Stelle. Nach einer ortsgeschichtlichen Einleitung folgt das genau bearbeitete Verzeichnis von 208 Fln. Vgl. die Besprechung im „Sächs. Fln.-Sammler", Nr. 4 (1934), S. 23f.!

Löscher, Hermann, Flurnamenverzeichnis (von Lunzenau): Anlage III zu „Geschichte der Stadt Lunzenau" (S. 229—233), Burgstädt 1933.

Das sehr brauchbare, 76 Namen umfassende Fln.-Verzeichnis folgt in der Anlage dem sächsischen Muster.

Michael, A., Alte Flurnamen an der Pulsnitz: „Westlausitzer Ztg.", Nr. 233 vom 4. Oktober 1933.

Kurze Ausführungen über einige Pulsnitzer Fln. in ortsgeschichtlichem Rahmen.

Pfau, Clemens, Gewässer in der Rochlitzer Gegend. Sonderdruck aus dem „Rochlitzer Tagebl." 1933 (30 S.).

Ortsgeschichtlich aufschlußreiche Zusammenstellung der Bäche, Quellen und Teiche der Rochlitzer Gegend und Deutung ihrer Namen auf Grund reichen archivalischen Stoffes.

Schneider, Waldemar, Geschichtliches und Zeitliches über Flur- und Eigennamen in Grünlichtenberg: „Heimat und Volk", Beil. z. „Waldheimer Tagebl.", Nr. 10 u. 11 (1933). Auch als Sonderdruck erschienen.

Volkstümliche Plauderei.

Strohbach, Horst, Die Flurnamen Oberfrohnas: „Limbacher Tagebl. u. Anz.", Nr. 89 vom 15. April 1933.

In ansprechender volkstümlicher Form werden verständnisvoll alle erreichbaren topographischen Namen der Ortsflur durchgesprochen.

Thiele, Hermann, Flurnamen der Stadt Elsterberg: „Aus d. Heimat", Monatsbeil. der „Elsterberger Nachrichten", Nr. 45, 46 u. 49 vom 31. Januar, 28. Februar und 31. Mai 1933.

Ortsgeschichtliche Feststellungen über einige Flur- und Straßennamen wie „der Keitel" (Keitelgarn = ein Fischfanggerät), „der Sack", „Schloßberg" und „Pfarrgarten".

Umfragen

Zu Umfrage 2 (Scheibe): Johannes Richter (Seifhennersdorf) gab uns 13 Vorkommen dieses Flur- und Siedlungsnamens aus der sächsischen Oberlausitz an.

Zu Umfrage 3. (Überschaar): Auch im letzten Jahr gingen noch aufschlußreiche Antworten ein, nämlich von Edwin Bauersachs (Lauter i. S.), A. Enger (Radeburg), Carl Hollstein (Dresden), Dr. Herm. Löscher (Dresden), W. Neumerkel (Johanngeorgenstadt), E. W. Rühle (Dresden), F. O. Schmidt (Claußnitz), M. Strümpfel (Lößnitz i. E.). Dadurch wurde das frühere Vorkommen des Namens in fünf weiteren sächsischen Orten belegt: 136. Diethensdorf 1581—1676 (Amtsh. Rochlitz), 137. Haselbach 1612 (Amtsh. Marienberg), 138. Lauter 1600 (Amtsh. Schwarzenberg), 139. Leubnitz 1572 (Amtsh. Dresden), 140. Schönheide 1591 (Amtsh. Schwarzenberg).

Digitized by Google

Aus der ausführlichen Zuschrift von E. Bauersachs führen wir folgendes Ergebnis an: „Die Ü. ist der südlichste Ausläufer der Gemeindeflur Lauter und gehörte ursprünglich nicht zu ihr. Diese Flächen wurden nach und nach den Besitzern der Güter rechts vom Dorfbach zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse und Vermehrung ihres landwirtschaftlichen Ertrags vom Landesherrn, zunächst zur Rodung, als Laßräume, im 17. Jahrhundert dann als Erbräume zugewiesen. Die Bezeichnung „Ü." ist selbst den ältesten Ortseinwohnern innerhalb der Gemeindeflur nicht bekannt und kommt nur in einem Zinsregister von 1600 vor. Heute tragen die Erbräume allgemein die Bezeichnung Räume." In dem Landsteuerverzeichnis der Nordböhmischen Herrschaft Schluckenau aus den Jahren 1467—88 (Hauptstaatsarchiv Dresden, Landsteuerverzeichnis Nr. 288) kommt Ü. — nach Mitteilung von Dr. Löscher — als üblicher Gattungsbegriff in den meisten Orten der Herrschaft vor, z. B.: „Nickelsdorff . . . hat 13 huffen 5 ruthen und 2 oberscharen gearbeyter (bestellter) und besatzter huben . . ."

Umfrage 6. Eine der beachtenswertesten Bergnamensippen in Sachsen ist die der Gickelsberge und ähnlich. Mir sind folgende Vorkommen bekannt geworden: 1. auf Wickershain-Stollsdorfer Flur (Amtsh. Borna), 2. der zwischen Burgstädt-Burkersdorf und Göritzhain an der Chemnitz sich erstreckende Wald, 3. Wilsdruff, 4. Klingenberg am Tharandter Wald, 5. Berbisdorf bei Moritzburg, 6. Wachwitz, 7. Lockwitz, 8. Eschdorf, 9. Polenz, 10. Loßdorf (8—10 Amtsh. Pirna), 11. Pulsnitz, 12. Bischheim (Amtsh. Kamenz), 13. Kamenz, 14. zwischen Dittersbach und Kiesdorf (Amtsh. Löbau), 15. der Jickelberg südlich von Lichtenberg (Amtsh. Zittau). Einen Ortsteil oder eine Häusergruppe dieses Namens haben die Orte Flöha 16. und 17. Neukirch (Oberlausitz). Woher kommt der Name? Das Schwäbische Wörterbuch von Fischer nennt drei Ableitungen: die von gucken = ausschauen, die von Kuckuck und die vom lateinischen cucullus (cuculla) = Mönchshaube, Kapuze. Letztere Deutung darf man wohl mit großer Wahrscheinlichkeit bei allen den G. annehmen, die einst Klostereigentum waren, wie z. B. bei dem Burgstädter. Er gehört heute der Herrschaft Wechselburg, einstmals dem Augustinerkloster Zschillen. Bei Leisnig liegt die ehemals dem Kloster Buch gehörige Guckenschlucht. Oberl. i. R. Stöbe (Dresden)

Umfrage 7. Welche Bezeichnung ist für das schmale Stück Ackerland, das am Feldrande quer zur Richtung des Pflügens liegt und zur Vermeidung der Schwierigkeit des Umlenkens dient, in Ihrem Heimatorte üblich (gewesen)? Etwa Anewand, Querfurche, Voracker, Vorende, Vorhaupt oder ein anderer Ausdruck? Besonders erwünscht sind Angaben über das Vorkommen des erstgenannten Ausdruckes. Oder kennt man in Ihrem Orte diese Sache gar nicht?

Umfrage 8. Ist in Ihrem Heimatort der Ausdruck Mark für Flurgrenze bekannt (gewesen)? Oder kennt man Mark nur in der Bedeutung Gemarkung, Flur? Wie nennt man sonst noch die Flurgrenze? Schneid? Scheid? Serge? Gibt es Flurnamen mit diesen Wörtern?

Umfrage 9. Gibt es in Ihrem Heimatort noch andere Ausdrücke für Rain, z. B. Rang, Rand? Kommen diese Wörter in Flurnamen vor?

Sächs. Flurnamenstelle, Dresden-N. 6, Düppelstr. 14.

Digitized by Google

Bücherschau

Paul Reinhard Beierlein, Stadtflur und Flurnamen [Elsterbergs]: Kap. VIII von „Stadt und Burg Elsterberg i. V.", 3. Bd. Dresden 1934 (Selbstverlag), S. 108—141.

In diesem Abschnitt der großangelegten dreibändigen Geschichte der Stadt Elsterberg begrüßen wir die zweite neuere große Veröffentlichung der Flurnamen einer Ortsflur Sachsens. Sie entspricht in ihrer Anlage ganz dem von der Sächsischen Flurnamenstelle geforderten Plane („Sächs. Flurnamenverzeichnisse", Heft 1, Ölsen-Bienhof), bringt also die Namen in alphabetischer Folge mit Angabe alter Belege, die dem Verf. als Stadthistoriker natürlich in vollem Umfang zur Verfügung standen, der Lage und der Kulturart. In den Zusätzen erscheinen auch dann und wann Erklärungen. Dem Verf. war es möglich, das schon vor einigen Jahren von H. Thiele (Elsterberg) ausführlich bearbeitete handschriftliche Flurnamenverzeichnis um noch 150 Namen auf rund 350 zu erweitern — eine sehr hohe Zahl für diese kleine Flur, aus der sich eine Flurnamendichte von 79 (für den Quadratkilometer) ergibt. Freilich ist auch eine Anzahl von Gattungsbegriffen aufgenommen worden, die man keineswegs als Flurnamen ansehen kann, z. B. „das Laach" (1569), „Paul Elblins wüstes Feld", „die Ruine", „Rothens Wiese", „der Tunnel", „die unteren Gewende" usw. Eine Flurkarte der Stadtflur ist in dankenswerter Weise beigegeben; freilich enthält sie nur einen Teil der Namen. Das ist z. T. darin begründet, daß 55 % der Namen heute nicht mehr bekannt sind.

Einige Einzelheiten seien hier noch angemerkt. Für „Rödel" die Möglichkeit einer Erklärung vom slav. hrod = Burg anzuführen, ist hier ganz abwegig; es handelt sich mit Bestimmtheit um die Verkleinerungsform von Rod (= Rodung). Der Zweifel des Verf. in die Ableitung des „Orbisgrabens" von maiß = Holzschlag ist sehr berechtigt. Das „Marleholz" ist wohl weniger mit der Jungfrau Maria in Verbindung zu bringen, als vielmehr als „im Erlenholz" aufzufassen. Die „Lache" (Nr. 164) und „die Lage" (Nr. 165) sind höchstwahrscheinlich eins. Ob „der Schlamm" hier wirklich von dem bergmännischen Ausdruck für kleingepochtes Erz zusammenhängt, ist sehr zweifelhaft. Beachtenswert ist der Name „das Dünnpeil", das — wohl richtig — von ding = Gericht und mhd. bîl = Ort abgeleitet wird.

Im Ganzen ist diese wertvolle Orts-Flurnamensammlung sehr aufschlußreich und stellt eine der besten Bereicherungen der neueren Sächsischen Flurnamenliteratur dar, der man recht viele Nachfolger wünschen darf.

Johannes Leipoldt, Dresden

Zur Beachtung!

Die Herausgeber bitten alle Leser und Freunde um eifrige Mitarbeit an unseren Bestrebungen. Vor allem ist eine recht rege Beantwortung unserer Rundfragen erwünscht. Wir bitten aber auch ferner um Einsendung geeigneter kleiner Aufsätze.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. H. Beschorner, Dresden; Verlag: Curt Kabitzsch, Leipzig.
Druck: Lippert & Co. G.m.b.H., Naumburg (Saale). Printed in Germany.

Digitized by Google

Sächsischer Flurnamensammler

Herausgegeben im Namen der Sächsischen Kommission für Geschichte von Staatsarchivdirektor Dr. H. Beschorner und Dr. J. Leipoldt in Dresden

Heft 7 **Julmond / Dezember 1935**

Die Scheibe

Eine flurnamenkundliche Einzeluntersuchung

Von Dr. Johannes Leipoldt, Dresden

Mit 1 Abbildung im Text

Einer der verbreitetsten und häufigsten Flurnamen auf mittel- und oberdeutschem Boden ist „Scheibe" (und Zusammensetzungen damit). Es dürfte kaum Bezirke Mittel- und Süddeutschlands geben, in denen dieser Name ganz fehlt. Seine Häufigkeit erklärt es, daß er — wie kaum ein anderer Flurname — sehr oft im Schrifttum anzutreffen ist. Und meist hat man an dem Namen, dessen Bedeutung doch eigentlich auf der Hand zu liegen scheint, die verschiedensten schillernden Etymologien versucht. Es ist unglaublich, was man unter diesem einfachen Flurnamenwort „Scheibe" nicht alles suchen zu müssen glaubte und — auch fand! Man könnte aus den vielen Erläuterungen des Namens im Schrifttum wohl ohne Schwierigkeit ein Dutzend verschiedene Ableitungen und Deutungen aufzählen. Der Flurname ist ja freilich auch sprachlich viel zu schlicht, als daß man ihn einfach aus der Bedeutung des Wortes im lebendigen Sprachgebrauch erklären könnte! Und doch steckt in ihm in den allermeisten Fällen eben nichts anderes als unser gutes altes Wort „Scheibe". Freilich kann entsprechend der doch recht verschiedenen feineren Bedeutungsbesonderheiten dieses Wortes im heutigen Sprachgebrauch auch dem Flurnamen ein mannigfaltiger Bedeutungsinhalt innewohnen. So muß auch hier wieder — und gerade bei einem solchen Namen — die Flurnamenforschung nicht nur eine Wort-, sondern in erster Linie eine Sachforschung sein. Von der Seite einer gegenständlichen Sachvergleichung her sollen hier diesem alten, oft schon behandelten Namenproblem einige neue und hoffentlich sichere und entscheidende Gesichtspunkte abgewonnen werden.

Zunächst gilt es freilich, einer — nicht geringen — Zahl von offensichtlichen Irrtümern in der Erklärung dieses Namens entgegenzutreten, um dann aus der Kennzeichnung der Fehldeutungen den wahrscheinlichen Bedeutungsgehalt unseres Flurnamens herauswachsen zu lassen.

Verfehlt, und wohl bei allen Vorkommen von „Scheibe" abzulehnen, ist die Ableitung von slawischen Stämmen. Welche Mühe hat man sich hierbei

Digitized by Google

gegeben! Von tschech. šibenice, das Gerichtsstätte bedeuten soll[1]), von einem sonst nicht bekannten skiva = Neubruch[2]), von oberwend. dźiwi = wild[3]), von kschiwy (muß richtig heißen in oberwend. křiwy) = krumm (also krumme Ackerbeete)[4]) und schließlich, am öftesten vertreten, von altwend. šiba = Weidengestrüpp[5]) versuchte man Scheibe abzuleiten. Es lohnt sich nicht, der zweifelhaften sprachlichen Richtigkeit oder Unmöglichkeit dieser Etymologien im einzelnen nachzugehen, denn sie haben — vielleicht mit Ausnahme der letzten — keine Aussicht auf Anerkennung. Nicht allein die fast ausschließliche Verbreitung des Namens auf nie slawisch vorbesiedelten Boden und die stets durchaus deutsche Form des Namens, sondern vor allem der nachher zu erweisende Bedeutungsgehalt lassen es im allgemeinen für ausgeschlossen halten, daß eine der angeführten slawischen Ableitungen überhaupt in Betracht gezogen werden kann. Und so denkt denn heute auch niemand ernstlich mehr daran.

Doch auch die zahlreichen Ableitungsmöglichkeiten von deutschen Wortstämmen sind etwas einzuschränken. In gewissen oberdeutschen Gebieten, auch in Teilen von Sachsen, gibt es die Bezeichnung Scheibe(n) für Heuhaufen bestimmter Art[6]). Ahd. scoub, eigentlich Schopf, ist die Garbe, aber dann auch eine Art kleiner Heuschober. Hintner kennt es als Bezeichnung für kleinen dichten Busch[7]). Daß dieser Ausdruck in weiterem Maße flurnamenbildend geworden ist, kann nicht angenommen werden, obwohl diese Möglichkeit für einzelne Fälle nicht ganz von der Hand zu weisen ist. Noch weniger in Betracht kommt eine von Grimm[8]) übernommene und von da in die Fachliteratur[9]) eingedrungene Deutung des Namens und Wortes Scheibe als eines Blockes Landes, der bei der Besiedlung einer Flur als Gemeindeland zu Weidezwecken liegen geblieben sein soll. Bei einer Nachprüfung des Sachverhaltes bei den Scheibenamen ergibt sich dafür nirgends ein Anhalt. Füglich übergehen können wir die von Schmeller erstmalig erwähnte Erklärung der Scheibenstraßen und -wege von den auf ihnen als Handelsgut geführten „Scheiben" Salz[10]), da ihre Zahl vergleichsweise verschwindend gering ist. Bei einer anderen kleinen Gruppe der Scheibe-

[1]) Arandt, Von der Crossener Markbeschreibung: „Die Mark Zeitz", Jahrg. 1921, S. 94f. — Wahrscheinlich ist an die Bedeutung des oberwend. šibjeńca (= Galgenberg) gedacht.

[2]) Ebenda.

[3]) Sempert, Die Siedlungen in Schwarzburg, 1909, S. 74.

[4]) Gander, Die Flurnamen des Kreises Guben, 1910, S. 121.

[5]) Preusker, Blicke in die vaterländ. Vorzeit, Bd. III, 1841, S. 113; Kuehnel, Die slavischen Orts- und Flurnamen der Oberlausitz, Register: Neues Laus. Mag. Bd. 75, 1899, S. 206 (šiba ist eigentlich die Ruthe, šibja = Gestrüpp).

[6]) Schmeller, Bayerisches Wörterbuch, Bd. II, 1836, S. 356; Martin-Lienhart, Wörterbuch der oberelsässischen Sprache, Bd. II, 1904, S. 387; Müller-Fraureuth, Wörterbuch der obersächs. Mundarten, Bd. II, 1914, S. 413, und andere, darunter auch Vollmann.

[7]) Stubaier Ortsnamen, 1902, S. 173.

[8]) Dtsch. Wörterbuch, Bd. VIII, 1893, Sp. 2385ff.

[9]) U. a. Hüttig, Die Orts- und Flurnamen der Amtsh. Leipzig, 1908, S. 18, und Meder, Flurnamen im Erzgebirge, 1924, S. 17.

[10]) Schmeller, Bd. II, Sp. 356; Grimm, Dtsch. Wörterbuch, a. a. O.; Buck, Oberdeutsches Flurnamenbuch, 1880, S. 234f.; Fischer, Schwäb. Wörterbuch, Bd. V, 1920, Sp. 736f.; Vollmann, Beiträge zur dtsch. Flurnamenforschung, 1922, S. 115ff., und andere.

Digitized by Google

namen, nämlich einzelnen — nicht allen! — Scheibenbergen, hängt der Name zusammen mit einem uralten Brauch, dem Scheibentreiben. An einem bestimmten Feiertag — teils der Johannistag, teils der erste Sonntag nach Fastnacht, aber auch andere Tage sind bezeugt — treiben die Burschen des Dorfes große Räder und runde Holzscheiben, an denen brennende Strohbündel befestigt sind, von einem ganz bestimmten, vom Dorfe gut sichtbaren Berg ins Tal hinab oder werfen sie weit in die Luft[1]). Dieser „Scheiben"- oder „Funkensonntag" hat dadurch für die Dorfgemeinschaft eine besondere Bedeutung. Die Anhöhe, auf der dieser Brauch ausgeführt wird, nannte man oft „Scheibenberg". In Mittel- wie auch in Norddeutschland ist unseres Wissens das Scheibentreiben nicht bekannt. Die auch hier vorkommenden Scheibenberge müssen also aus anderen Gründen zu ihrem Namen gekommen sein. Aber sicher gehen auch in Süd- und Westdeutschland bei weitem nicht alle diese Bergnamen auf das Scheibentreiben zurück.

Lexers „Mittelhochdeutsches Handwörterbuch" gibt bei dem Tätigkeitswort schîben unter anderem auch die Bedeutung wenden, herumkehren an. In dieser Bedeutung ist es auf oberdeutschem Boden noch heute lebendig. Es ist freilich nicht klar, wie weit das Wort in dieser Bedeutung noch verbreitet ist. Buck nennt es, doch helfen dessen zu allgemeine und zufällige Angaben nicht viel weiter. Wichtiger ist, daß es auf schwäbischem Boden sicher bezeugt ist[2]) und daß auch Vollmann den Ausdruck kennt und belegen kann[3]). In der Gegend von Holzkirchen (Oberbayern) sagt man beispielsweise: „Der Weg macht a Scheib'n" (also eine Wendung). Nach Vollmanns Wahrnehmungen haftet der Name Scheibe vielfach an Örtlichkeiten, die an Weg- oder Flußkrümmungen liegen. Das wäre eine analoge Bildung zu Namen wie „Biegung" oder „Kehre", die in manchen Fällen von einem Straßenteil auf das nächstliegende Gelände übertragen worden sind. Doch sind solche Übertragungen nicht häufig, bei Scheibe ist diese Deutung natürlich überall dort abzulehnen, wo Scheibe = Kehre unbekannt ist. So ist es unrichtig, wenn manche Verfasser sie unbesehen von Vollmann übernehmen und sie auf md. und nd. Boden anwenden. Aus dem Gebiete der Sächsischen Flurnamensammlung ließe sich diese Lagebeziehung bei den Scheibe-Örtlichkeiten mehrere Male nachweisen. So liegt eine so benannte Wiese in Schirgiswalde (Amtsh. Bautzen) in einer auffälligen Schleife der Spree. In Saupsdorf (Amtsh. Pirna) liegt die Scheibe unmittelbar an einer Straßenkehre. Aber wenn wir nicht annehmen wollen, daß das Wort Scheibe = Kehre früher auch auf obersächsischem Boden verbreitet gewesen ist, später aber ausstarb, was freilich noch unbewiesen ist, dann müssen wir uns bei diesen und vielen anderen ähnlichen Vorkommen nach einer anderen namenbildenden Bedeutung des Wortes umsehen. Und das scheint die Tatsache,

[1]) Darüber berichtet ausführlich Fischer, a. a. O.; Steub-Tobler, Schweizer Idiotikon, Bd. VIII, 1920, Sp. 38f.; auch Schmeller und Grimm, a. a. O.; Kübler, Die Flurnamen des Iller-, Lech- und Sennegebietes, 1909, S. 107; Martin-Lienhart, a. a. O. Vgl. auch Eugen Mogk, Altgerman. Kultfeuer: Mitt. d. Vereins f. Sächs. Volkskunde, Jahrg. V, 1910, S. 113f.

[2]) Fischer, a. a. O.

[3]) Vollmann, Beiträge, S. 116.

Digitized by Google

daß Krümmungen dem anschließenden Flurstück eine rundliche Begrenzungslinie geben, zu sein. Damit kommen wir auf die ureigentliche Bedeutung des Wortes wie auch des Flurnamens Scheibe.

Mit Scheibe ist zunächst stets der Begriff von etwas Rundlichem — gleichgültig, ob nur in flächenhafter oder in körperhafter Ausdehnung — verbunden. Ahd. scîba, mhd. schîbe kann somit Kreis oder Scheibe (als kreisförmig begrenzte Fläche) und Rad oder Kugel oder Walze bedeuten[1]). „Aus dem Gebrauch der älteren Sprache ergibt sich, daß der Begriff der Rundung, des Rollens, der Drehung dem Worte zugrunde zu liegen scheint[2])." Scheibe oder scheibenweise sind Ausdrücke für den Begriff rings, im Umkreis und heute noch auf alemannischem Sprachboden in Gebrauch[3]). Weiter verbreitet war früher und ist z. T. heute noch das Wort scheiblich(t) für rundlich[4]). Für topographische Namen kommt bei Scheibe natürlich nur die Bedeutung einer rundlich, kreisförmig begrenzten Fläche in Betracht. Das ist auch der Bedeutungsinhalt des heutigen Gattungsbegriffes Scheibe, auf den sich der alte, ursprünglich weitere Begriffsinhalt verengert hat[5]). In anderer Hinsicht hat sich die Bedeutung des Wortes aber seit mittelhochdeutscher Zeit auch erweitert oder verändert. Wenn wir heute von einer Glasscheibe oder einer Scheibe Brot sprechen, dann denken wir nicht mehr an eine runde Begrenzung, sondern an die ebene Fläche. Diese beiden Begriffsinhalte des Wortes sind es denn also gewesen, die bei der Bildung unseres Flurnamens in der überwiegenden Zahl aller Fälle zugrunde lagen: 1. Scheibe = rundliche Fläche, 2. Scheibe = ebene Fläche.

Eine genaue Durchsicht der sächsischen Flurnamensammlung, die nicht weniger als über 500 Vorkommen des Flurnamens Scheibe nachweist, hat dies nur bestätigen können. Es konnte aber z. T. der Bedeutungsgehalt dieser Flurnamen etwas bestimmter gefaßt werden. Ferner ergaben sich gewisse Erweiterungen der Bedeutung.

Oft heißen Flurstücke, die, selbst einigermaßen flach, auf spornartiger Höhe in Talkrümmungen hineinstoßen, so daß eine mindestens in einer Hälfte rund begrenzte Fläche vorhanden ist, „Scheibe"[6]). Bei diesen Scheiben scheinen beide Begriffe — eben und rund — miteinander verbunden zu sein. Sie kommen häufig in den Mittelgebirgsteilen Sachsens, vor allem auf den „Ebenheiten" des Elbsandsteingebirges (Ostrauer Scheibe!) und an den Tälern der größeren Flüsse vor[7]). Hierher gehört — wenn auch in etwas

[1]) Lexer, Bd. II, 1876, Sp. 715. [2]) Grimm, Dtsch. Wörterbuch, a. a. O.

[3]) Fischer, a. a. O.; Steub-Tobler, a. a. O., Sp. 50.

[4]) Gradl, Die Ortsnamen am Fichtelgebirge, 1891, S. 92, weist den Ausdruck „schibelecht" für das Jahr 1388 in der Gegend von Sandau (Nordwestböhmen) nach. Kisch, Nordsiebenbürg. Namenbuch, 1907, S. 115, nennt „scheibliche Wiese" und anderes. Müller-Fraureuth, a. a. O., kennt für Obersachsen „scheibicht"; Schmeller, a. a. O., „scheiblicht". Weinhold, Flurnamen aus dem Erzgebirge, 1896, S. 121, nennt einen „scheibichten Knochen" im Prießnitzer Wald. — In Schwaara (Kr. Gera) gibt es den Flurnamen „die Scheiblichen".

[5]) „Jünger ist die Verwendung des Wortes für ein flaches, rundes Stück mit Aufgabe des Begriffes der Bewegung" (Grimm).

[6]) So erklärt Fehrle den „Scheibenrain" in „Die Flurnamen von Aasen", 1913, S. 183.

[7]) Beispiele aus Sachsen: Möschwitz (Amtsh. Plauen) über dem Elstertale, Rentmannsdorf, Mittelndorf, Altendorf, Heeselicht (alle Amtsh. Pirna).

Digitized by Google

anderer Weise — auch der „Scheibenberg“ im mittleren Erzgebirge bei dem gleichnamigen Städtchen, ein tafelbergartiger Basaltberg. Dagegen fehlt der Name merkwürdigerweise bei den so charakteristisch tafelförmig abschließenden „Steinen“ des Elbsandsteingebirges.

Zweifellos sehr häufig ist die Rundung der Umgrenzung einer bestimmten Flurparzelle bei den „Scheiben“ namenbildend geworden. Ein besonders schönes Beispiel ist die Scheibe in der Flur Altstadt bei Stolpen (Amtsh. Pirna). Hier wird das große Innenteil der sog. Hussitenschanze, eines großen geschlossenen Ringwalles (mit Graben) von etwa 300 m Durchmesser, einfach Scheibe genannt (siehe Abb.)[1]). Freilich ist die Rundung zumeist nicht so schön ausgeprägt, sondern nur annähernd. Man muß aber bedenken, daß der Beschauer, der den Namen gab, die Flurstücke ja meist nicht von oben sehen konnte, sondern aus seinem Gesichtswinkel nur einen ungefähren Eindruck von der Umrißgestalt hatte. So werden häufig solche Parzellen Scheibe genannt, die eine nach allen Seiten sich einigermaßen gleichmäßig erstreckende Fläche aufwiesen, im Gegensatz zu den umgebenden Streifenparzellen. Das wird besonders deutlich an dem Beispiel Stolpen (s. Abb.). Das Erkennen einer entfernt rundlichen Flächenform wird selbstverständlich wesentlich erleichtert, wenn die betreffende Parzelle eingeschlossen ist von Grundstücken einer anderen Kulturart. Am besten heben sich Feldstücke, die von Wald umgeben sind, heraus. Aber auch Felder, die inmitten liegen, werden gern mit Scheibe bezeichnet. Wie aus den Beispielen Wiesen der Abbildung hervorgeht, werden dann auch Felder mit recht komplizierten Umrißformen noch so genannt. Es ließen sich dafür allein aus der sächsischen Flurnamensammlung zahlreiche Belege erbringen. Daß diese Deutung des

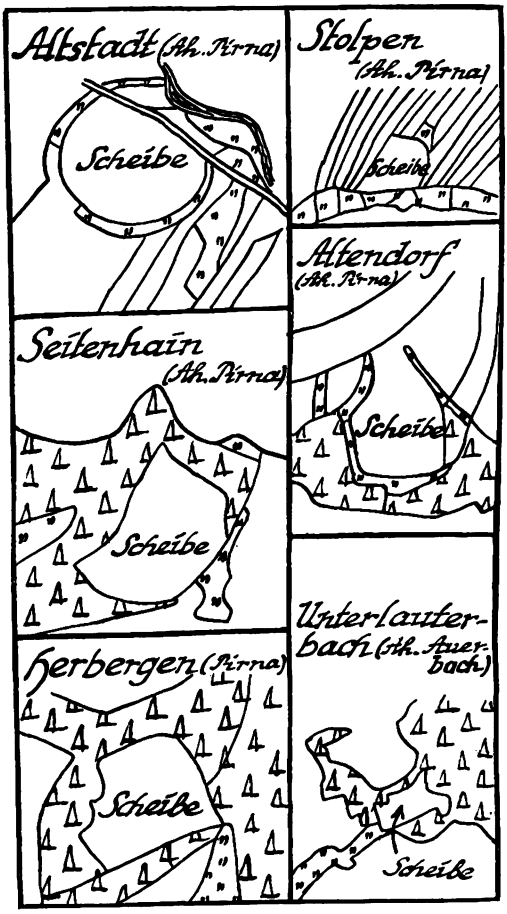


Abb. 1

[1]) Einen ähnlichen Fall erwähnt Groß, Die Flurnamen von Löwenberg in Schlesien, 1925, S. 186: Scheibe wird das Innere eines Ringwalles auf einer allseits steil abfallenden Bergzunge genannt.

Digitized by Google

Flurnamens auch in dem vorliegenden Flurnamenschrifttum sehr häufig vertreten wird, braucht kaum erst noch ausgesprochen zu werden.

Über die Bedeutung von eben einerseits und rund anderseits hinaus hat Scheibe — nur in Flurnamen — teilweise eine Bedeutungsänderung erfahren. Wahrscheinlich von dem Begriff Scheibe = Ebene ausgehend, wurde Scheibe schon im Mittelalter eine Bezeichnung für große, nicht unterteilte Flurstücke, zumeist Feldschläge. Dabei wurde die Voraussetzung der flachen Geländeform teilweise aufgehoben. Auch hierfür ergibt die sächsische Flurnamensammlung eine große Zahl klarer Beweise. Die Rittergutsflur Gamig besteht eigentlich nur aus einem einzigen großen Flurschlag, den man bezeichnenderweise „die Scheibe" nennt[1]). Auch Feldstücke in Bauernfluren werden so genannt, wenn sie durch ihre verhältnismäßig bedeutende Größe in der Umgebung auffallen, sogar auf reinen Waldhufenfluren[2]). Daß große Rittergutsfelder oft gerade Scheibe heißen, hat man natürlich schon mehrfach festgestellt[3]), aber anscheinend nur auf sächsischem Gebiet. Es ist aber zu vermuten, daß man diese Sonderbedeutung des Flurnamens auch andernorts feststellen kann, wenn man nur darauf achtet.

Namenbildend geworden sind bei den Örtlichkeiten namens Scheibe aber noch zwei andere Beziehungen. Die eine — sie ist in der Literatur häufig belegt — bezieht sich auf die Grundstücke, auf denen längere Zeit hindurch Schießscheiben aufgestellt gewesen sind. Hierher gehören in erster Linie Lagebezeichnungen wie „an der Scheibe", dann auch Zusammensetzungen wie Scheibenwiese, -felder. 1835 bezeichnete man in der Stadt Wehlen (Amtsh. Pirna) ein am Schießhaus gelegenes Grundstück mit „obig der Scheibe". In Neustadt (Amtsh. Pirna) liegen die „Scheibenfelder" nicht weit vom Schießhaus. 1705 wird in Roßwein (an der Mulde) die Lage einiger Parzellen mit „an der Vogelstange und der Scheibe" beschrieben. In Bad Ems wurde auf der „Scheibenwiese" wahrscheinlich nach der Scheibe geschossen[4]). Diese Bedeutung ist auch für andere Landschaften Deutschlands durchaus gesichert[5]).

Noch ungenügend dagegen sind wir über ein vermutliches Flächenmaß, das den Namen Scheibe getragen hat, unterrichtet. Von seinem Dasein hören wir innerhalb der flurnamenkundlichen Literatur erstmalig durch Buck (a. a. O.). J. Miedel spricht von einem runden (?) Flächenmaß Scheibe[6]),

---

[1]) Weitere Beispiele aus Sachsen: Rammenau (Amtsh. Bautzen), Gnandstein (Amtsh. Borna), Radeburg, Linz (Amtsh. Großenhain), Zehista, Thürmsdorf (Amtsh. Pirna), Reinhardtsgrimma (Amtsh. Dippoldiswalde), Wiesenburg (Amtsh. Zwickau).

[2]) Beispiele: Fischbach (Amtsh. Pirna) und Waldkirchen (Amtsh. Auerbach).

[3]) So Reinhold, Döbelner Flurnamen: „Döbelner Erzähler", Jahrg. 1928, Nr. 10f. („Klosterscheibe" — ein Feld von 99 Acker Fläche); Joh. Langer, Flurnamen der Dippoldiswalder Gegend: „Dippoldisw. Tageblatt", Jahrg. 1927, Nr. 180.

[4]) Adolf Bach, Die Gemarkungsnamen des Bades Ems, 1925, S. 67.

[5]) Vgl. vor allem Buck, a. a. O., S. 234f.; G. Walter, Orts- und Flurnamen von Schaffhausen, 1912, S. 101f.; Steub-Tobler, a. a. O.; J. Miedel, Flurnamen im Gebiet Weißenburg, 1921, S. 33f.; Vollmann, Beiträge, a. a. O.; W. Große, Gesch. d. Grafsch. Wernigerode in ihren Forst-, Flur- und Straßennamen, 1929, S. 125.

[6]) Oberschwäbische Orts- und Flurnamen, 1906, S. 24.

Digitized by Google

ebenso später Alfred Meiche[1]) und Meder[2]). Über Zeit, Ort und Art der Anwendung und über die Größe dieses Maßes ließ sich bis jetzt kein Begriff machen. Weder Grimm noch die großen deutschen Mundartwörterbücher kennen es. Ja, man könnte sogar überhaupt an seinem früheren Bestehen zweifeln. Doch scheint es in einem Steuerverzeichnis von Niederdorf (Amtsh. Stollberg) aus dem Jahre 1567 vorhanden zu sein. Als Besitz eines Bauern wird dort unter anderem aufgeführt: „30 Schocke (Zins) von zwey Scheiben Acker[3])." In einem späteren gleichartigen Verzeichnis wird dieser selbe Besitz mit „ein Viertel Ackers" bezeichnet. Demnach wäre 1 Scheibe = $^1/_8$ sächsischer Acker = 0,07 ha groß — vorausgesetzt, daß man bei jener Angabe überhaupt an ein bestimmtes Maß zu denken hat, was nicht unbedingt sicher erscheint. Aus Lößnitz im Erzgebirge stammt ein ähnliches Zeugnis eines vermutlichen Scheibemaßes. 1497 heißt es dort „dy scheyb ackers vor dem obern thor", 1600 „ein Scheyb Acker uf der Marck gelegen", 1609 „das Stücke Feldt, die halbe Scheube genannt", dann aber 1600 auch „ein Stück Acker, die Scheyb genanth, vorm öbern Thor"[4]). Aus diesen Nachrichten könnte man förmlich die Entwicklung des Maß-Gattungsbegriffes zum Flurnamen herauslesen. Ist aber Scheibe wirklich ein Flächenmaß gewesen, dann kann es bei kleinen Einzelparzellen sehr wohl flurnamenbildend gewesen sein.

Damit sei der Gang auf den mannigfaltigen und verzweigten Wegen und Irrwegen der Erklärung eines Flurnamens beschlossen. Dieses Beispiel des Versuches einer Flurnamendeutung ist wohl besonders gut geeignet, sowohl die Notwendigkeit einer eingehenden Sachuntersuchung bei jeder Flurnamenforschung eindringlich zu beleuchten, als auch zu der Erkenntnis zu verhelfen, daß man nicht alle gleichlautenden Namen gleich erklären und eine Deutung nicht unbesehen in eine andere Gegend übernehmen darf. In diesem Sinne sollen vorstehende Ausführungen zur Nachprüfung der angegebenen Deutungsmöglichkeiten anregen.

Umfragen

Zu Umfrage 6 (Gickelsberg): Antworten gingen nur sehr wenige ein, und zwar von Dr. Walter Frenzel (Bautzen), Lehrer Gerhardt Müller (Dresden-Lockwitz) und Baurat Pusch (Dresden). Müller teilt über den Lockwitzer „Gückelsberg" mit, daß er nie Klostereigentum, sondern stets in der Hand des Ritterguts Lockwitz gewesen ist. Er weist für ihn eine Erwähnung aus dem Jahre 1723 („Guckelsberg") nach.

Aus der wertvollen Zuschrift von Walter Frenzel geben wir folgenden Auszug. „G. braucht nicht auf lat. cucullus zurückgeführt zu werden, wir haben im Deutschen den Kogel, als Gassenname im 15. Jahrhundert in Bautzen gebraucht in der Form Kogelzippel = Mönchskapuze (heute hintere Brüdergasse). Die Führung der Gasse hat Ähnlichkeit mit diesem Kleidungsstück.

[1]) Das Flurbild von Sebnitz, 1925, S. 26f.

[2]) Die Flurnamen (des Bez. Komotau), 1930, S. 73 („ein Flächenwiesenmaß").

[3]) Diese aus dem Gemeindearchiv Niederdorf stammende Angabe verdanke ich Herrn Dr. Löscher-Dresden.

[4]) Aus einer dankenswerten Zuschrift des Herrn Dr. Oskar Philipp-Meerane an die Schriftleitung des „Sächs. Flurnamensammlers".

Digitized by Google

Das Franziskanerkloster erreichte man durch die Brüdergasse. Ob sich freilich daraus je ein Gickelsberg entwickeln konnte, ist sehr zu bezweifeln. Die Herleitung von Kuckuck ist abzulehnen. ... Daß Gickelsberg aus gucken = schauen entstanden sei, ist eine volksläufige Deutung in der Oberlausitz. Sachlich wäre sie möglich, da die G. immer an wichtigen Stellen liegen ... Aber auch dies kann nur Anklang sein, wenn auch ein glücklicher. Selbst die Herleitung von gokeln = Feuerzeichen anbrennen ist versucht worden.... Eine Lösung ist den Sprachforschern, denen sie zukommt, aber nur möglich, wenn recht viele und recht alte Belege aus Urkunden zusammengetragen werden." Er handelt dann von einer Deutung des N., die er schon früher (im „Bautzener Tagebl.", Nr. 137 vom 14. Juni 1932) vertreten hat und die den Namen G. in Verbindung bringt mit den von Thietmar von Merseburg für Meißen genannten „Cukesburgienses" (das sind slavische Burgwächter). Wollte man diese Deutungsmöglichkeit für einen bestimmten Fall schon zugeben — für die Menge der G. kommt sie wohl nicht in Betracht. Wir hoffen, daß die Aussprache über diesen auffälligen Namen noch weiter fortgesetzt wird.

Zu Umfrage 7 (Auewand) und **8** (Mark usw.). Die zahlreichen eingegangenen Antworten können aus Raumgründen erst im nächsten Heft gebracht werden.

Zu Umfrage 9 (Rain). Karl Andrä (Lübau): „Man sagt (in Lübau b. Tharandt) nur ‚der rēn' ..." Karl Böhme (Radeberg): „In den Orten Breitenau, Liebenau, Börnersdorf, Oelsen (Osterzgebirge) ist nur die Bezeichnung ‚Rand' gebräuchlich; einen ‚Rain' kennt man dort nicht." Nach der Zuschrift von Rittergutsbesitzer E. v. Kreller (Weischlitz i. V.) wird „Rant" allgemein allein für einen breiten, meist hängigen Rand, „Rain" dagegen für einen ganz schmalen, oft als Fußweg benutzten Landstreifen angewendet.

Bücherschau

Ernst Schwarz, Die Flurnamen des Bezirkes Gablonz, 1. Heft des „Sudetendeutschen Flurnamenbuchs", hsg. von Erich Gierach und Ernst Schwarz. Prag 1935 (Vertrieb Franz Kraus, Reichenberg). 173 S. und 1 Karte.

Das neue Buch des Leiters der sudetendeutschen Flurnamenstelle ist als 1. Heft einer Reihe, die im Laufe der nächsten Jahre allmählich die Veröffentlichung der großen Flurnamensammlung der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die tschechoslowakische Republik bringen soll, also gleichsam als Muster und Probe, doppelt wichtig. Nach einleitenden Kapiteln über die Quellen (neben der lebendigen Volksüberlieferung vor allem der Josefinische Kataster aus den Jahren 1785—88) und über „Alter, Art und Lebensdauer der Flurnamen" werden die Namen nach ihrer Sachbezogenheit (Grenze, Viehweide usw.) oder ihrem begrifflichen Inhalt (Volksglaube, Spott usw.) in Abschnitte zusammengefaßt, in beschreibender Darstellung (nicht in Listenform) gebracht. Ein Kapitel „Flurnamen und Siedlungsgeschichte", aus der die nur ganz geringe slavische Vorbesiedlung dieses alten, spät angebauten Waldlandes hervorgeht (hierzu die Karte der Verbreitung der tschechischen Orts- und Flurnamen), schließt ab. Ein gutes Register mit rund 3000 Namen, das für eine Veröffentlichung dieser Art ja sehr wichtig ist, ist angefügt. Das Heft erscheint gleichzeitig mit einer Darstellung der Ortsnamen des Bezirks durch denselben Verfasser als ein Band der „Heimatkunde des Bez. Gablonz". Das erklärt manche Breite des Buches. Trotzdem bietet es — auch dem nicht Einheimischen — in zahlreichen Einzelheiten außerordentlich Wertvolles. Es wird beim aufmerksamen Durcharbeiten immer wieder deutlich, wie gut Flurnamen doch in fast alle Dinge volksmäßiger Kultur und in die Vergangenheit einer Landschaft einführen können. Wir Sachsen können Böhmen um solche Heimatkunden beneiden! Dieses Heft kann übrigens auch den sächsischen und schlesischen Nachbarn, die einer solchen Zusammenfassung ermangeln, warm empfohlen werden.

Johannes Leipoldt

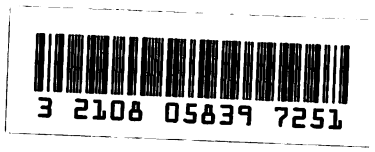
Verantwortlich für die Redaktion: Dr. H. Beschorner, Dresden; Verlag: Curt Kabitzsch, Leipzig.
Druck: Lippert & Co. G.m.b.H., Naumburg (Saale). Printed in Germany.

Digitized by Google

Digitized by Google

DD
701
.S315
v.10

Digitized by Google


3 2108 05839 7251

Digitized by Google

Digitized by Google